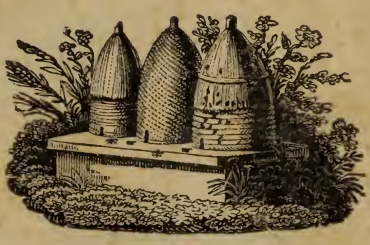
PF 3116
.V4

ERSTES Erstes
schul- UND LESEBUCH
Schul- und Lesebuch
FÜR
für
DIE BÜNDNERISCHE JUGEND
die Bündnerische Jugend.

Herausgegeben

vom Verein zur Verbeßrung der Volksschulen

in Graubünden.



Zweite Auflage.

LIBRARY OF CONGRESS
CITY OF WASHINGTON.

Chur,
Druck und Verlag von S. Benedict. 1834.

PF3116
.V4

Vorwort.

Der Schulverein legt hiemit den Bündnerischen protestantischen Schulen die zweite Auflage des Ersten Schul- und Lesebuchs vor, da sich die erste Auflage, obgleich sie 3000 Exemplare stark war, in den ersten zwei Jahren gänzlich vergriffen hatte.

Der Zweck dieses Schulbuchs sollte sich aus seinem Titel ergeben, aber derselbe ist eher zweideutig und bedarf daher einer nähern Auslegung. Es wurde dieses Buch in seiner ersten Auflage das Erste Schul- und Lesebuch genannt, weil der Verein eine Fortsetzung in einem zweiten Theile herauszugeben beabsichtigt, keineswegs aber in dem Sinne, als ob dieses das Anfangsbuch im Leseunterricht abgeben sollte. In der Reihenfolge der Schulbücher für den Leseunterricht nimmt es die dritte Stufe ein. Für die Elementar-Uebungen ist das A B C und Namenbüchlein, — für die ersten Uebungen im richtigen Lesen ist der Leseschüler bestimmt; erst wenn diese beiden Stufen erreicht worden, wenn also der Schüler so weit vorgerückt ist, daß er kleine, aus mehrern Sätzen bestehende Abschnitte richtig lesen kann, so schreite der Lehrer zur höhern Stufe, zu der Uebung im fertigen Lesen, und hiefür ist dieses Schulbuch bestimmt und, wie wir glauben, auch ganz geeignet. Die Fortsetzung, oder das zweite Schul- und Lesebuch soll nach Inhalt und Sprache, besonders dann durch Mittheilung der wissenswürdigsten Gegenstände aus dem großen Gebiete der gemeinnützigen Kenntnisse, für eine geübtere Fassungskraft eingerichtet werden.

Vorliegende zweite Auflage ist im Wesentlichen ein getreuer Abdruck der ersten, weil bedeutende Abänderungen, so wünschbar sie auch hier und dort gewesen, eine Störung in denjenigen Schulen veranlaßt haben würden, wo Exemplare beider Auflagen neben einander gebraucht worden wären. Nur in den Erzählungen aus der Bündnergeschichte haben sich hin und wieder

kleine Abänderungen als unerläßlich herausgestellt, und sind daher auch vorgenommen worden, doch mit solcher Schonung des ursprünglichen Textes, daß schwerlich daraus große Inconvenienzen sich ergeben werden.

Noch wird man bemerken, daß in einigen Punkten der Rechtschreibung diese zweite Auflage von der erstern ebenfalls abweicht; dieses geschah aus Gründen, die wohl keiner nähern Beleuchtung bedürfen.

Für zweckmäßigen Gebrauch dieses Schul- und Lesebuchs haben wir nur drei Bemerkungen zu machen:

1. Der Abschnitt: Kurze Sätze zur Uebung im Aufmerken und Nachdenken — sollte nicht erst dann mit den Kindern vorgenommen und behandelt werden, wenn alle vorhergehenden Erzählungen durchgelesen worden sind, sondern kann gleich anfangs oder doch nach dem ersten Monat Schritt vor Schritt vom Lehrer benutzt werden, um die Aufmerksamkeit und die Denkkraft der Kinder anzuregen und zu üben.

2. Die Erzählungen aus der Bündnergeschichte sind zunächst zu Leseübungen bestimmt, aber der Lehrer wird wohlthun, wenn er leichtere Abschnitte, nachdem sie gehörig durchgelesen worden, auch mündlich wieder erzählen läßt. Es wäre fehlerhaft, solche Abschnitte auswendig lernen zu lassen; je vollständiger und freier sie von den Kindern erzählt werden, desto besser.

3. Die am Schluß des Buches gegebenen Gebete sollten niemals zu eigentlichen Leseübungen gebraucht werden, sondern als das was sie seyn sollen, als Gebete.

Nach diesen Bemerkungen wünschen wir, der Segen und die Kraft des Allmächtigen wolle dieses Schulbuch begleiten, damit es zu einer christlichen Erziehung unsrer Jugend soviel beitrage und Früchte bringe, als von dergleichen menschlichen Werken zu erwarten ist.

Chur, den 1 Februar 1834.

Der Bündnerische evangel. Schulverein.

Erzählungen.

1. Der gute Vater.

Ein guter Vater hielt sich wegen wichtiger Geschäfte in der Hauptstadt des Landes auf; die Mutter und die Kinder lebten indessen, weit von ihm entfernt, auf einem kleinen Landgute. Da schickte der Vater den Kindern einmal eine große Kiste voll schöner Sachen und einen Brief, in dem geschrieben stand: „Liebe Kinder! Seyd fromm und gut, dann dürft ihr bald zu mir kommen. Freuet euch: in der Wohnung, die ich euch bereitete, habe ich noch viel schönere Geschenke für euch aufbewahrt.“

Die Kinder hatten eine große Freude, und sagten: „Wie gut ist doch unser Vater, und wie viele Freuden macht er uns! Wir haben ihn recht von Herzen lieb, obwohl wir ihn nicht sehen, und ihn uns nicht mehr denken können. Wir wollen ihm gewiß auch Freude machen und alles thun, was in dem Briefe steht. O wie freuen wir uns, den guten Vater einmal zu sehen!“

Die Mutter sagte hierauf: „Liebe Kinder! Wie es euer Vater auf Erden mit euch macht, so macht es der himmlische Vater mit den Menschen.“

„Wir Menschen sehen und lieben Gott jetzt freilich noch nicht. Allein er giebt uns allerlei schöne Ge-

schenke — Sonne, Mond und Sterne, Blumen, Obst und Feldfrüchte — aus denen wir seine Liebe erkennen. Die heilige Schrift ist gleichsam ein Brief von Ihm, darin Er uns seinen Willen offenbart, und uns den Himmel verspricht. O dort warten noch schönere Gaben und größere Freuden auf uns, als diese Welt uns geben kann!"

„Wir wollen also Gott wieder lieben, seinen Willen thun, und uns auf den Himmel freuen. Dort werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, und unsere Freude wird unbeschreiblich seyn."

Gott ist die lautre Lieb' und Güte,
Liebt ihn mit freudigem Gemüthe.

2. Der Sonnenschein.

„Wenn doch nur immer die Sonne schiene!" sagte Friederike an einem trüben Regentage. Ihr Wunsch ward erfüllt. Es ließ sich Monate lang kein Wölklein sehen. Die lange Tröckene richtete aber großen Schaden auf Aeckern und Wiesen an; auch in Friedrikens Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und ihr Flachs, auf den sie sich sehr gefreut hatte, wurde kaum Fingers lang.

„Siehst du nun, sagte die Mutter, daß der Regen so nöthig ist, als der Sonnenschein! Und so wäre es auch für uns Menschen nicht gut, wenn wir lauter heitere, fröhliche Tage hätten; es müssen auch trübe Tage, Leiden und Trübsale über uns kommen, damit wir gute Menschen werden.

Nicht nur der Sonnenschein und Regen,
Auch Freud' und Leid ist Gottes Segen.

3. Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst von dem Jahrmarkte nach Hause, und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, der gute Mann wurde durch und durch naß. Er war daher sehr unzufrieden, daß Gott ihm ein gar so schlechtes Wetter zur Reise gab.

Jetzt kam der Kaufmann in einen dicken Wald, und sah mit Entsetzen einen Räuber am Wege stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte, und — sie abdrückte. Allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte gieng nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn, und entkam glücklich.

Als er nun in Sicherheit war, sprach er: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter nicht als eine Schickung Gottes geduldig annahm! Wäre das Wetter schön und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben."

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es Anfangs anders scheint.

---

4. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhalle. Einmal schrie er nun auf der Wiese: „Ho, hop!" Sogleich riefs im nahen Wäldchen auch: „Ho, hop!" Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?" Die Stimme rief auch: „Wer bist du?" Er schrie:

„Du bist ein dummer Junge!“ — „Dummer Junge!“ hallte es aus dem Wäldchen zurück.

Jetzt ward Georg ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemand finden.

Hierauf lief Georg heim, und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Wäldchen versteckt und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: „Dießmal hast du dich recht verrathen und dich selbst angeklagt! — Wisse, du hast nichts vernommen, als deine eigenen Worte. Denn wie du dein Gesicht schon öfter im Wasser gesehen hast, so hast du jetzt deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hinein gerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurückgekommen.“

„So geht es aber immer. Das Betragen Anderer ist meistens nur der Wiederhall des unsrigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie auch uns freundlich begegnen. Sind wir aber gegen sie rauh und grob, — so dürfen wir auch von ihnen nichts besseres erwarten.“

Wie du hinein rufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

---

5. Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir, rief Ignaz; denn ich habe sie zuerst gesehen.“ „Nein,

sie gehört mir," schrie Bernhard, „denn ich habe sie zuerst aufgehoben." Beide geriethen in einen heftigen Streit.

„Ich will den Streit ausmachen!" sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufgehoben; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch.

Das, setzte er lachend hinzu, ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse.

Wer Freude hat am Prozessiren,
Wird statt Gewinnens stets verlieren.

---

6. Das kostbare Kräutchen.

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, giengen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich."

Wallburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach es auch so!"

„Ei, rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein seyn. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt!"

Wallburg antwortete: „Das kostbare Kräutchen, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld.“ Denn

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

---

7. Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Gärtlein eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren, sagt er; denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“

Er trug die Rübe in das Schloß, und der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes und schenkte ihm — drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorf, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Giebt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, — wie viel werde erst ich für ein so schönes Kalb bekommen!“

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der gnädige Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstelle. Er sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten und zu betteln, es doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: Nun wohl; weil ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freigebig gegen mich seyd, so darf ich mich

auch nicht schlecht finden lassen. Ich will euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauern — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn.
Verstellte Güte — Spott und Hohn.

---

8. Der Kürbis und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbisstaude, die an dem nächsten Gartenzaune emporwuchs. Da schüttelt er den Kopf und sagte: „Hm! hm! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude dort so große, prächtige Früchte trägt; der große, herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervor bringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen.

Kaum hatte er dieß gesagt, so fiel eine Eichel herab und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh! rief jezt der erschrockene Mann; da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht.“

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht,
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

---

9. Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas stand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüschen und Haselstauden überwachsen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Aernte, lag Niklas einmal im Schatten einer Haselstaude. Ein Bauer mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn fuhr an ihm vorbei. Niklas sah den vollen Wagen mit scheelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb stehen und sagte zu Niklas: „Wenn du von diesem wüsten Boden, der dein Eigenthum ist, täglich nur soviel umarbeiten wolltest, als du mit deinem faulen Körper bedeckest, so könntest du jährlich wohl mehr Korn schneiden, als du auf dem Wagen da siehst.“

Dem Niklas gefiel dieser Rath. Er reutete die Gesträuche und Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihn keinen Kreuzer kostete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bittre Noth,
Dem Fleissigen fehlts nie an Brod.

---

10. Der Schatz im Acker.

In einem weit — weit entfernten Lande traten einst zwei Bauern vor den Richter. Der eine sagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundstück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin; den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden, und habe an den Schatz kein Recht.“

Der Andere sagte: „Ich kann das viele Gold und Silber eben so wenig mit gutem Gewissen annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben und es gehört mir also auch nicht. Ueberdieß verkaufte ich dem Nachbar den Boden mit allem, was darin war, und behielt mir nichts vor.“

Entscheide nun du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre.

Der Richter sprach zu ihnen: „Ich habe gehört, der Sohn des Einen und die Tochter des Andern wollen einander heirathen. Gebt den zwei Kindern den Schatz zum Heirathsgute.“

Die ehrlichen Männer versprachen es zu thun, und giengen vergnügt nach Hause.

Wie schön ist doch die Ehrlichkeit —
Die Gott und gute Menschen freut.

---

11. Das Kanarienvögelein.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sagte: „Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht artig, fleißig und folgsam seyn wirst!“ — und Christine versprach es.

Eines Tages kam Christine aus der Schule heim. Da sagte die Mutter: „Ich gehe jezt ein wenig aus. Hier auf dem Tische steht ein kleines, neues Schächtelein. Bei Leibe mach es nicht auf; rühre es auch nicht an! Wenn du mir folgst, werde ich dir, sobald ich zurück komme, eine große Freude machen.“

Kaum war die Mutter zur Thüre hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelein schon in der

Hand. „Es ist so leicht, sagte sie, und in dem Deckel sind kleine Löchlein! Was mag doch wohl darin seyn?“ Sie dachte, die Mutter sieht es ja nicht, und machte das Schächtelein auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vögelein geschwind fangen, und es wieder einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte — trat die Mutter herein, und sagte: „Du vorwitziges, ungehorsames Mädchen! Das schöne Vögelein habe ich dir schenken wollen; doch wollte ich dich zuvor prüfen, ob du es verdienest. Jezt aber werde ich es sogleich dem Vogelhändler wieder zurück geben.“

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
Seh'n es auch gleich die Eltern nicht.

---

12. Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beispiele der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?“ so schrie der Staar allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte ihm öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal kam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fieng geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte sich damit fort schleichen.

Allein in dem Augenblicke kam der Jäger bei der Thüre herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu

machen, und rief wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: „Da bin ich?“

Ein Diebstahl sey so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

---

13. Die Henne.

Ein armes Weib hatte eine Henne, die alle Tage ein Ei legte. Das Weib wollte mit einem Ei nicht zufrieden seyn. Sie mästete die Henne, und hoffte nun täglich zwei bis drei Eier in dem Neste zu finden. Allein die Henne wurde durch das übermäßige Futter zu fett — und hörte gar auf zu legen.

Lass dir an Wenigem genügen,
Statt mehr, wirst du sonst gar nichts kriegen.

---

14. Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte öfter: „Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen! Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde.

Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange, und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh, rief der eine, da hinein wird er sich versteckt haben!“ „Nein, sagte der andere, da drinnen kann er nicht seyn; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank ich dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist alles, was du gemacht hast!“

Ein Thierchen sey auch noch so klein,
Es kann dem Menschen nützlich seyn.

---

15. Das Hündchen.

Fräulein Karoline ging eines Tages am Bache spazieren. Da traf sie einige böse Buben an, die ein kleines Hündlein ertränken wollten. Sie hatte Mitleid mit dem armen Thierchen, kaufte es den Knaben ab, und nahm es mit sich in das Schloß.

Das Hündlein gewöhnte sich bald an sie und lief ihr überall nach. Einst kam das Fräulein zu Nacht in ihr Schlafzimmer, um sich schlafen zu legen. Da bellte das Hündlein sehr eifrig unter die Bettstatt hinunter. Karoline zündete mit dem Lichte hinunter, und sieh da — ein fürchterlicher Mensch, der ein Straßenräuber war, hatte sich unter die Bettstatt versteckt.

Sie schrie um Hülfe. Alle Leute im Schloße liefen zusammen. Die Bedienten ergriffen den Räuber, und überlieferten ihn dem Gericht. In dem Verhöre bekannte er, er habe das Fräulein ermorden und das Schloß plündern wollen.

Karoline dankte Gott für ihre glückliche Errettung und sagte: „Wer hätte das gedacht, daß dieses arme Thierchen, das ich vom Tode errettete, auch mir das Leben retten würde.“

Wer selbst den Thieren gut begegnet,
Wird auch dafür von Gott gesegnet.

---

16. Die Schafe.

Ein junger Schäfer hütete in dem Gebirge seine Schafe. Eines Tages saß er auf einem Felsenstücke in dem Schatten einer Tanne. Er schlief ein, und wankte und nickte im Schlafe beständig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schafbock, der nicht weit von ihm grasete, meinte, der Schäfer forderte ihn zum Zweikampfe heraus und wolle mit ihm stoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, gieng, um einen rechten Anlauf zu nehmen, einige Schritte rückwärts, rannte dann auf den Schäfer zu, und versetzte ihm mit seinen Hörnern einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer, der sich aus seinem süßen Schlummer so unsanft aufgeweckt sah, gerieth in einen wüthenden Zorn. Er sprang auf, packte den Bock mit beiden Fäusten, und schleuderte ihn in den nahen Abgrund. Als die Schafe dieses sahen, sprangen sie alle — wohl ihrer hunderte — dem Bocke nach, und wurden an den Felsen

elend zerschmettert. Der Schäfer aber raufte sich vor Jammer die Haare aus, und rief:

Weh dem, der seinen Zorn nicht meistern kann,
Er richtet hundertfältig's Unglück an.

17.

Die Geschichte von der unglücklichen Schafheerde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter Schäfer, der sehr verständig und rechtschaffen war, machte von der Geschichte noch eine sehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch. Dort geht es nicht immer zum Besten zu. Ich habe euch gut und unschuldig erzogen; allein dort könnet ihr leicht verdorben werden.“ Die Kinder sagten: „Ei, Andere gehen ja auch dahin!“

Der Vater sprach hierauf: „Es giengen schon viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennet sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil Andere es auch so machen, ist um nichts klüger — sondern ein wahrer Schafskopf.“

Stürzt sich ein Mensch in Sünd' und Schmach —
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

---

18. Die Perlen.

1. Ein Wanderer hatte sich in einer von jenen heißen Sandwüsten verirrt, darin man Wochen lang herum reisen kann, ohne eine menschliche Wohnung zu finden. Fast verschmachtet vor Hunger und Durst erreichte er endlich einen schattichten Palmbaum und eine frische Quelle. Bei der Quelle lag ein kleines Säckchen. „Gott Lob! sagte der Mann, indem er das Säcklein anfühlte, das sind vielleicht Erbsen, die mich vom Hungertode erretten können.“ Er machte das Säcklein begierig auf, und rief erschrocken: „Ach Gott, es sind nur Perlen!“

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

---

2. Der arme Mann wäre nun neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungert. Allein er betete inbrünstig zu Gott — und plötzlich kam ein Mohr in großer Eile auf einem Kameele daher geritten, erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel. Sieh, sagte der Mohr, wie wunderbar Gott alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück. Gott ließ es zu, — damit ich wieder hieher käme und dir das Leben rette.“

Durch kleine Dinge rettet Gott
Die Menschen oft aus grosser Noth.

---

19. Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab. Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwei der schönsten Steine fehlten. Er hatte sogleich den Lehrjungen im Verdachte und suchte in der Schlafkammer desselben nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient hätte, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Aelster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf das Arbeitsbrett geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen unschuldigen Knaben Unrecht gethan habe, nahm ihn wieder an, gab ihm seine Ehre zurück, und beschenkte ihn zur Vergütung der Schmerzen sehr reichlich.

Den Argwohn fliehe wie das Gift,
Weil er gar oft die Unschuld trifft.

20. Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „Da steht ein Korb voll Brod. Ein jedes von euch nehme eines davon — und so dürft ihr nun alle Tage kommen, bis Gott bessere Zeiten schickt.“

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und giengen endlich fort — ohne einmal zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und gieng dann stille und sittsam heim.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als Franziska aber heim kam, und die kranke Mutter das Brod anschnitt, da fielen eine Menge neue Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak und sagte: „Gieb das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in das Brod hinein gekommen.“ Franziska trug es hin.

Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld mit Wohlbedacht in das kleinste Brod hineinbacken lassen, — dich du gutes Kind, zu belohnen! Bleibe immer so friedfertig und genügsam. Wer lieber mit dem kleinern Brode vorlieb nimmt, als um das größere zankt, bringt allemal einen Segen damit nach Hause, und

sollte auch kein einziges Mal Geld in das Brod hinein gebacken seyn.

Genügsamkeit des Friedens wegen,
Bringt einem Hause Gottes Segen.

---

21. Die Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bei Tische, auf dem eine große Schüssel voll Habermuß stand. Alle ließen sichs recht gut schmecken, und sahen so frisch und roth aus, wie die Rosen.

„Aber wie ist es doch möglich, sagte der Prinz zur Mutter, daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarem Appetit verzehren, und dabei so gesund und blühend aussehen kann?“

Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreierlei Gewürzen, die ich daran thue. Ich lasse die Kinder ihr Mittagessen erst durch Arbeit verdienen; ausser der Tischzeit gebe ich ihnen nichts, damit sie Hunger mit zu Tische bringen; auch gewöhnte ich sie zur Genügsamkeit mit dem, was sie haben, indem ich sie gar nie mit Leckerbissen und Naschereien bekannt machte.

Die köstlichsten Gewürze weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

---

22. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte empor geschwungen

hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die Königlichen Schätze veruntreue, und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre.

Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Pallast, kam an die eiserne Thüre, und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hinein trat — war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe!“

Der König ward über die Verläumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann, und bat ihn, ferners in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhiges Herz, nicht Gold und Pracht —
Ist's, was uns Menschen glücklich macht.

---

23. Der Quersack.

Melchior gieng mit einem wohlgefüllten Quersack auf der Schulter über Feld, und Casimir gesellte sich zu ihm. Melchior redete unterwegs beständig von den

Fehlern anderer Menschen; von seinen eigenen Fehlern aber schwieg er mäuschenstill.

Da sagte endlich Casimir: „Du hast, wie es scheint, alle fremden Fehler in den vordern Theil deines Zwerchsackes gethan, um sie immer vor Augen zu haben, und sie tadeln zu können. Deine eigenen Fehler aber hast du auf deinen Rücken geworfen, damit sie dir aus den Augen kommen. Kehre einmal den Sack um, das wird dir viel nützlicher seyn.“

Wer eigne Fehler bessert, ist ein weiser Mann,
Ein Thor nimmt sich nur fremder Fehler an.

---

24. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja einige böse Menschen machten sich die Uneinigkeit zu Nutzen, und trachteten die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbtheil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: „Dem, der diesen Bündel Stäbe zerbricht, zahle ich hundert große Thaler baar.“ Einer nach dem andern strengte lange alle seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!“

„Und doch,“ sagte der Vater, „ist nichts leichter!“ Er löste den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei,“ riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.“

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt,
Nur Einigkeit erhält die Welt.

25. Das Porträt.

Vor vielen hundert Jahren starb in einer großen Stadt ein Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der sich auf Reisen befand; allein niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angesicht.

Nach einiger Zeit kamen drei Jünglinge in der Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe sey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes Bildniß des Vaters bringen, und sprach: „Wer von euch dreien das Zeichen, das ich hier auf der Brust des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, dessen soll die Erbschaft seyn.“

Der Erste schoß, und traf sehr nahe; der Zweite noch näher; der dritte aber, indem er zielte, fieng an zu zittern, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde, und rief: „Nein, ich kann nicht schießen; ich will lieber die ganze Erbschaft verlieren!“

Nun sprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du bist der wahre Sohn und der rechte Erbe; die andern zwei, die so gut geschossen, sind es nicht. Denn

ein ächter Sohn kann das Herz seines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeile durchbohren."

Ein Kind muss seine Eltern lieben,
Und sie um alles nicht betrüben.

---

26. Die silberne Taschenuhr.

Ernst, ein armes Studentlein, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute hin, und erblickte beim Mondscheine eine silberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm wohl: „Du sollst nicht stehlen." Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem Mal auf, und stieg zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, kam ihn eine Reue an, daß er die Uhr nicht genommen habe, und wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab ihm Gehör, und wanderte seinen Weg weiter.

Jetzt gieng der Mond unter, und es wurde sehr finster. Ernst verirrte sich in einem Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder, und schlief fest ein. — Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, hatte er einen großen Schrecken.

Er lag unter dem Galgen, und sah über seinem Kopfe einen Dieb hängen, um den sich eine ganze Schaar schreiender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“ Er kniete nieder und betete:

O Gott! du warnest uns auf viele Weisen,
Ich will stets dir zu folgen mich befleissen.

---

27. Der Geldbeutel.

1. Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde und jammerte, weinte und betete. Ein vornehmer Herr, in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust, jagte eben im Walde, kam herbei, und sprach: „Kleiner, warum weinest du?“

„Ach, sagte Norbert, meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein unterwegs verloren.“

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelein?“ „O nein, sagte Norbert, das meinige war nur ganz schlecht, und es war kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses seyn?“ sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches Beutelein aus der Tasche.

„Ach ja, rief Norbert voll Freude, dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr

sagte: „Weil du so fromm und ehrlich bist, so schenke ich dir diesen Beutel mit Gold noch dazu.“

Gebet erlöst aus Aengsten,
Und ehrlich währt am längsten.

---

2. Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, hörte von dieser Geschichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, setzte Stephan sich unter eine Tanne im Walde, und schrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verloren!“

Der Herr kam auf das Geschrei herbei, zeigte ihm eine volle Geldbörse, und fragte ihn: „Ist dieses der Beutel, den du verloren hast?“ „Ja!“

Allein der Jäger, der neben dem Herrn stand, sprach mit trotziger Stimme: „Unverschämter Bube! den Fürsten unterstehest du dich anzulügen? Ich will dich mit anderer Münze dafür bezahlen.“ Er züchtigte ihn mit einer Gerte, die er vom Haselstrauche riß, so nachdrücklich, als es der boshafte Betrüger verdient hatte.

Untreue schlägt den eignen Mann,
Und Falschheit kommt oft übel an.

---

28. Der kleine Korbmacher.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Eltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum, und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob des armen Nachbars lernte aber mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen

Büschel Weidenruthen geschnitten und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beiden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an den Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwei Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fing an, ein niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten aus ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie schenkten dem Jakob eine Hütte, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard soll auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schlugen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte jedoch auf ihren Befehl seinen Sommerrock dem Jakob geben, Jakobs Zwilchkittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleissige geschickte Hand,
Erwirbt sich Brod in jedem Land.

---

29. Das stolze Fräulein.

Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schlosse und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr und sprach: „Mein Vater, der todtkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl etwas Wichtiges seyn, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh, ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Ueber eine Weile kam Maria wieder und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahr alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr so lange warten.“

Fräulein Gertrud eilte nun, so sehr sie konnte; als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen, ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen, fand aber nicht das Geringste von einem Schatz.

Sie bereute es ihr ganzes Leben hindurch, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte.

Vor Hochmuth nimm dich wohl in Acht,
Der Keinem Rosen noch gebracht.

30. Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theurung gieng eine unbekannte Bettlerin, die zwar ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum, und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein Paar Erdäpfel oder eine Hand voll Kleie, meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So ärntet man in jener Welt.

31. Der Schweindieb.

Eines Abends spät kamen zwei Bärentreiber mit einem Tanzbären in ein Dorf, und blieben in dem Wirthshause über Nacht. Der Wirth hatte eben sein großes Mastschwein verkauft, und sperrte den Bären in den leeren Schweinstall.

Um Mitternacht kam ein Dieb und wollte das Schwein stehlen. Er wußte von allem, was vorgegangen war, nichts, machte leise die Stallthür auf, gieng hinein, und ergriff im Finstern anstatt des Schweines — den Bären. Der Bär fuhr fürchterlich brummend auf, packte mit seinen gewaltigen Tatzen den Dieb, und ließ ihn nicht mehr los.

Der unglückliche Mensch schrie vor Schrecken und Schmerzen ganz entsetzlich. Alle Leute in dem Wirthshause erwachten, und kamen herbei. Mit vieler Mühe rissen die Bärentreiber den Dieb — blutend und übel zugerichtet — dem grimmigen Thiere aus den Klauen, und überlieferten ihn dem Gerichte.

Die böse That trägt bösen Lohn
Oft schon in dieser Welt davon.

---

32. Die drei Räuber.

Drei Räuber mordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch einen Wald reis'te. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle, und schickten den jüngsten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, sprachen die zwei zu einander: „Was sollen wir so große Reichthümer mit diesem

Burschen theilen? Wenn er zurück kommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Antheil uns zu."

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! ich will meine zwei Gefährten vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein." Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift an den Wein, und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu, stießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein — und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie todt.

Gott lässt die Bösen hier auf Erden,
Oft ihre eignen Henker werden.

---

33. Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsre zwei Bürschlein aus der Stadt metzgen."

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser! sagten sie leise zu einander, und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein von dem Sprunge thaten ihnen die Füße so weh, daß

sie fast nicht mehr gehen konnten, und überdieß war das große Hofthor fest verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthüre auf, wetzte sein Messer, und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!“

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei, und flehten auf den Knieen, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß ihr uns diesen Morgen metzgen wollet.“ Allein der Wirth rief: O ihr thörichten Kinder! Euch habe ich ja nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So gehts aber, wenn man horcht. Merkt euch daher das Sprüchlein:

Schäm' dich des Horchens an der Wand,
Es bringet nur Verdruss und Schand.

---

34. Der Arzneikrämer.

Ein gutgekleideter Reisender kam an einem Sonntage auf den Abend in eine Dorfschenke, und ließ sich ein Paar gebratene Hühner und eine Flasche vom besten Weine geben. Sobald er aber den ersten Bissen in den Mund steckte, fing er an erbärmlich zu winseln, hielt ein weißes Tuch an den Backen und sagte, daß er schon seit vierzehn Tagen mit entsetzlichen Zahnschmerzen

geplagt sey. Alle Bauern in der Stube hatten ein großes Mitleid mit ihm.

Ueber eine Weile kam ein Arzneikrämer herein, setzte sich in eine Ecke, und verlangte ein Glas Branntwein. Als er hörte, was dem fremden Herrn fehle, sagte er: „Da kann ich auf der Stelle helfen!“ Er langte aus seinem Kästchen ein kleines, nett zusammengelegtes Goldpapier hervor, machte es auf und sprach: „Mein Herr! Benetzen Sie einmal Ihre Fingerspitze, dupfen Sie damit in dieses weiße Pulver, und berühren Sie damit den Zahn.“ Der Fremde machte es so, und rief sogleich laut aus: „Wie ist mir? Aller Schmerz ist wie weggeblasen!“ Er gab dem Arzneikrämer einen großen Thaler, und nöthigte ihn, mit ihm zu essen und zu trinken.

Alle Gäste und alle Leute im Dorfe wollten nun von dem Pulver haben, und der Krämer verkaufte wohl hundert Päckchen, das Stück zu zwölf Kreuzer. Wenn nun jemand im Dorfe Zahnweh kriegte, kam man sogleich mit dem Wunderpulver, und zur Verwunderung aller — half es keinem Einzigen.

Der Betrug kam endlich an den Tag. Die zwei Reisenden hatten den Handel mit einander verabredet. Das weiße Pulver war nichts, als ein wenig geschabte Kreide. Beide Betrüger aber wurden, wegen dieser und ähnlicher Betrügereien, in das Zuchthaus gesperrt.

Kaufst du von Fremden Arzenei'n,
So wirst du oft betrogen seyn.

35. Der Schatzgräber.

Es kam einmal in der Abenddämmerung ein fremder, seltsam gekleideter Mann, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu dem Bauer Lienhard und sprach zu ihm:

„Ich muß euch ein Geheimniß anvertrauen! In einem eurer Aecker liegt ein großer Schatz von Gold und Silber vergraben. Wenn ihr mir den zehnten Theil davon geben wollet, so will ich den Schatz erheben. Ihr könnet so mit einem Mal steinreich werden."

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Nachts um zwölf Uhr giengen beide mit Schaufeln und einem Schiebkarren auf den Acker, gruben, ohne ein Wort zu reden, ein großes Loch in den Boden, fanden eine schwere Kiste, und brachten sie auf dem Karren glücklich in das Haus des Bauers. Der Schatzgräber besah nun die Kiste auf allen Seiten, berührte sie bald da bald dort mit einem Stäbchen, las dabei aus seinem Buche allerlei unverständliche Worte und schüttelte den Kopf.

Endlich sagte er: „Wenn uns der Schatz nicht zu Kohlen werden soll, so müssen da, bevor wir die Kiste öffnen, ganz besondere, geheime Mittel angewendet werden. Es hat sie aber niemand, als ein alter Apotheker zehn Stunden von hier, und unter zwanzig Dukaten giebt er sie nicht her."

Der Bauer, der vor ein Paar Tagen gerade so viele Dukaten für ein Pferd eingenommen hatte, zählte sie in der Freude seines Herzens dem Manne sogleich hin. Der Schatzgräber machte sich noch in der Nacht auf den Weg — und kam nicht mehr zurück.

Der Bauer schlug nach langem Warten die Kiste auf, und fand darin weder Gold, noch Silber, noch Kohlen,

sondern lauter Kieselsteine aus dem Bache, der an seinem Acker vorbei floß. Dabei lag ein Zettel, auf dem die Worte standen:

Sieh, wie man durch Schatzgräberei
In Bälde — reich an Steinen sey.

---

36. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwei Säcke mit Obst, und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hingieng, schlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr — die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume — und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Martin that einen Schrei, ließ den Sack fallen und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, sprang eben so schnell neben Martin her — bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen und sagte zu ihm:

„Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Name steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber war weiter nichts, als dein Schatten, den du — da um

zwölf Uhr der Mond aufgieng — an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest.

„So gehts jedem, der Unrecht thut. Jedes rauschende Blatt erschreckt ihn, und er läuft vor seinem eigenen Schatten.“

Bewahr ein ruhiges Gewissen,
So wirst du niemals zittern müssen.

---

37. Das verstorbene Fräulein.

Ein adeliches Fräulein starb in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Man legte die Leiche, weiß gekleidet, in den Sarg; ihre Haare waren mit einer Schnur guter Perlen geschmückt, und an ihrer rechten Hand hatte sie einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Diese Kostbarkeiten gaben ihr die betrübten Eltern mit in das Grab.

In der nächsten Nacht schlich der Todtengräber mit einer kleinen Laterne auf den Kirchhof, schaufelte das Grab wieder auf, und wollte die Leiche ihres Schmuckes berauben. Allein die Todte setzte sich auf, sah ihn starr an, und sagte mit hohler Stimme: „Was willst du?“ Der Todtengräber nahm vor Schrecken eilends die Flucht.

Das Fräulein, das nicht wahrhaft todt, sondern nur scheintodt gewesen, stieg aus dem Grabe, nahm das Laternlein, das der Todtengräber hatte stehen lassen, und gieng nach Hause. Als sie in das Zimmer trat, hatten die Eltern zuerst einen unbeschreiblichen Schrecken, zuletzt aber eine eben so große Freude.

O lasst uns doch die grösste Sorge haben,
Die Menschen nicht lebendig zu begraben.

---

38. Die Erbschaft.

Ein reicher Kaufmann überließ sein ganzes Vermögen seinen Kindern, und die Kinder versprachen ihm dagegen, ihn seinem Stande gemäß zu unterhalten.

Anfangs gieng es gut; aber nach und nach wurden die Kinder sehr hart gegen ihn. Sie zählten ihm gleichsam jeden Bissen in den Mund, und versorgten ihn nicht einmal mit anständiger Kleidung.

Der bedauernswerthe Vater sagte gar oft: Ich habe gefehlt, daß ich all mein Geld und Gut meinen Kindern übergab. Besser wäre es, sie müßten mich bitten, als daß ich jetzt sie bitten muß.

Auf einmal wurden dem Vater von einem alten Handelsfreunde unerwartet 20,000 Thaler zurück bezahlt, die er längst für verloren geschätzt hatte.

Er ließ eine starke eiserne Kiste mit vielen Schlössern machen, und verwahrte sein Geld darin.

Die Kinder thaten jetzt dem Vater wieder schön, und verpflegten ihn auf das sorgfältigste, um so dieses Geld auch heraus zu schmeicheln. Allein der Vater gab ihnen keinen Kreuzer mehr, und sie trösteten sich mit der Erbschaft.

Nach seinem Tode öffneten sie begierig die Kiste, um das Geld zu theilen. Allein der Vater hatte insgeheim das Geld dem Waisenhause geschenkt, und anstatt desselben Ziegelsteine in die Kiste gethan. Bei den Steinen lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand:

Den Kindern, die undankbar an den Eltern handeln,
Soll all ihr Geld in Steine sich verwandeln.

39. Die Erdbeeren.

1. Ein alter Soldat mit einem Stelzfuß kam in ein Dorf und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es gieng ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage und schenkte ihm jedesmal einen Sechser.

Eines Abends sprach aber der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind! Wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den ich nicht mit gutem Gewissen haben könnte.“

„O, sagte Agathe, seyd ausser Sorgen! Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren giebt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körblein davon, verkaufe sie in dem Flecken, und bekomme dafür allemal sechs Kreuzer. Meine Eltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfter, es giebt noch viel ärmere Leute, als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Umstände nur immer erlauben.“

Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind, sprach er, Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen. Ich aber erfahre nun die Wahrheit:

Fehlt es nur nicht an gutem Willen,
So kann man vielen Jammer stillen.“

2. Nach einiger Zeit reiſete ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit ſeinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshauſe an, um die Pferde füttern zu laſſen, hörte von dem kranken Soldaten und beſuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm ſogleich von ſeiner Wohlthäterin. „Was, rief der Offizier, ein armes Kind hat ſo viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, unter dem du ehemals gedient haſt, nicht weniger thun. Ich werde ſogleich Anſtalten machen, daß man dich im Wirthshauſe auf's Beſte verpflege.“

Er that es, und gieng hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind, ſprach er gerührt, deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du haſt dem alten Kriegsmanne ein Dutzend Sechskreuzerſtücke geſchenkt; hier haſt du dafür eben ſo viel Goldſtücke.“ Die erſtaunten Eltern ſagten: „Ach, das iſt alles zu viel!“ Allein der General ſprach: „Nein, nein! Es iſt dieſes nur ein armſeliger Lohn; den beſſern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.“

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

---

40. Die Nußſchale.

Der alte Graf von Nordſtern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böſe Menſchen wurden deshalb über ihn ſo aufgebracht, daß ſie zuſammen ſchwuren, ihn zu ermorden. Wirklich beſtellten ſie auch einen Meuchelmörder, der ihn in der nächſten Nacht ermorden ſollte.

Der edle Graf ahnete nicht, was ihm bevorstand. Am Abend besuchten ihn noch seine Enkel, die sehr liebenswürdige Kinder waren. Er war in ihrer Mitte sehr fröhlich und vergnügt, und bewirthete sie mit Aepfeln, Birnen, Trauben und Nüssen. Nachdem sie fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich in den Schutz Gottes, und schlief unbesorgt ein.

Allein um Mitternacht trat der Mörder, der sich heimlich in den Pallast eingeschlichen hatte, leise in das Zimmer. Der gute Graf schlief; ein kleines Nachtlicht brannte hinter einem grünen Schirme; der Mörder erhob in seiner rechten Hand den Dolch von scharf geschliffenem Stahl, und näherte sich dem Bette.

Allein plötzlich krachte es in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm von der Wand neben seinem Bette eine Pistole, und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrak, ließ den Dolch fallen, und bat um Gnade. Er mußte sich gefangen geben, und seine Mitschuldigen entdecken.

Der Graf sah nach, woher das heftige Krachen entstanden war. Und sieh, eines der Kinder hatte von ungefähr eine Nußschale auf den Boden fallen lassen, und der Mörder war darauf getreten. „Guter Gott, rief der Graf, so hat denn unter deiner Leitung eine Nußschale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt, und die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit ausgeliefert.“

Es ist ein Gott, der über gute Menschen wacht,
Und böse Anschläg leicht zu nichte macht.

41. Die Maiblümchen.

Die kleine Rosine, die Tochter eines armen Taglöhners, war krank; Luise, die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind sonst nichts genießen konnte, täglich ein Schüsselchen voll Suppe.

Als Rosine wieder gesund war, sagte sie: „Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie selbst nahm sich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Wenn ich ihr nur auch eine kleine Freude machen könnte!“

Indessen hörte sie, daß Luise die Maiblümchen ungemein gern habe. Sie gieng daher vom ersten Mai an fast täglich in den Wald, um für Luisen das erste Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken. Nach langem Suchen erblickte sie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche, mehrere Maiblümchen.

Wie sie nun die Blümchen voll Freude abpflückte, — da hörte sie in dem nahen Dickicht zwei Räuber mit einander reden.

„Du, sagte der Eine, jetzt können wir uns an dem Amtmanne rächen, der meinen Bruder in das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da hab ich den Schlüssel zu der Thüre des Amthauses, den die dumme Magd an der Hausthüre stecken ließ.“ „Gut, sprach der Andere, wir wollen heute Nachts den Amtmann mit Weib und Kind ermorden, und dann die volle Amtskasse ausleeren.“

Rosine schlich sich mit ihren Maiblümchen erschrocken davon, brachte sie Luisen, und erzählte, was die Räuber gesagt hatten. Der Amtmann bestellte heimlich einige bewaffnete Männer, und wachte mit ihnen in dem Hausgange. Um Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur

Thür herein, wurden gefangen, und in der Folge für ihre böse That bestraft.

Der Amtmann aber sagte zu seiner Tochter: „Liebe Luise, deine Wohlthätigkeit hat über unser Haus einen großen Segen gebracht. Du hast die arme Rosine mit ein wenig Suppe gespeiset, sie aber hat uns allen das Leben gerettet.“

Theil mit dem Hungrigen dein Stücklein Brod,
Er rettet dich vielleicht aus gröss'rer Noth.

---

42. Reis und Stroh.

Eine arme Wittwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüsch, wo sie Reisholz gesammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen, und jeder der Knaben einen kleinen Büschel Weidenreis auf dem Kopfe, das mit einem Strohbande zusammen gebunden war.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und sie baten ihn um Almosen. Der reiche Mann sagte aber zur Wittwe: „Ihr braucht nicht zu betteln. Uebergebt die zwei Knaben mir; da sollen sie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.“ Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann versicherte, es sey wirklich sein Ernst. Sie willigte endlich ein, und der Kaufmann ließ den einen Knaben das Korbmachen und den andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Strohhüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmanne. Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten

in lauter Dukaten und sprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr? ich habe Wort gehalten.“

O bleibet stets dem Fleisse hold;
Er wandelt Reis und Stroh in Gold.

---

43. Der Splitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erschlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube gieng, bemerkte er mit Entsetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thüre lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht läugnete anfangs trotzig die That, allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte und gestand nun alles ein. Er habe, sagte er, es gewußt, daß der Amtsbote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den Amtsboten, der immer sein guter Freund war, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte er uneröffnet unter seinem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord begieng, nicht einmal gesehen. Er

wurde unter einem großen Zulauf des Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das Vergehen an den Tag gebracht habe.

Flieht, Menschen, jede böse That und scheut
Des Höchsten strafende Gerechtigkeit.

---

44. Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um dem reichen Müller sein Geld zu rauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn. Der jüngere Räuber fuhr zusammen und sagte leise: „Der Hahn hat mich erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte auskommen.“ „Du furchtsamer Tropf! sprach der ältere, wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder. Dann kräht kein Hahn darnach.“ Die Bösewichter ermordeten auch wirklich den Müller, und machten sich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide davon erwachten. „Der verwünschte Hahn, sprach der ältere Räuber, ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider.“ „Geht's dir auch so wie mir, sprach der jüngere. Wir hätten den Mül-

ler nicht umbringen sollen. Denn seit der Zeit geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz."

Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Gespräch gehört, und sogleich die Anzeige gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat.

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht,
Nimm dich vor böser That in Acht.

---

45. Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerin, saß eines Abends allein in ihrer Stube und spann. Da kam bei der offenen Thür mit langsam bedächtlichen Tritten eine Henne herein, die der Nachbarin gehörte. Brigitte machte geschwind die Thür zu, fing die Henne und trug sie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. „Hier will ich sie heimlich füttern, sagte sie, so bekomme ich nach und nach einige Dutzend Eier."

Wirklich legte die Henne sogleich am nächsten Morgen ein Ei. Allein einen Umstand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ei gelegt war, fieng die Henne an mächtig zu gackern. Brigitte sprang eilig die Stiege hinauf, sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarin hatte das Gackern bereits gehört, trat mit einem Mal laut schmälend in

die Kammer und nahm ihre Henne wieder mit sich fort. Brigitte hatte von der reichen Nachbarin bisher öfter Mehl, Butter und Eier geschenkt bekommen; allein von nun an erhielt sie nicht mehr das Geringste und kam überdies noch in den üblen Ruf einer Diebin.

Unrechtes Gut duld' nicht im Haus.
Es ruft oft selbst den Diebstahl aus.

---

46. Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten und in dem Hausgange eines Landmanns mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte die Mutter: „Kinder, thut mir doch den guten Vögelein nichts zu Leid. Wer die Schwalben von seinem Hause vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest in seiner Kammer zerstört, und die Eilein zertreten — und von der Zeit an gieng es mit seinem Hauswesen zurück, und er gerieth in Verderben."

Der kleine Christian fragte den Vater, ob das so sey. Der Vater antwortete: „In einem gewissen Sinne ist es auch wirklich so. Der Nachbar hat nämlich die frommen einfachen Sitten seiner Voreltern verlassen. Seine Voreltern und Eltern duldeten die Schwalben mit milder Schonung, und ließen sich von den muntern geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, wurde unwillig, daß die Schwalben ihn in seinem Morgenschlafe störten, und vertilgte deßhalb ihr Nest. Der rohe unfreundliche Sinn also, mit dem der

faule, verschwenderische Mann die Schwalben verscheuchte, vertrieb zugleich mit den Schwalben Glück und Segen von seinem Hause. Und da traf es denn zu:

Wo Sünd' und Laster sich einfinden,
Da müssen Glück und Segen schwinden."

---

47. Das Rebhühnernest.

Auf einem Kornacker nahe am Walde fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns. Es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du, sagte der Größere, nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel werth, als die Henne." „Wenn das ist, sagte der Kleinere, so gieb mir die Henne, und behalte du die Eier!"

Sie fiengen nun an, mit einander zu zanken, geriethen einander in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie gar nichts und sagten zu einander: „Unser Vater hat doch Recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen."

---

48. Das schöne Reitpferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Husaren im Quartier. Kurt, der Roßhändler, der zugleich ein Roßdieb war, stahl in der Nacht den Husaren eines der schönsten Pferde und versteckte es im Walde. Als die Husaren fort waren, ritt er mit dem

gestohlenen Pferde in eine weit entfernte Gegend, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wollte jedoch nicht hindurch, sondern außen daran vorbei reiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wiese eine Schaar Dragoner, die eben exerzieren wollten. Sobald nun die Trompete erklang, setzte das Pferd sammt dem erschrockenen Kurt über den Straßengraben, schloß sich an Reih' und Glieder der Kriegspferde an, und machte nach dem Kommandowort alle Bewegungen und Schwenkungen, bald im Trab' und bald im Galopp, auf das genaueste mit. Die Soldaten lachten den armen, zitternden Kurt beständig aus; er aber schwitzte vor Angst große Tropfen.

Als das Exerzieren endlich vorbei war, umringten ihn Soldaten und Offiziere, und der Oberst sprach sehr bedenklich: „Das ist ein junges, schönes, wohlabgerichtetes Soldatenpferd. Wie seyd Ihr zu dem Pferde gekommen?" Kurt sagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht bestimmt angeben; er kam in weitere Untersuchung, wurde des Diebstahls überwiesen, und als ein Roßdieb bestraft.

Wer je gestohlen und gelogen,
Wird immerhin zur Straf' gezogen.

---

49. Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Sonntags früh sprach sie zu ihrer Magd: „Creszenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Schließ doch die Hausthür fleißig zu. Ich habe dir das schon

öfter gesagt; folg mir einmal. Sonst könnte sich leicht jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten."

Die Frau gieng; Creszenz holte über eine Weile Wasser am Brunnen, und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. „Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen!" sagte sie, und lachte über die Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Creszenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Geisbock zur Hausthür hinein, sprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hieng in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sey noch ein Bock da, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Plötzlich sprang jetzt der rechte Bock auf den eingebildeten los und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Creszenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthür herein, und hörte das Klingeln der Glasscherben. Sie lief in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen wieder aus dem Hause. Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz!

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd, wegen ihres Ungehorsams und des angerichteten Schadens, ohne Lohn fortgeschickt. In ihrem neuen Dienste durfte man es ihr nicht mehr befehlen, die Thüren zu schließen. Es traf bei ihr das Sprichwort zu:

Wem weise Warnung nicht genug,
Der wird zuletzt mit Schaden klug.

50. Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tanau, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so gut sie konnte, und nach zwanzig Jahren erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehrern Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsch — fehlte, und in dem Gebüsch rief eine klägliche Stimme: „O Jesu, ich bin getroffen!“ Hubert eilte hin — und sieh, ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber knieete neben ihn, umfing ihn, bat ihn lautjammernd um Vergebung, und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin der Mörder deines Vaters. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden — und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen! Gott ist gerecht!“ seufzte er noch, indem er verschied — und ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein.

Ihr Menschen, hütet euch vor Sünden,
Gott weiss Verbrecher wohl zu finden.

51. Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder heim gieng, erhob sich ein Sturmwind; es fieng an zu regnen, zu blitzen und zu donnern. Franz fürchtete sich sehr, und verkroch sich in eine hohle Eiche unweit des Weges. Denn er wußte nicht, wie gern der Blitz in hohe Bäume schlage.

Allein auf einmal hörte er eine Stimme, die rief: „Franz! Franz! Komm, o komm doch geschwind hervor!“ Franz kam aus dem hohlen Baume hervor — und beinahe in eben dem Augenblicke schlug der Blitz in den Baum, und furchtbar krachte der Donner. Die Erde bebte unter dem erschrockenen Knaben und es war ihm, als stehe er ganz im Feuer. Allein es war ihm kein Leid geschehen, und er sagte mit erhobenen Händen: „Diese Stimme kam vom Himmel! Du, lieber Gott, hast mich gerettet!“

Die Stimme rief aber noch einmal: „Franz! Franz! Höreſt du mich denn nicht?“ Es war eine Bäuerin, die so rief. Franz lief zu ihr hin, und sagte: „Da bin ich! Was wollt Ihr von mir?“ Die Bäuerin sprach: „Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hütete dort am Bache die Gänse, und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben. Ich kam, ihn nach Hause zu führen. Sieh, da kommt er endlich aus dem Gebüsche hervor.“

Franz, der Knabe aus der Stadt, erzählte jetzt, wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten. Die Bäuerin faltete andächtig die Hände und sprach: „O mein Kind, danke darum Gott nicht weniger, obwohl die Stimme aus dem Munde einer geringen Bäuerin kam. Denn Gott hat es so gefügt, daß ich dir bei

deinem Namen rufen mußte, ohne etwas von dir zu wissen.“ Ja, ja, sagte Franz mit Thränen im Auge, Gott bediente sich zwar Euerer Stimme, mich zu retten, aber die Hülfe kam dennoch vom Himmel!“

Das Heil kommt nicht von ungefähr,
Es rührt vom lieben Gotte her.

---

52. Der Taffet.

Afra, die Tochter eines Schuhmachers, führte ihrem Vater, der Wittwer war, die Haushaltung. Sie war fleißig und geschickt; nur hatte sie eine zu große Freude an schönen Kleidern. Einmal kaufte sie sich zehn Ellen karmesinrothen Taffet zu einem Kleide, die Elle zu einem Gulden und zwölf Kreuzer. Sie sagte aber zu ihrem Vater, der sich auf dergleichen Waaren nicht verstand, die Elle koste nur 30 Kreuzer, und sie hörte nicht auf, zu bitten, bis ihr der Vater fünf Gulden und noch einen Gulden weiter, angeblich für den Macherlohn, bezahlte.

Afra strich die sechs Gulden hoch erfreut ein, legte noch sechs Gulden, die sie mit vieler Mühe sich erspart hatte, heimlich darauf, und gieng hin, den Taffet zu bezahlen.

Indessen sie fort war, kam ein Jude, der mit Leder handelte, sah den Taffet liegen und fragte, was die Elle koste. „Der Taffet ist theuer, sagte der Schuhmacher; die Elle kostet 30 Kreuzer.“ Der Jude sprach: „Nun, der Taffet ist eben nicht schlecht. Ich gebe euch auf der Stelle 36 Kreuzer für die Elle.“ Der Schuhmacher gab ihm den Taffet, und der Jude zählte

das Geld hin, steckte den Taffet vergnügt in seinen Quersack und gieng.

Als Afra heim kam, sagte der Vater zu ihr: „Du wirst dich freuen, Afra; ich habe indessen einen guten Handel für dich gemacht. Denk nur, ich habe deinen Taffet einem Juden verkauft — die Elle für 36 Kreuzer. Du hast also an jeder Elle sechs Kreuzer gewonnen und kannst dir jetzt wohl noch einen schönern Taffet kaufen!“

Afra erschrak, daß sie so weiß wurde, wie die Wand. „Ach, welch ein Schaden!“ schrie sie im ersten Schrecken und schlug die Hände zusammen. Der Vater merkte jetzt, daß sie ihn vorhin angelogen habe. Sie gestand unter vielen Thränen, daß sie für die zehn Ellen Taffet zwölf Gulden bezahlt habe, und nun sechs Gulden daran verliere.

Der Vater aber sprach: „Das ist die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du hast dich durch deine eigene Schuld um dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir der Jude wieder bezahlt hat, hiemit wieder zurück, und gebe dir, weil du so falsch gegen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide.“

Mit Falschheit kommt man niemals weit,
Drum halt es mit der Redlichkeit.

---

53. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Kriegs in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und es schneiete und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern

flehentlich, ihm einen Mantel zu lehnen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden, und sich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, erbarmte sich des Taglöhners und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort — und sieh, am späten Abend kam ein junger schöner Offizier, in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Brust, in das Dorf geritten, und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel gelehnt hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolf!“ rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehrern Jahren Soldat werden müssen, und war, wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit, Offizier geworden. Er wußte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen; allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweisers abgenommen, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten nun vor Freude und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm bevor er weiter ritt, viel Geld, und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt,

und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet."

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet stets der liebe Gott.

54. Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmied Ohneraſt saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte und hämmerte darauf los, daß die Funken umher spritzten. Der Sohn seines reichen Nachbars, des Herrn von Berg, kam täglich herüber und sah ihm oft Stunden lang zu.

„Lernen Sie zum Zeitvertreib einmal einen Nagel machen, junger Herr, sagte einst der Nagelschmied; denn wer weiß, wozu das einmal gut ist." Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Amboß, und erwarb sich nach und nach die Fertigkeit, einen guten Schuhnagel zu machen.

Der junge Herr verlor nach einigen Jahren durch den Krieg seine Güter — und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In dem Dorfe waren viele Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel in die Stadt trugen, und sie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Armee gemacht.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend gieng, besann sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm eine Werkstätte errichten wollten.

Dies thaten sie mit Vergnügen, und er nährte sich nun sehr reichlich.

„Es ist doch gut, sagte er oft, wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hundert tausend Gulden feil gewesen wäre.“

Die kleinste Kunst, die man recht kann,
Ernähret sicher ihren Mann.

55. Die Suppe.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu mager, sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg: ich mag nichts mehr davon.“

„Jetzt habe ich nicht Zeit, eine andere zu kochen, sagte die Mutter; ich will dir aber eine bessere Abendsuppe vorsetzen.“

Die Mutter gieng hierauf mit Gertrud in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne untergieng, die herausgegrabenen Erdäpfel aufleſen und in Säcke sammeln.

Nachdem sie heimgekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser!“ Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittags stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag fleißig gearbeitet hast.“

Wer seine Arbeit fleissig thut,
Dem schmeckt auch seine Suppe gut.

56. Der Reichthum.

Joachim hatte nur ein geringes Bauerngut; er lebte aber bei Arbeit, Gebet und Sparsamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt an nichts Mangel, und konnte noch jährlich eine kleine Summe Geld für seine Kinder zurück legen.

Eines Tages reinigte er den Schöpfbrunnen in seinem Hofe; da fand er tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferhafen voll Gold und Silber, und glaubte, jetzt erst mit dem vielen Gelde ziehe er die wahre Glückseligkeit aus dem Brunnen herauf.

Er überließ nun den Feldbau seinen Knechten, kleidete sich weit über seinen Stand, aß, was gut und theuer war, fieng das Trinken und Spielen an, dachte nicht mehr an Gott und Ewigkeit, und hatte in kurzer Zeit anstatt der gefundenen Schätze eine große Schuldenlast aufgehäuft.

Der übel angewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauerngütchen wurde zum Verkauf ausgeboten, seine Gesundheit war durch die verschwenderische Lebensart zerstört, jeder Funken von Gottesfurcht in seinem Herzen erloschen. Da gieng er hin an eben den Brunnen, aus dem er den reichen Schatz herauf gezogen hatte, und stürzte sich verzweifelnd hinunter.

Viel Geld scheint dir das grösste Glück auf Erden; —
Und doch kann's leicht dir zum Verderben werden.

---

57. Das wohlangewandte Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und

die Seinigen nur schlecht und recht, und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

„Aber wo thut Ihr doch euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?“ sagte einmal sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: „Ich zahle theils Schulden mit ab, theils lege ich es an den Zins.“ „Ei, rief der Dreher, Ihr scherzet! Ihr habt keine Schulden und auch kein Kapital am Zinse.“

„Es ist doch so, sprach der Schreiner; laßt Euch die Sache nur erklären. Seht, all das Geld, das meine guten Eltern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht das erste Mal erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurück bezahlen muß; das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um sie etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Kapital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, sammt den Zinsen zurück bezahlen werden.“

„Wie meine Eltern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Eltern zu ersetzen, so hoffe ich, auch meine Kinder werden diese ihre nemliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt.“

Wie viel thun gute Eltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder zahlt es ihnen treulich einst zurück!

---

58. Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein und wäre bald ertrunken. Allein der Schmied, der jenseits des Baches

wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmied es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fieng in dem brennenden Hause an zu schreien; allein kein Mensch wollte sich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, sprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmied in die Arme und sagte:

„Gott sey gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hülfe Eure Tochter aus dem Feuer errettet."

Dem, der sich andern hülfreich zeigt,
Sind sie zu helfen auch geneigt.

---

59. Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abend vor das Haus eines Kaufmanns, und sagte mit flehender Stimme: „Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umher irren und mein Stücklein Brod vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarmt euch doch meiner, gebt mir einen Bissen Brod, und behaltet mich über Nacht."

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen schwarzen Manne großes Mitleid. Das

kleine Lottchen sagte jedoch: „Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! Ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es rußig machen.“ Lottchens Geschwister lachten. Der Vater aber belehrte das Kind und rief den Mohren herein, ließ ihm zu essen geben, und ihm eine Schlafkammer anweisen.

Um Mitternacht ward der Mohr von einem leisen Geräusche aufgeweckt, und sieh — zwei Räuber stiegen zum Kammerfenster herein und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf, und schrie mit tiefer fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?“ Die Räuber erschraken über die schwarze Gestalt, glaubten den bösen Geist zu sehen und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, daß sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre böse Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohren aber sprach der Kaufmann: „Du sollst nun für immer in meinem Hause bleiben und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir dir erwiesen, hast du uns eine sehr große erzeigt. Ja, Gott hat unsre Gastfreundlichkeit gegen dich reichlich belohnt, und dich, du guter schwarzer Mann, zu unserm Schutzengel ausersehen, uns und das Unsrige gegen Mord und Raub zu beschützen.“

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

60. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeers,

wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine Felsenhöhle ihre Wohnung.

Die Kinder konnten sichs nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen; sie wußten nichts mehr von dem festen Lande, und Brod, Milch, Obst und was es dort sonst noch Köstliches giebt, waren ihnen unbekannte Dinge.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine große Freude und hofften nun von ihren Leiden erlöset zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen, und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretterne Fahrzeug stieg und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! D'rüben ist es ja besser — und ihr alle kommt ja bald nach!“

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns alle wieder.“

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O wie thöricht war unsre Furcht! sagten

die Kinder; nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen."

„Lieben Kinder, sprach der Vater, unsre Ueberfahrt von jenem wüsten in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung. Es steht uns allen noch eine weitere Reise, — aber in ein noch viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein — wiewohl nur schwaches — Bild des Himmels; die Ueberfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, in der vier schwarze Männer uns einst forttragen werden. Aber, wenn einst die Stunde schlägt, da ich, eure Mutter oder ihr fort müßet — so erschreckt nicht. Der Tod ist für gute Menschen nichts, als eine Ueberfahrt in's bessere Land."

Das glückliche Ufer, wir grüssen es bald,
Und dann sind die Wetter und Stürme verhallt.

---

61. Der arme Knabe.

Ein armer Knabe in Paris, dem seine Eltern die Sorgfalt überließen, das Benöthigte für seinen Unterhalt selbst vor den Thüren der Reichen und auf den Straßen zu erbetteln, weil er noch klein und zu schwach war, um durch Arbeit sein Brod zu erwerben, hatte schon zwei ganze, lange Tage bei jedem Vorübergehenden um eine kleine Gabe, seinen Hunger zu stillen, gefleheet, ohne ein einziges Herz zum Mitleid zu bewegen. Vor Hunger und Betrübniß fieng er an zu weinen, und klagte seinen Jammer nur noch seinem Vater im

Himmel mit einem Strome von Thränen. Und dieser, zu dem noch kein Elender umsonst hinauf weinte, erbarmte sich seiner und sandte ihm Rettung. Ein anderer Bettelknab, der ihm begegnete, fragt, ohne ihn zu kennen, warum er weine? — „Ach! antwortete er, und seine Thränen fließen stärker, mich hungert so sehr; ich habe seit vorgestern nichts gegessen!“ — „Ich bin zwar hungrig, versetzte jener, und habe nur das wenige Brod; aber, weil dich so hungert, und du weinst, — hier hast du die Hälfte davon!“

Auf meinen lieben Gott
Trau ich in Angst und Noth.
Die ihn um Rettung flehten,
Verliess er nie in Nöthen.

---

62. Die Züchtlinge.

Ein Prinz gieng einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben, wegen ihrer bösen Thaten, an Ketten geschmiedet arbeiteten. Es jammerte ihn, da er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher aber wollte er untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiente? Deswegen fragte er einen nach dem andern, warum er hiehergebracht wäre? Da gieng nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Und jeder bat,

der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen, und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem jungen zerlumpten Menschen, und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hieher gebracht hat?“ — „Gnädiger Herr! — antwortete er — ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja ich müßte ein Paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen sollte, die ich mein Lebenlang begangen habe. Gerne will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.“ Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafen verdient hatten. Aber von diesem letztern hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er seine Verbrechen erkannte. Deswegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmt ihm die Ketten ab, und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!“ Sogleich wurde er von seinen Banden erlöset und in Freiheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

Wer seine Missethat läugnet, dem wird es nicht gelingen; wer sie aber bekennet und lässt, der wird Barmherzigkeit erlangen.

Sprüche Salomons 28, 13.

63. Die redlich Streitenden.

Auf einem Dorfe des Kantons Schwyz kam einst an einem Abend der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, welcher auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuernte und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zusammen rufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, zu wissen, wer von uns beiden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!“ — „Du siehst, Nachbar, — antwortete Kaspar, — daß ich die Wiese gemähet habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmöglich mit gehen.“ — „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben, erwiederte dieser, auch kann das Heu nicht eher abgeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört.“ — — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „Weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schwyz, und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht mit dabei zu seyn!“ — „Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes.“ — Nach dieser Abrede gieng Velten den folgenden Tag nach Schwyz, und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar und sagte: „Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen; ich wünsche dir Glück und bin froh, daß wir nun aufs Reine gekommen sind.“

Ich will auch das Unrecht hassen,
Recht erzeigen jedermann;
Jedem geben, jedem lassen,
Was er hat und fordern kann.

65. Versöhnlichkeit.

Johannes Steiger, Schultheiß (Bürgermeister) von Bern, einer der reichsten Männer seiner Zeit, stand mit dem andern Schultheiß, Franz Nägeli, lange Zeit in einer öffentlichen Feindschaft. Die Erbitterung beider Männer war so heftig, daß keiner, ohne starke Begleitung, aufs Rathhaus, oder sonst aus dem Hause gieng; alle Versuche, sie mit einander zu versöhnen, waren vergeblich. Steiger verlor im Jahr 1566 seine geliebte Gattin, mit der er glücklich und zufrieden lebte, durch den Tod. Dieser Todesfall wirkte so sehr auf sein Herz, daß er auf einmal den Entschluß faßte, sich mit seinem bisherigen Feinde auszusöhnen. Er gieng daher eines Tages ganz allein, ohne Bedienten, und blos mit einem Degen bewaffnet, nach dem Schlosse Bremgarten, wo Nägeli sich im Sommer aufzuhalten pflegte. Beim Eintritt in den Schloßhof erblickte er die Tochter des Schultheißen auf einer Rasenbank. Das junge Frauenzimmer erschrickt, und will vor dem Feinde ihres Vaters die Flucht nehmen; Steiger aber wirft ihr vorher noch eine goldene Kette um den Hals. Unterdessen erfährt Nägeli durch seinen Bedienten, daß Steiger auf seinem Hofe sey; und in der Erwartung, sein Feind erscheine aus feindseligen Absichten, begab er sich bewaffnet zu ihm hinunter, in der Vermuthung, ihre Degen würden jetzt ihre Feindschaft entscheiden und beendigen, und redete ihn an: „Was suchst du hier, Unglücklicher?“ — „Den Tod, sagte Steiger, indem er ihm seinen Degen übergab, den Tod suche ich, wenn du unversöhnlich bist; deine Freundschaft aber und deine Tochter, wenn du verzeihen kannst.“ Sogleich warf Nägeli sein Gewehr zu Boden, umarmte

Steigern; nun gelobten sich beide, unter heißen Zähren, auf der Stelle eine unauslöschliche Freundschaft. Um sie mit dem festesten Bande zu knüpfen, übergab ihm der Versöhnte seine Tochter, und die Hochzeit wurde am 22 Juni 1567 vollzogen. Die Freude der Einwohner des Kantons Bern über diese unvermuthete Versöhnung ihrer beiden obrigkeitlichen Personen war groß und allgemein.

Seyd unter einander freundlich, herzlich, und vergebet einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo. Ephes. 4, 32.

---

65. Das heldenmüthige Mädchen.

Nicht weit von der ehemaligen freien Reichsstadt Regensburg verunglückte einst ein mit Menschen und Gütern sehr stark beladenes Schiff. Indem es anfieng zu sinken, schrieen die armen Menschen auf demselben ganz erbärmlich um Hülfe; aber unglücklicher Weise war niemand weiter am Ufer, als ein kleines zwölfjähriges Mädchen, von dem man weiter keine Hülfe erwarten konnte, als das Herbeirufen anderer Menschen. Jedoch das gute Mädchen dachte: wenn du erst Andere herbeirufen willst, so sind die Unglücklichen indessen vielleicht des Todes; also lieber geschwind selbst geholfen. Des Mädchens Vater war ein Schiffer, sie hatte von ihm etwas Fahren gelernt, und wagte es daher, der sinkenden Mannschaft mit einem Kahne zu Hülfe zu eilen. Alles wäre vielleicht gut gegangen, aber die Unglücklichen hiengen sich so häufig an den kleinen Kahn, daß er umschlug. Aber dieser neue unglückliche Zufall nahm dem braven menschenfreundlichen Mädchen den

Muth nicht, sie arbeitete sich vielmehr mit allen Kräften aus der Fluth empor, und schwamm ans Ufer, um einen größern Kahn zu holen. Mit diesem kehrte sie zurück, und rettete so über zwanzig Menschen vom Tode. Die Geretteten herzten und küßten sie aus Dankbarkeit, und wer diese Begebenheit erzählen hörte, mußte gestehen, daß das Mädchen eine große That gethan habe. — Als man sie fragte: Wie sie sich dazu habe entschließen können? antwortete sie: „Das weiß ich nicht, es war mir aber unmöglich, den Jammer mit anzusehen, ohne den Leuten zu Hülfe zu kommen. Ich verließ mich auf den lieben Gott, und durch ihn ist mir's gelungen.“ — O, möchte es doch vielen Menschen unmöglich seyn, Jammer zu sehen, ohne zu helfen! Möchten doch viele so wie dieses gute Mädchen, im Vertrauen auf Gott, ihre Kräfte zum Beistande anderer Menschen wagen, dann würde vieles Elend auf Erden in kurzer Zeit ein Ende gewinnen!

Daran haben wir erkannt die Liebe, dass Jesus sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. 1 Joh. 3, 16.

---

66. Der standhafte Zeuge Christi.

Polykarpus, ein Schüler des Apostel Johannes und Bischof der Gemeinde in Smyrna, wurde im Jahr 169 vor dem versammelten Volke, von dem heidnischen Richter aufgefordert, Christum zu lästern, um der Verfolgung zu entgehen. Aber Polykarp antwortete: „Sechs und achtzig Jahre diene ich bereits meinem Heilande, und er hat mir stets nur Gutes erwiesen. Wie wäre es mir möglich ihn zu lästern, meinen Herrn und

Heiland, der mich erlöset hat zur Seligkeit!“ Sichtbar wuchs der Muth und die Freudigkeit dieses liebenswürdigen Greises, indem er allen verführerischen Reizungen widerstand, und der furchtbaren Drohungen nicht achtete. Mit heiterm Gesichte sagte er endlich seinem Richter: „Laß sie nur herführen, die wilden Thiere, die mich zerreißen sollen; denn so pflegen wir Christen uns nicht zu besinnen, daß wir von dem Guten zum Bösen abweichen.“ Und wieder: „Du drohest mit dem Feuer, welches nur eine Stunde dauert, dann erlöscht; denn das Feuer des göttlichen Gerichts ist dir unbekannt, welches den Gottlosen aufbehalten wird. Was zauderst du? Laß herbringen was du hast!“ Indem der Haufen Holz, worauf er verbrannt werden sollte, zurecht gemacht wurde, entkleidete er sich selbst; und als man ihn mit Nägeln an das Holz befestigen wollte, sprach er: „Laß mich, wie ich bin! der, welcher mir Kraft verliehen hat, das Feuer zu ertragen, wird mir auch das Vermögen schenken, daß ich, ohne erst von euch mit Nägeln angeheftet zu werden, unbeweglich fest stehen kann auf dem Scheiterhaufen.“ Hierauf betete er inbrünstig mit lauter Stimme zu dem Herrn, indem er ihm dankte, daß er ihn gewürdiget habe, in dieser Stunde Theil zu nehmen an der Zahl seiner Märtyrer. — Kaum hatte er sein kraftvolles Gebet geendigt, so ward der Holzhaufen angezündet, worin er zwar nicht durch das Feuer, das ihn wenig zu beschädigen schien, sondern durch das Schwert, womit er durchstochen wurde, sein irdisches Leben im Jahr 169 nach Christi Geburt endigte.

Sey getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Offenb. 2, 10.

67. Wunderbare Lebensrettungen.

Auf einem einsamen Dörfchen in Niedersachsen lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Müller, welcher Krüger hieß. Dieser Mann hatte einen einzigen Sohn, Namens Valentin. Eines Tages sagte der Vater zu ihm, da er schon etwas erwachsen war, er möchte doch nach dem Wasser sehen, wodurch die Mühlräder getrieben wurden. Valentin gieng sogleich an das Ufer des Flusses, um zu sehen, wo sich das Wasser einen Ausweg verschafft habe. Er fand auch bald, was er suchte. Um diese Oeffnung aber wieder zu verstopfen, mußte er mit dem einen Fuß ins Wasser treten. Indem er dies thun wollte, glitschte er aus, und fiel in den Fluß, der, weil er reißend war, ihn sogleich mit fortschwemmte. Einige Leute, welche gerade in der Nähe waren, wurden zwar bald dieses Unglück gewahr, und riefen den Vater und mehrere Männer eiligst herbei; allein, da war keine Hülfe, denn der Fluß hatte ihn schon zuweit fortgetrieben, und alle gaben die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, gänzlich auf. Man suchte den ganzen Tag, um den Verunglückten wenigstens todt wieder zu finden; aber auch diese Bemühungen waren fruchtlos. Untröstlich, ohne Hoffnung, gieng der schon bejahrte Vater nach Hause, um das widrige Schicksal seines Sohnes zu beklagen, und das Unglück seiner Frau zu erzählen, die schon am frühen Morgen die Ihrigen gesund und wohl verlassen hatte, und indessen von der Stadt zurückgekommen war. Mit Schrecken vernahm sie die traurige Nachricht; sie schrie, jammerte, und wollte sich über den Verlust ihres Sohnes, auf den sie all' ihre Hoffnung gesetzt hatte, durchaus nicht zufrieden geben.

Eiligst wollte sie sich auf den Weg machen, um an dem Flusse noch einmal Nachsuchungen anzustellen, und nicht eher wieder zurück zu kehren, als bis sie ihren Sohn todt oder lebendig wieder gesehen hätte. Ihr Mann stellte ihr die Unmöglichkeit, wegen der Dunkelheit, vor, und daß er und viele andere Leute das schon gethan hätten, was sie jetzt erst zu thun willens wäre. Allein die Frau hörte nicht auf diese Vorstellungen; sie nahm ein Licht in eine Laterne und gieng jetzt auf die Stubenthüre zu. Indem sie diese öffnete, trat ihr Sohn ganz durchnäßt herein. Da hätte man die Freude der beiden Eltern sehen sollen, die einige Minuten lang ganz sprachlos ihrem Valentin an dem Halse hiengen. Weinten sie vorher vor Traurigkeit und Betrübniß, so geschah es jetzt aus Freude. Der Sohn erzählte nachher, wie ihn ein Fischer, wohl zwei Stunden von der Mühle entfernt, in dem Flusse aufgefangen und in seinen Kahn gezogen habe; den menschenfreundlichen Fischer kannte er aber nicht.

Nun lebten die Eltern mit ihrem durch Gottes Hülfe geretteten Sohn ein ganzes Jahr zufrieden und glücklich. Aber jetzt entstand ein Krieg. Der Fürst brauchte Soldaten, und Valentin mußte, seiner und seiner Eltern Bitten und Vorstellungen ungeachtet, Soldat werden, und mit ins Feld ziehen. Die feindliche Armee siegte in der ersten Schlacht, die geliefert wurde, und Valentin suchte sich, nebst allen Uebrigen, die noch fliehen konnten, so gut als möglich zu retten. Auf seiner Flucht traf er in einem Walde einen seiner Kameraden an, der in einem Busche lag, und am rechten Beine verwundet war. „Hilf mir um Gotteswillen! ich kann nicht weiter!“ so rief ihm der Verwundete zu. Valentin, der noch gut zu Fuße war, nahm,

ohne sich lange zu besinnen, den Verwundeten auf seinen Rücken, und eilte nun mit ihm in ein nahe gelegenes sicheres Dorf. Hier tauchte er sein Sacktuch in Branntwein, und band es seinem Kameraden auf die Wunde. Dieser fühlte bald Linderung, und es wurde ihm so wohl, daß er mancherlei Begebenheiten aus seiner Lebensgeschichte zu erzählen anfieng. Hier erfuhr Valentin, daß sein verwundeter Kamerad der nemliche Fischer sey, der ihm das Jahr zuvor das Leben gerettet hatte. Da fielen sie einander um den Hals, und wünschten nichts mehr, als daß es bald Friede werden möchte, um in Ruhe in ihren väterlichen Hütten leben zu können. Dieser ihr Wunsch wurde auch erfüllt. Der Feind wurde genöthigt, Frieden zu machen. Der Fischer ward bald wieder hergestellt, und Valentin wohnte keiner weitern Schlacht bei, als der ersten, bei der er noch glücklich genug durchkam. Beide bekamen bei wieder hergestelltem Frieden ihren Abschied, und froh eilten sie in die Arme ihrer in Furcht und Hoffnung schwebenden Eltern zurück, und suchten ihnen ihr Alter so erträglich und froh zu machen, als sie nur konnten. Valentin besuchte nachher oft mit seinen Eltern den guten Fischer, und sie dankten dann aufs Neue der göttlichen Vorsehung, die Alles so wunderbar lenkte, und so herrlich ausführte.

Des Herrn Rath ist wunderbar, und er führet es herrlich hinaus. Jes. 28, 29.

---

68. Es ist ein großes Glück, gesunde Glieder zu haben.

Die Menschen genießen viele Wohlthaten Gottes, die sie nie genug erkennen, weil sie derselben gewohnt sind.

Eine solche nicht genug erkannte Wohlthat ist die Gesundheit des Leibes; wer immer gesund ist, der bedenket nicht, was dies für ein großes Glück sey. Das lehret folgende Geschichte.

Kunz, ein armer Bauer, gieng einst bei großer Hitze über Feld; müde und matt kam er bei einem Wirthshause an, gieng hinein, und ließ sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben. Bald darauf kam eine prächtige Kutsche, in welcher ein reicher Mann saß; dieser ließ sich ein Stück Braten und eine Flasche Wein reichen, welches er in seiner Kutsche verzehrte.

Vorher war Kunz bei seinem Bier und Brod vergnügt gewesen. Aber jetzt war er auf einmal unzufrieden, und dachte bei sich selbst:

„Dieser Reiche kann Braten essen und Wein trinken, und dabei ganz gemächlich in seinem Wagen fahren. Ich aber muß zu Fuße gehen, und habe doch zu meiner Erquickung weiter nichts, als Bier und schwarzes Brod. Wenn ich es doch auch so gut hätte, wie der Reiche."

So dachte er, und sah dem Reichen neidisch zu. Dieser merkte es, und redete ihn an:

„Guter Freund, hättet ihr wohl Lust, mit mir zu tauschen?"

Kunz bedachte sich nicht lange, sondern antwortete sogleich:

„Das versteht sich, steige der Herr aus, und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch Alles geben, was ich habe."

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Sie hoben ihn heraus, aber — welch ein Anblick! seine Füße waren

lahm; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, worauf er sich stützte. Nun sah er Kunzen an, und sagte:

„He! hast du noch Lust, mit mir zu tauschen? Gieb mir deine gesunden Füße, so sollst du alles haben, was ich besitze.“

Kunz aber antwortete ganz erschrocken: „Nein, bewahre mich Gott! Meine zwei Füße sind mir lieber, als tausend Pferdefüße. Ich will lieber schwarzes Brod essen, und mein eigener Herr seyn, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von andern herum führen lassen. Gott behüte ihn!“

Mit diesen Worten stand Kunz auf, und gieng fort.

„Hast recht! — rief ihm der Reiche nach — könntest du mir deine gesunden Füße geben, du solltest meinen Wagen, meine Pferde, mein Geld, alles dafür haben. Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel.“

Gesund und frisch seyn ist besser denn Geld; und ein gesunder Leib ist besser als grosses Gut. Es ist kein Reichthum zu vergleichen mit einem gesunden Leibe, und keine Freude der Herzensfreude gleich.

Sirach 30, 15. 16.

Geniesse, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.

69. Begehre nicht, was nicht dein ist;
oder:
Der ehrliche Handwerksmann.

Ein armer Handwerksmann, der sich mit seiner Hände Arbeit redlich nährte, fand auf der Landstraße einen Beutel mit einer beträchtlichen Summe Geldes. Er freuete sich nicht darüber, sondern war bekümmert, und dachte, derjenige, der ihn verloren, könnte vielleicht dadurch unglücklich werden. Er gab sich alle Mühe, den Eigenthümer des Geldes zu erfahren, und machte es öffentlich bekannt. Der rechtmäßige Herr dieses Geldes meldete sich auch bald, und empfieng dasselbe richtig wieder. Er bot dem ehrlichen Handwerksmann etliche Dukaten zur Belohnung an; aber dieser sagte: „Mein Herr, Sie dürfen mir das nicht bezahlen, was meine Schuldigkeit war. Wenn Sie aber ein Geschenk machen wollen, so schicken Sie die Dukaten der armen Wittwe, die hier neben mir wohnet, welcher es, bei ihren vielen Kindern, an Brod fehlet."

Die Bitte des ehrlichen Handwerksmannes wurde erfüllet; die arme Wittwe bekam das Geschenk, das er nicht hatte annehmen wollen.

Eben derselbe Mann hat noch eine andere Probe seiner Rechtschaffenheit abgelegt. Ein Kaufmann, der ihn wohl kannte, reiste durch die Stadt, wo der ehrliche Handwerksmann wohnte, und gab ihm eine große Summe Geldes in Verwahrung, bis er wieder zurück käme. Er verwahrte das Geld; der Kaufmann reiset weiter fort, — aber unterwegs hatte er das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und das Leben einzubüßen.

Nun hatte der ehrliche Handwerksmann das Geld. Niemand wußte darum; niemand forderte ihm dasselbe

ab. Keine Handschrift war darüber ausgestellt. Wäre er nicht ein ehrlicher Mann gewesen, so hätte er stille schweigen und das Geld behalten können.

Allein das kam ihm nicht in den Sinn. Kaum hatte er das Unglück des Kaufmanns erfahren, so schrieb er an dessen Wittwe, und überschickte ihr das anvertraute Geld.

„Ei — sagte einer von seinen Bekannten — seyd ihr nicht ein einfältiger Mensch gewesen, daß ihr das Geld nicht behalten habt? Wer würde es denn gewußt haben?"

Der ehrliche Mann antwortete: Gott, der alles weiß, würde es gewußt haben, und ich selbst, der ich in meinem Gewissen nie würde Ruhe gehabt haben.

Das Wenige, das ein Gerechter hat, ist besser, denn das Gut vieler Gottlosen. Psalm 37, 16.

---

70. Ein barmherziger Samariter.

Ein Kesselflicker, in der Gegend von Halberstadt, gieng mit seinem Geräthe bei strenger Kälte über Feld, und fand an der Landstraße einen erfrornen Juden; neben ihm stand ein Körbchen mit einigen Tüchern und Bändern, womit er gehandelt hatte. Mancher andere hätte die Waaren genommen, und den Juden liegen lassen. Aber dem barmherzigen Kesselflicker blutete das Herz. Er dachte: „vielleicht lebt der arme Jude noch, vielleicht könnte er sich wieder erholen; ist er gleich ein Jude, so ist er doch ein Mensch, ist mein Nächster, ich muß ihm helfen."

So dachte er, und alsbald verscharrte er seine und des Juden Sachen in den Schnee, nahm den Juden auf den Rücken, trug ihn in das nächste Dorf, ließ ihn mit Branntwein waschen, und allmählig wieder auf-

thauen. Zu seiner größten Freude sah er, daß der Jude wieder zum Leben kam, und die Augen aufschlug.

„Gottlob! — rief er — so war doch meine Hülfe nicht vergebens!“

Darauf gab er dem Wirthe etwas Geld zur Verpflegung des Juden, lief dann wieder auf's Feld, und holte seine und des Juden Sachen aus dem Schnee.

Als er mit den Sachen zurückkam, fiel ihm der Jude um den Hals, dankte ihm herzlich für seine Errettung, und bat ihn, seinen kleinen Korb, worin sein ganzes Vermögen war, zum Geschenk anzunehmen. Aber der Menschenfreund nahm nichts an, gar nichts. Der Jude bat nochmals mit thänenden Augen, doch eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen; allein der Kesselflicker ließ ihn gar nicht zum Wort kommen, sondern packte sein Geräthe zusammen, drükte ihm mit deutscher Redlichkeit die Hand, und sagte:

„Was ich gethan habe, war meine Pflicht; das ist jeder Mensch dem andern schuldig. Gott helfe uns beiden weiter!“

---

71. Ein ehrlicher Schreiner.

Ein Edelmann hatte einen prächtigen Schmuk von kostbaren Edelsteinen gekauft, und denselben in einem Kasten in einer verborgenen Schublade aufgehoben. Niemand wußte etwas davon. Bald darauf starb er plözlich. Seine Kinder fanden aufgeschrieben, daß er einen solchen Schmuck gekauft hatte; aber sie wußten nicht, wo er aufgehoben war, Sie suchten überall — und da sie ihn nicht fanden, so hatten sie Verdacht auf einen Bedienten, der allein bei dem Tode ihres Vaters zugegen gewesen war, und glaubten, dieser hätte ihn

entwendet. Sie griffen ihn darauf an, und da er nichts gestehen wollte, so wurde er unschuldig in das Gefängniß gesetzt. Doch fand er Gelegenheit aus demselben zu entfliehen.

Der Sohn des verstorbenen Edelmanns schickte hernach den Kasten zu einem Schreiner, daß er ihn ausbessern sollte. Dieser findet die verborgene Schublade und den Schmuck darin. Ein Bekannter, der eben bei ihm war, erbot sich, ihm zehntausend Thaler dafür zu verschaffen, wenn er ihm hundert Thaler davon geben wollte. Allein der Schreiner antwortete:

„Freund! was habe ich für ein Recht daran? Vermuthlich hat der Vater des Herrn, dem der Kasten gehört, diesen Schmuck, ohne Wissen seiner Familie, darin verwahrt. Es ist meine Schuldigkeit, dieses alles dem rechtmäßigen Besitzer wieder zu geben."

Wirklich brachte er den Schmuck dem Eigenthümer zurück. Dieser freute sich sehr über den glücklichen Fund, besonders aber auch darüber, daß die Unschuld des Bedienten dadurch offenbar ward. Und als der Schreiner ihm erzählte, daß sein Bekannter ihm zehntausend Thaler dafür geboten hätte, so versicherte der Edelmann, er wäre mehr als dreißigtausend Thaler werth. Darauf sagte er weiter zu dem Schreiner:

„Redlicher Mann! ich schenke euch so viel, als euer Freund euch für den Schmuck geboten hat."

Er hielt auch sein Wort; der Schreiner bekam zehntausend Thaler, und blieb bei seinem Reichthum arbeitsam, wohlthätig und redlich.

Sehet zu, dass es nicht gestohlen sey, gebt es dem rechten Herrn wieder; denn uns gebühret nicht, zu essen von gestohlnem Gut, oder dasselbe anzurühren.

Tobias 2, 21.

72. Genügsamkeit macht reich.

Ein wohlthätiger Mann in einer gewissen Stadt hörte, daß in derselben Stadt eine rechtschaffene Frau lebte, welche ihren Mann, der schon vier Jahre krank lag, bloß mit der Arbeit ihrer Hände ernährte. Da er sehr mitleidig war, so dachte er bei sich selbst:

„Wie sauer muß es der armen Frau werden, ihren Mann, der fast kein Glied regen kann, zu verpflegen, und dabei auch noch so viel mit Arbeiten zu verdienen, daß sie beide davon leben können! Sie bedarf gewiß Hülfe und Unterstützung.“

So dachte der wohlthätige Mann, steckte ein paar Thaler zu sich, und suchte ihre Wohnung auf. Nach vielem Fragen fand er sie endlich in einer abgelegenen Gasse, in einer kleinen elenden Hütte. Die Frau empfieng ihn freundlich; vor ihr lag ein Stück Zeug, worin sie Blumen gestickt hatte; neben ihr stand das Bett des Mannes, der nur mit leiser Stimme sprechen konnte. Alles war reinlich und ordentlich; aber überall sah man Merkmale der bittersten Armuth. — Wie er hineintrat, sagte er zu der Frau, es wäre ihm von jemand aufgetragen worden, ihr etwas Geld zu ihrer Unterstützung einzuhändigen. Allein sie antwortete:

Ich danke Ihnen, lieber Herr, für Ihre Mühe; Gott mag's dem Wohlthäter belohnen, daß er sich der Verlassenen annehmen will; aber dem Himmel sey Dank, ich brauche jetzt keine Hülfe.“

„Aber der Mann da im Bette braucht Hülfe“ — sagte der Wohlthäter; und die Frau antwortete:

„Es ist mein Mann; ich hab ihm, wie er jung und gerad war, vor den Augen Gottes versprochen, in Lieb

und Leid, in Glück und Unglück ihn nicht zu verlassen; dieses Versprechen will ich mit Gottes Hülfe auch halten; und mein Verdienst reicht noch immer hin, uns zu ernähren."

Der Wohlthäter bot ihr das Geld noch einmal an, und sagte:

„Gute, redliche Frau, nehme sie das Geld, ich darf es nicht wieder zurückbringen."

Der Wohlthäter war bis zu Thränen gerührt, legte das Geld auf das Fenster, und wollte gehen. Aber die Frau hielt ihn zurück, gab ihm das Geld wieder, und sagte:

„Wenn Sie mir Gutes thun wollen, so nehmen Sie das Geld, und kaufen Sie mir eine Bibel mit grober Schrift. Bei Tage habe ich keine Zeit zu lesen. Nur des Abends, wenn ich zum Nähen nicht mehr sehen kann, lese ich gerne; und da ist meine Bibel schon zu fein. — Und noch eins: sagen Sie mir Ihren Namen; wenn mir einmal große Noth zustößt, so will ich zu Ihnen kommen, und das übrige Geld holen."

Er sagte ihr seinen Namen und seine Wohnung, und beim Abschied sprach er:

„Morgen soll Sie die Bibel haben. Gott segne Sie!"

Indem er zur Thüre hinausgieng, begegnete ihm ein alter Mann, der so aussah, als wenn er auch in dieses Haus gehörte.

Er fragte ihn, wer er wäre? und der Alte antwortete:

„Ich bin ein armer Mann, der keinen Menschen mehr hat; die Frau hier hat mich vorige Woche zu sich genommen, und giebt mir zu essen."

Jetzt bewunderte der Wohlthäter die rechtschaffene Frau noch mehr, kehrte wieder um, und sagte zu ihr:

„Wenn Sie für sich selbst nichts annehmen will, so nehme Sie doch etwas als Kostgeld für diesen armen Mann. Ich will ihn künftig ernähren.“

„Ach liebster Herr! antwortete sie — ich kann jetzt kein Geld annehmen. Geben Sie es doch denen, die ärmer sind als ich. — Schenken Sie mir eine Bibel, wenn Sie wollen; und wenn ich einmal in Noth komme so geben Sie mir, was Sie können.“

Der Wohlthäter gab endlich nach, nahm sein Geld, und verließ das Haus mit Thränen. Tags darauf schickte er der Frau die versprochene Bibel, nebst einigen andern schönen Büchern, und wünschte sich nur Gelegenheit, noch mehr zu ihrer Erleichterung zu thun. Er hatte viel Mitleiden mit ihren dürftigen Umständen; doch sagte er bei sich selbst:

„Sie ist nicht zu bedauern; sie ist glücklicher, als der größte Theil der Reichen, welchen es an Zufriedenheit und an einem tugendhaften Herzen fehlt. Der größte Reichthum macht dann nicht froh und glücklich, wenn man nie genug hat und sich immer mehr wünschet. Wer sich aber gewöhnt hat, sich mit dem Nothwendigen zu begnügen, der wird auch das Wenige, was ihm Gott giebt, mit stillem zufriedenem Herzen genießen.“

Es ist ein grosser Gewinn, wer gottselig ist, und lasset ihm genügen. 1 Tim. 6, 6.

---

73. Ein ehrlicher Bettelknabe.

Als Herzog Ernst August von Braunschweig einst zu Venedig war, bat ihn ein armer Knabe um ein Almosen. „Ich habe kein klein Geld“ — sagte er; und der Knabe erbot sich, hinzugehen, und einen Dukaten

zu wechseln. Der Herzog lächelte, gab ihm einen Dukaten, und dachte nicht, daß der Knabe wieder kommen würde. Aber nach einer kleinen Weile kam der ehrliche Junge wieder, und brachte die eingewechselte kleine Münze.

Der Herzog verwunderte sich über die Ehrlichkeit des Knaben, und schenkte ihm nicht nur all' das Geld, sondern nahm ihn auch mit sich nach Deutschland, ließ ihn unterrichten, und gab ihm hernach einen Dienst.

Treue Hand
Geht durch's ganze Land.

---

74. Ein rechtschaffenes Dienstmädchen.

Zu Wien trug sich im Jahr 1785 folgende Geschichte zu. — Ein armer Schreiber verlor einen Pack mit Bankzetteln für viertausend Gulden. (Bankzettel sind eine Art von Schuldscheinen, welche im Handel und Wandel wie baares Geld gebraucht werden.) Man glaubte, der Schreiber hätte sie entwendet, und er wurde gefangen genommen. Aber in dem Augenblick brachte ein Dienstmädchen den Pack, welchen sie gefunden hatte, in das Gericht.

Man wollte ihr hundert Gulden zur Belohnung geben; aber sie nahm sie nicht an. Man bot ihr darauf nur dreißig, und endlich nur fünf Gulden; aber sie nahm durchaus nichts, und sagte, sie hätte bloß ihre Schuldigkeit gethan, und keine Belohnung verdienet.

Als der Kaiser Joseph der Zweite diese Begebenheit erfuhr, und zugleich hörte, daß dieses Mädchen mit einem Fahnenschmied versprochen war, so überschickte er

ihr eine Aussteuer zu ihrer Heirath, welche dreihundert Dukaten werth war.

Bleibe fromm und halte dich recht! denn solchen wird es zuletzt wohl gehen. Psalm 37, 37.

---

75. Eltern, die für die Bildung ihrer Kinder eifrig sorgten.

In Böhmen, wo manche Kinder öfters eine Stunde weit von einem Dorfe zu dem andern in die Schule gehen müßen, weil nicht an allen Orten Schulen sind, hielten einige Bauern ihre Kinder so eifrig zur Schule an, daß sie dieselben in dem sehr strengen Winter 1784 durch die mit Schnee angefüllten Thäler und über Anhöhen, die mit Eis bedeckt waren, nach einem Dorfe zur Schule trugen, und sich die Mühe nicht verdrießen ließen, sich an vielen Orten erst mit Schaufeln den Weg zu bahnen. — So sauer lassen es sich oft eure Eltern werden, lieben Kinder, euch Gelegenheit zu verschaffen, damit ihr etwas Nützliches lernen könnet. Wollt ihr gute Kinder sein, so erkennet dieses, und suchet ihnen durch unermüdeten Fleiß dafür zu danken!

Kinder sollen ihren Eltern gleiches vergelten; denn das ist wohlgethan und angenehm vor Gott. 1. Tim. 5, 4.

---

76. Geduld und Standhaftigkeit eines Knaben aus kindlicher Liebe.

Im Herbste 1787 hatte der siebenjährige Knabe des Schmiedes Thiesing zu Diepholz im Hannövrischen das Unglück, daß ein Holzschlitten, der über ihn hinfuhr,

ihm den Knochen des einen Beines entzwei brach und das Fleisch zerquetschte. Seine Mutter, die gerade in den Wochen lag, und der man unvorsichtiger Weise das Unglück berichtet hatte, sprang aus dem Bette und fiel in Ohnmacht.

Bei der schmerzhaften Operation, die jezt vorgenommen wurde, verhielt sich der kleine Patient ganz ruhig, legte die Hände über seinem Haupte zusammen, und gab nicht einmal einen Laut des Schmerzens von sich. Die Umstehenden erstaunten über diese Standhaftigkeit des Knaben, und einer derselben fragte ihn, ob er gar keine Schmerzen empfinde? „Schmerzen genug! — antwortete er leise — aber ich verbeiße sie, damit die Mutter sich nicht kränke.“ Am dritten Tage schien der Schmerz seine Stärke zu überwältigen; er äußerte ihn jedoch nur durch leises Wimmern. Lange litt das zärtliche Kind einer kranken Mutter mit unglaublicher Standhaftigkeit, endlich aber siegte die Natur, und er wurde geheilt. — Wenn man die zarte Jugend des kleinen Leidenden in Betracht zieht, und wenn man bedenkt, daß das Schreien für Kinder ein so großes Erleichterungsmittel der Schmerzen ist, so wird man gegen diesen jungen Helden, der aus bloßer Zärtlichkeit für seine Mutter, ohne in laute Klagen auszubrechen, den Schmerz ertrug, gewiß mit Bewunderung und Liebe erfüllt werden.

Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld. Sirach 3, 9.

77. Die gute Tochter.

Der leztverstorbene König Gustav III. von Schweden ritt einst wie ein gewöhnlicher Reisender durch ein Dorf, und erblickte ein junges Bauernmädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, und so viel Anstand zeigte, daß er sie eine Zeitlang aufmerksam betrachtete. Er bat sie um einen Trunk. „Gerne, mein Herr! — war ihre Antwort; — aber erlauben Sie, daß ich mich nicht lange bei Ihnen verweile; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht geschwinde genug wieder bei ihr seyn.“ — Sie hat noch eine Mutter? — „Ja, mein Herr, ich bin so glücklich; sie ist aber arm meine Mutter, und hat auf der ganzen Erde nur mich zu ihrer Unterstützung.“ — Wo wohnt sie? — „Dort unten mein Herr!“ — Wie? in jener elenden Hütte? — „Mein Herr, sie ist unsere Wohnung.“ — Der König stieg vom Pferde, und führte es am Zügel fort. — Nun, mein gutes Kind, ich will sie begleiten, will die Mutter kennen lernen, die sie so herzlich zu lieben scheint. — „O! ich liebe meine Mutter von ganzer Seele; wenn ich nur so glücklich wäre, es ihr recht beweisen zu können.“ Unter diesem Gespräche war das Bauernmädchen an ihre Wohnung gekommen. Gustav gieng mit ihr hinein, und hörte schon von außen das Seufzen der Mutter. Das Mädchen trat an ein schlechtes Bett hin: „Liebe Mutter! da ist ein Herr, dem ich zu trinken gegeben habe, und der euch sehen will.“ — Der König war schon beim Anblicke einer Hütte gerührt worden, welche ganz die Wohnung hülfloser Dürftigkeit zu seyn schien; aber seine Rührung stieg, als er eine alte, mit Gebrechen belastete Frau auf hartem Strohe liegen sah. — Arme Frau, — rief er aus, — wie

beklage ich euch! — „Ach, mein Herr, — erwiederte die Kranke, — mein Zustand würde weit trauriger seyn, hätte ich dies liebe Kind nicht, die ihn durch alle nur ersinnliche Sorgfalt mir zu erleichtern sucht. Sollten Sie's glauben, Tag und Nacht arbeitet sie; und ihrem Fleiße habe ich meine Erhaltung zu danken. Gott segne, Gott belohne sie!" setzte sie mit Thränen hinzu. — „Würdige Tochter! — rief Gustav bis zu Thränen gerührt, — höre sie, mein liebes Kind, will sie wohl nach Stockholm kommen? Ich will sie daselbst glücklich machen, will ihr einen guten Mann verschaffen." — „O, mein Herr! meine Mutter verlasse ich nicht, und wenn ich auch Königin werden sollte." — Der Monarch lächelte über die naive Antwort. — „Nun denn, gutes Mädchen, wenn sie durchaus hier bleiben, und sich nicht von derjenigen trennen will, die ihr das Leben gab, so will ich doch ihre Tugend belohnen; nehme sie diesen Beutel!" — — — Geld, mein Herr? — Soll ich's annehmen, liebe Mutter? — Fürchte sie sich nicht, liebes Kind, und nehme sie diesen schwachen Beweis meiner Hochachtung an! — O, dies ist für meine Mutter; — und alsbald gab sie ihr den Beutel. — Sie kann dies Geld, — fuhr Gustav fort, ohne alle Gefahr ihrer Tugend annehmen; ich habe das Recht ihr zu dienen, ich bin ihr König. — Unser König? riefen Mutter und Tochter zugleich. Die erste wollte dem Monarchen zu Füßen fallen, das Mädchen aber lag schon vor ihm auf den Knieen. Gustav eilte auf die Kranke zu, und zwang sie im Bette zu bleiben. Bleibt, gute Mutter; ja ich bin euer König, euer Vater, und will euch Proben meiner Liebe geben! — Zum jungen Mädchen sprach er: fahre fort, so für deine Mutter zu sorgen! — nahm hierauf huldvoll Abschied,

und sagte: Ihr Guten, — durch euch hab ich wieder einmal die Wonne gefühlt, König zu seyn, und ich werde euch mein Mitleiden und mein Wohlgefallen an eurer Rechtschaffenheit durch die That beweisen. Kaum war der König in Stockholm angelangt, so setzte er für die beiden tugendhaften Seelen einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach der einen Tode auf die andere fallen sollte. Und als er in der Folge erfuhr, daß das Mädchen einem jungen Bauern aus ihrem Dorfe nicht gleichgültig sey, so ließ er ihr bezeugen, daß ihm diese Verbindung gefalle, und fügte zu jenem Gehalte noch eine Summe zur Aussteuer hinzu. Sie heirathete dann, und vergaß als Frau so wenig ihre Mutter, daß dieselbe vielmehr noch immer der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorgfalt blieb.

Wer seine Mutter ehret, der sammelt einen guten Schatz. Sirach 3, 5.

---

78. Der gute Bruder.

Poireſe, der Sohn reicher und vornehmer Eltern in der Provence, zeigte schon in seiner frühen Jugend eine unbeschreiblich große Lernbegierde. Bei allem, was ihm vorkam, hört'er nicht auf, nach dessen Namen, Ursprung und Nutzen zu fragen, und nicht selten wurden, bei seinem Scharfsinn und frühreifer Weisheit, selbst die Erwachsenen um ihn her durch seine Fragen dergestalt in Verlegenheit gesetzt, daß sie nicht wußten, was sie ihm antworten sollten. Sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Betragen gewann ihm die Herzen Aller, die ihn näher kennen lernten, und jedermann suchte ihm Vergnügen zu machen. Vorzüglich verdient hier

auch seine edle Bruderliebe als Muster aufgestellt zu werden. Er war noch nicht älter als sieben Jahre, da er seinen fünfjährigen Stiefbruder Valave unter seine Leitung nahm. Er ordnete nicht nur seine Geistesbeschäftigung, sondern wachte auch über seine Sitten; er leitete seine Handlungen mit der Geduld und mit dem Eifer eines in der Erziehungskunst erfahrnen Mannes.

Das Anziehendste bei diesem Benehmen war, daß der kleine Lehrer seinen Schüler nie die Ueberlegenheit seines Alters, seines Geistes und seines Geschäftes empfinden ließ, nie seinen kleinen Zögling anfuhr, beim Unterrichte alle Geduld und Aufmerksamkeit auf ihn wandte, in den Erholungsstunden aber, voll Frohsinnes, ganz nach Kinderart, mit ihm spielte. So gab nun dieser verständige und rechtschaffene Knabe, da er selbst mit anhaltendem Eifer lernte, seinen Lehrern pünktlich gehorchte, und seine Pflichten mit größter Strenge beobachtete, dadurch seinem Bruder ein sehr einladendes Beispiel zu einer guten Aufführung. Und dieß schöne Benehmen des jungen Erziehers war keineswegs nur von kurzer Dauer; er setzte vielmehr seine Bemühungen bis in's Jünglingsalter fort. — Welch ein schönes nachahmungswürdiges Muster für junge Leute, die daraus lernen können: wie die ältern Geschwister die kleinern unterstützen, in Aufsicht halten, unterrichten, und zärtliche Sorgfalt für sie beweisen sollen; so wie es Pflicht der jüngern ist, gute Ermahnungen und Lehren ihrer ältern Geschwister bescheiden und gerne anzunehmen, und zu befolgen!

79. Das dankbare Unterweisungskind.

Der Prediger N*** zu Eisenberg hatte, nebst andern vermöglichern Bauernkindern, einem armen Hirtenknaben den Vorbereitungsunterricht auf seine Confirmation ertheilt. Der Hirtenknabe, der das Glück, ein Christ zu seyn und so viele gute Lehren erhalten zu haben, hoch zu schätzen gelernt hatte, schrieb bald darauf seinem obgedachten Lehrer folgendes, hier unverändert eingerücktes herzliche Danksagungsschreiben: „Mein lieber Herr Pfarrer! ich bedanke mich vielmal für die Mühe, die Sie meinetwegen gehabt haben; ich wünsche, der liebe Gott wird es viel tausendmal vergelten, weil ich bis hieher in der Irre gegangen habe, und Sie mich auf den rechten Weg des Lebens geführet haben, welches ich Ihnen nicht vergelten kann, und ich hoffe durch die Hülfe Gottes treulich bei diesem Vorsatz zu verbleiben bis an mein letztes Ende.“ Den Prediger, welcher zwar von den begüterten Eltern der übrigen Kinder wohl manches Geschenk erhalten haben mochte, rührte der herzliche Dank des armen Hirtenknaben desto mehr, je häufiger der Fall ist, daß die Bemühungen treuer Lehrer vergessen werden, und das Andenken an ihre wohlgemeinten Ermahnungen gleichsam mit den Kinderschuhen abgelegt wird.

Das Amt der Lehrer, Herr, ist dein;
Dein soll auch Dank und Ehre seyn,
Dass du den Deinen, die du liebst,
Noch immer treue Lehrer giebst.

Gesegnet sey des Lehrers Stand!
Er pflanzet, Herr, von dir gesandt,
Von Zeit auf Zeit dein heilig Wort,
Und Licht mit ihm und Tugend fort.

Wie freut ein guter Lehrer sich,
Wenn er, erleuchtet selbst durch dich,
Den Jüngern Jesu gleich gesinnt,
Viel Seelen für dein Reich gewinnt.

Fern sey von uns der Frevel, Gott,
Durch Undank ihn, durch schnöden Spott
Zu kränken, dass er, was er thut,
Mit seufzervollem Herzen thut.

Nein, Gott, wir wollen ihn erfreun,
Mit Kindeslieb ihm eigen seyn;
Dereinst, o Herr, vor deinem Thron
Strahlt ihm der Ewigkeiten Lohn. —

Wir bitten euch aber, lieben Brüder, dass ihr erkennet [hochschätzet], die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem Herrn, und euch vermahnen.

1 Thessalonicher 5, 12.

---

80. Der merkwürdig gerettete und Gott stets dankbare Schweizer.

Vor mehrern Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgsgegenden ihres Vaterlandes (welche die Alpen heißen, und wovon die höchsten oben mit beständigem Schnee und Eis bedeckt sind) — und nahmen einen alten, der Gegend kundigen Mann zum Führer mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die pfadlose Straße über die Gletscher auf der Limmernalp zu zeigen, bemerkten sie unvermuthet eine Thräne in seinen Augen. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — „Gottesvergessen wäre ich, — sprach

er, — wenn ich jemals an dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar seiner mir hier erwiesenen mächtigen Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher (Eisberge), — sehet ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? Es ist eine Firnspalt (ein Graben, wo das Eiswasser einige Klafter tief unter die Schneeberge hinläuft). Ihr denket wohl, durchaus und ohne Rettung muß derjenige verloren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen fürchterlichen Schlund hinunter stürzt? Nun hier, auf diesem Gletscher und in diesem Graben, würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm, durch ein Wunder beinahe, wieder aus demselben herausgezogen. Zwei Gefährten und ich, jagten hier auf diesen Bergen einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher war mit Schnee bedeckt, und eben da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füßen ein; schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beiden Eiswänden fest erhielt, so daß ich noch über dem Eiswasser schwebte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von der Ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, alles zu meiner — obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. — Hülfsbegierig liefen nun die Lieben, fast so schnell als die Gemse, eine Meile weit, zu der nächsten Sennhütte zurück, während ich zwischen Furcht und Hoffnung auf meine ausgebreitete Arme und Schenkel an die Felswand gestützt, über dem

Wasser schwebte. Ich sank aber alle Augenblicke tiefer; schon war ich bis an die Knie in den Eisstrom gesunken, war von dem Drucke der Luft beinahe erstickt und von der Kälte fast erstarret, und erwartete nicht anderes als den Tod. Nach Verfluß einiger Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen, und auf meine Antwort ließen sie mir einen, aus einer in Riemen geschnittenen Bettdecke zusammengeknüpften Strick herunter, den ich mit vieler Mühe endlich um den Leib binden konnte. Nun zogen sie mich mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen erreichen konnten; aber plözlich zerriß der Strick, und ich mit dem einen Theile des Stricks um den Leib, glitschte unaufhaltbar, so tief als vorher, in die Firne hinunter. Jetzt war die Noth aber noch größer, nicht nur weil der Strick um so viel kürzer geworden war, sondern weil ich auch noch bei dem zweiten Falle meinen Arm entzwei brach, und also um so viel kraftloser ward, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beizutragen. Allein es entfiel weder meinen Gefährten noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal entzwei, und verlängerten so den Rettungsstrick. Dann warfen sie mir denselben zum zweitenmal hinunter, und ich, von Gott gestärkt, war auch mit zerbrochenem Arm lenksam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Und mit diesem noch schwächern Stricke waren endlich meine Freunde so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todes-Gefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus, wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. Und sollte ich denn wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hülfe vergessen, und nicht, so oft ich an dieser Stelle

vorbei gehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine Danktheräne zum Opfer bringen?" — Gerührt dankten die jungen Helvetier ihrem frommen Landsmann für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß frommen Muth und dienstfertige Entschlossenheit die göttliche Vorsehung nie verläßt.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Psalm 103, 1. 2.

---

81. Lernbegierde Karls des Großen.

Kaiser Karl der Große hatte in seiner Jugend nur wenig zu lernen Gelegenheit gefunden, und in männlichen Jahren mußte er einen großen Theil seines Lebens an der Spitze seiner Heere zubringen. Aber sein Beispiel zeigt, daß einem festen Entschlusse und unverdrossener Beharrlichkeit sehr vieles möglich ist, was der Träge für unmöglich hält. Er lernte sich seiner Unwissenheit schämen, beschloß ihr abzuhelfen, und ward einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Da er um sich her Niemand fand, der ihn bei seinen Bemühungen so recht unterstützen, und Lehrerstelle bei ihm hätte vertreten können, so berief er aus andern Gegenden, und selbst aus fremden Ländern, einsichtsvolle und gelehrte Männer an seinen Hof, und ließ sich von ihnen Unterricht geben. So wurde er ohne seine Regentenpflichten zu vernachläßigen, Kenner einiger Fächer der Gelehrsamkeit. Da er in seiner Jugend nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er, der Held, dem halb Europa gehorchte,

sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreibtisch, um die Buchstaben nachmachen zu lernen, was seiner — des Schwertes gewohnten abgehärteten Hand, wohl schwerer werden mußte, als den weichen Knabenfingern. Ja, er war so emsig, diese nützliche Kunst zu lernen, daß er auf seinen Feldzügen und auf seinen Reisen immer die Schreibmaterialien bei sich führte, und unter seinem Kopfkissen verwahrte, um die Augenblicke, in welchen er von Geschäften frei war, sogleich zur Uebung in dieser Kunst benützen zu können.

Lust und Liebe zu einem Ding
Macht alle Mühe und Arbeit gering.

---

82. Die weise Sparsamkeit.

Als man in London zur Erbauung eines großen, besonders für Wahnsinnige und Blinde bestimmten Hospitals eine Collekte veranstaltete, kamen zwei von den Männern, welche zur Einsammlung der freiwilligen Beiträge angestellt waren, an eines reichen Kaufmanns Haus, dessen Thüre halb offen stand. Im Augenblicke, da sie hineintreten wollten, hörten sie den Hausbesitzer seiner Magd darüber Vorwürfe machen, daß sie beim Feuer anzünden ganze Schwefelhölzlein nehme, statt dieselben zu spalten. Diesem Wortstreite hörten sie von Außen eine Zeitlang zu, traten endlich ein, und sagten dem Kaufmanne die Ursache ihres Besuches. Sogleich gieng dieser in ein Nebenzimmer, und brachte aus demselben 400 Stück Guineen (ungefähr 5500 Bündner-Gulden) mit, zählte sie ihnen vor, und steckte sie in ihren Beutel. Die Sammler, die einen so reichen Bei-

trag nicht erwartet hatten, konnten nicht umhin, ihr Erstaunen hierüber zu bezeugen, und sagten dem Kaufmanne, was sie vor der Thüre gehört hätten. „Meine Herren, — erwiederte er ihnen hierauf — Ihr Erstaunen ist durch etwas sehr unbedeutendes veranlasset worden. Als ein Mann, der nach haushälterischen Grundsätzen handelt, spare ich mein Geld, um da, wo es zweckmäßig angelegt ist, destomehr geben zu können. Eben dadurch, daß ich das Meinige zu jeder Zeit zu Rathe hielt, kam ich in die glückliche Lage, wohlthätig seyn zu können.“ — Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der bloß des Geizes sich zu schämen glaubt, und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält! Unwissenheit war stets des Lasters Mutter.

Wer ein Geringes nicht zu Rathe hält, der nimmt für und für ab. — Sirach 19, 17.

Herr! lehr mich weise Sparsamkeit,
Um das nicht zu verschwenden,
Was du mir gabst; nein, in der Zeit
Es nützlich anzuwenden,
Lass mich damit aus Dankbegier
Auch meinen Nächsten, nicht nur mir,
Des Lebens Müh' erleichtern.

---

83. Der großmüthige Menschenfreund.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte zu Genf ein angesehener Bürger, Namens Nathan, der ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, und seine größte Lust und Freude darin fand, Andern wohl zu thun. Er aber

schränkte seine Wohlthätigkeit nicht darauf ein, daß er wartete, bis sich derjenige, dessen Elend ihm bekannt war, in der äußersten Noth befand, sondern er kam seinen Bedürfnissen zuvor, und handelte hierbei mit dem edlen Scharfsinn der Liebe, die dem Unglücklichen die Beschämung, von Andern Wohlthaten annehmen zu müßen, ersparte. Nach dem Tode seiner Gattin und seines einzigen Sohnes kam er auf den edlen Gedanken, seine Unterstützungen auch auf hülfsbedürftige Durchreisende auszudehnen, und erbaute zu dem Ende an den nach Frankreich und Italien führenden Straßen mehrere schöne und große Häuser, worin alle für Reisende zur Bequemlichkeit dienende Einrichtungen anzutreffen waren. Auch sonstige Fremde fanden bei ihm die beste Aufnahme, und er machte sich immer ein Vergnügen daraus, seine Gäste selbst zu bedienen. Unter dem Segen dessen, der zu allem Guten sein Gedeihen schenkt, hatte Nathan seine großmüthige Gastfreiheit schon über 40 Jahre fortgesetzt, und es konnte nicht fehlen, daß der Ruf von ihm nach und nach allenthalben erscholl, und daß sein Name auch in fernen Ländern mit Achtung genannt wurde. Um diese Zeit befand sich zu Neapel ein gewisser Marquis von M**, der, nachdem er bisher in seinem Pallaste ganz eingezogen gelebt hatte, durch den Ruhm von Nathans großmüthiger Gastfreiheit angereizt wurde, ein Gleiches zu thun. Da er sich Nathans Einrichtung und Handlungsweise zum Muster nehmen wollte, so schickte er vertraute Leute nach Genf, die ihm von allem Nachricht geben mußten, was Nathan zum Besten armer Unglücklichen und Fremden that; er suchte hierauf alles dasjenige, was ihm von Nathan erzählt wurde, aufs genaueste nachzuahmen. Allein so viel Mühe er sich auch immer gab, so mußte er doch allezeit hören,

daß ihn der edelmüthige Genfer weit übertreffe. — Man darf nur einen einzigen Schritt thun, um aus der Tugend in das Laster zu verfallen, und da, wo keine wahre Demuth im Herzen lebt, kann unmöglich reine Tugend bestehen. So auch hier. — Die Nacheiferung des Marquis verwandelte sich gar bald in eine geheime Eifersucht. Er war nur einzig darauf bedacht, wie er sich mehr Ruhm und Ehre erwerben möchte, als jener Genfer, den er für seinen Nebenbuhler hielt. Er that daher Alles, was er nur konnte, um diesen Zweck zu erreichen, allein vergebens. Man berichtete ihm beständig etwas Neues und Außerordentliches von Nathan, und er erfuhr immer neue Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Vorhabens entgegen stellten. Er wurde nun von einem bittern Verdruße und Unwillen eingenommen. Und weil er einige Zeit hernach, zu seinem größten Aerger, um einen ansehnlichen Theil seines Vermögens kam, so sah er sich am Ende außer Stande, es dem Nathan gleich, geschweige zuvor zu thun. Er überließ sich gänzlich seinem Verdruße. Sein Zorn verwandelte sich in Wuth; und derselbe Marquis von M**, der bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatte, verfiel aus Neid auf die schrecklichste Unternehmung, die sich nur ein Mensch, der in dem Laster erzogen und verhärtet worden ist, kann in den Sinn kommen lassen. Nathans überwiegende Tugenden machten, daß er ihn als Feind haßte. Er verfiel auf den schrecklichen Gedanken, denselben aus dem Wege zu schaffen. Weil er aber sich nicht unterstund, sein Vorhaben jemand anzuvertrauen, so reisete er mit einigen Bedienten in der Absicht von Neapel ab, demjenigen, der ihm allein Unruhe erwecken konnte, das Leben zu rauben. Nach einer R··· von 14 Tagen kam er drei Meilen

rückwärts von Genf an. Er befand sich, ohne es zu wissen, auf den Gütern des Nathan, und es traf sich gerade, daß dieser, schon ein ehrwürdiger Greis von 70 Jahren und nur in ein schlechtes Kleid gehüllt, nicht weit vor einem seiner Häuser auf und abgieng. Sobald er Leute zu Pferde gewahr wurde, gieng er ihnen entgegen. Der Marquis näherte sich mit der Frage: ob sie sich noch weit von dem Hause Nathans befänden. „Ihr seyd ganz nahe dabei, antwortete ihm dieser, und diese ganze Gegend gehört ihm zu.“ — „Ihr kennet ihn also?“ — versezte Marquis von M**. — „Ja — sagte Nathan, — schon sehr lange.“ Der Marquis stieg vom Pferde, und fuhr fort: „Weil ihr ihn also kennet, so sagt mir doch, ist er wirklich so tugendhaft, wie man öffentlich davon rühmet, und verdient seine Mildthätigkeit alle die Lobsprüche, die man ihm beileget?“ — „Die Menschen urtheilen nur nach dem Aeußerlichen, — antwortete Nathan, — Gott aber weiß allein, ob wir tugendhaft sind. Was mich anbetrifft, der ich ihn schon seit 70 Jahren kenne, so versichere ich Euch, daß ich an ihm Fehler wahrgenommen habe, die andern nicht bekannt sind, und ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, daß er der Lobeserhebungen, die man ihm beilegt, nicht würdig ist.“ — Als der Marquis das hörte, gab er denen, die bei ihm waren, ein Zeichen, ein wenig bei Seite zu gehen, und indem er fortfuhr, den Nathan, den er für einen Bedienten hielt, zu befragen, so schloß er aus seinen Antworten, das Glück habe ihm diesen Mann zur Erleichterung der Ausführung seines bösen Vorhabens zugeschickt. Er bat ihn also, die Sache einzurichten, daß er von Nathan nicht gesehen würde, und auf den Abend zu ihm in das Dorf zu kommen, in welchem er bleiben

wollte, wobei er ihm zugleich versprach, daß ihn seine Dienstleistung nicht gereuen sollte. Nathan sagte zu ihm, er hätte nichts zu befürchten, er könne sich in eines der nächsten Häuser begeben; und wenn diese gleich dem Nathan angehörten, so wolle er es doch so einrichten, daß er allein die Ehre haben könne, ihn zu bedienen, indem ihm sein Herr die Sorge überließe, diejenigen Fremden, welche hieher kämen, zu empfangen. Der Marquis ließ es sich gefallen, und nachdem er seine Begleiter herbei gerufen hatte, ergriff Nathan den Zaum ihrer Pferde, und befahl dem Bedienten, den er bei sich hatte, sie in das Haus zu führen; zugleich gab er ihm und allen seinen Dienern das Verbot, daß keiner merken lasse, wer er wäre. Seinem Befehle wurde auf das Genaueste nachgelebt. Man führte den Marquis von M** in ein sehr schönes Zimmer. Nathan bediente ihn bei der Abendmahlzeit, und blieb hernach allein bei ihm. Jetzt rückte der Marquis mit Eröffnung seines Anliegens heraus, sagte dem Nathan, wer er wäre, und daß sein Herr seiner Familie einen höchst empfindlichen Schimpf zugefügt hätte, weßhalb er ihn jetzt zur Rede stellen wolle. Er überreichte ihm einen Beutel mit hundert Dukaten, und bat ihn, er möchte ihm Gelegenheit verschaffen, seine Rache auszuüben, wobei er ihm zugleich versprach, ihn mit sich zu nehmen, und ihm den großen Dienst, den er ihm würde geleistet haben, reichlich zu belohnen. Sobald Nathan den Namen des Marquis hörte, merkte er auch bald, woher dessen Zorn komme. Er wußte nemlich, was dieser ihm zu Neapel nachzuthun gesucht hatte; sein erlittener Verlust war ihm auch bekannt, und er sah daher ganz deutlich ein, daß dasjenige, was dieser thäte, aus Neid und Verzweiflung geschehe. Er nahm die

hundert Dukaten, und sagte, ohne es sich im Geringsten anmerken zu lassen, zu dem Marquis, indem er ihm ein kleines Wäldchen zeigte, welches eine Viertelstunde von dem Orte, an welchem sie sich befanden, lag: sein Vorhaben wäre sehr leicht auszuführen, sein Feind gehe alle Morgen an dem Eingange dieses Wäldchens spazieren; er müßte sich also bei guter Zeit mit seinen Leuten dahin begeben und allda verbergen; er wolle alsdann nicht unterlassen, zu ihm zu kommen, und ihm einen Weg zeigen, auf welchem sie sich insgesammt, wenn sie den Nathan getödtet haben würden, mit der Flucht retten könnten. Der Marquis, dem diese Nachricht gefiel, umarmte ihn. Er ergriff die nöthigen Maßregeln. Während nun der Marquis, von seinem abscheulichen Vorhaben beunruhigt, die Nacht vor Furcht und Gewissensbissen, welche das Laster allezeit begleiten, gequält zubrachte, demüthigte sich Nathan vor Gott, dem weisen Regierer der menschlichen Schicksale, auf dessen Hülfe er kindlich vertraute, und bat ihn mit Thränen, das Herz seines Feindes zu ändern. Er konnte, wenn er ihn gefangen nehmen ließ, des Marquis Vorhaben fruchtlos machen, ja diesen sogar deshalb bestrafen lassen; allein der großmüthige Greis verlangte, aus dem edelsten Triebe der erhabensten Feindesliebe, weiter nichts als dessen Bekehrung, und betete noch immer, als der Tag anbrach. Er sah seinen Mörder nach dem Walde zureisen, welchen er ihm selbst gezeigt hatte, nahm voll Vertrauen auf Gott die hundert Dukaten, die er bekommen hatte, that noch vierhundert andere dazu, welches zu den damaligen Zeiten eine beträchtliche Summe ausmachte; und nachdem er ein anderes Kleid angezogen hatte, gieng er ganz allein nach dem Orte, wo der Tod auf ihn wartete. Sobald der Marquis unfern

rechtschaffenen Alten, der sein Gesicht mit Fleiß verbarg, wahrgenommen hatte, lief er mit aufgehobenem Säbel auf ihn zu; und nachdem er ihn von hinten ergriffen hatte, sagte er zu ihm: Verräther, du mußt sterben! Nathan sah ihn an, und sagte zu ihm: „Marquis, womit habe ich das verdient?“ — „Wie, rief dieser aus, ist das nicht Nathan?“ „Ja, er ist es wirklich, mein Sohn, antwortete Nathan, ich bin es, der ich dir versprochen habe, dir wider mich zu dienen. Dieses ist der Weg, auf welchem du dich durch die Flucht retten kannst. Nimm diesen Beutel, du wirst in demselben, außer den hundert Dukaten, die du mir gestern gegeben, noch vierhundert andere finden, die ich hinzu gethan habe, weil mir dein erlittener Verlust bekannt ist. Wenn du also bei deinem Vorsatze bleibst, so tödte mich. Allein ich kann mir nicht einbilden, daß du Gott, der dir von deiner Jugend an so viel Gnade erwiesen hat, dergestalt verlassen willst?“ Indem Nathan dieses sagte, sah ihn der Marquis ganz bestürzt an; Scham und Schmerz bemächtigten sich seines Herzens. Von der Großmuth des Greises gerührt, fiel er, ohne daß er ein einziges Wort sagen konnte, Nathan zu Füßen, und umfaßte eine Zeit lang seine Kniee. Nathan hob ihn auf, und sagte zu ihm, indem er ihn umarmte: „Schäme dich nicht, mein Sohn, daß du überwunden bist! Nicht ich, sondern die Gnade sieget in dir. Gott hat dich demüthigen wollen, damit er dich mit desto größerer Ehre überhäufen möge. Du wirst in Zukunft weit standhafter in Ausübung der Tugend seyn.“ Er führte ihn hierauf in sein Haus, und behielt ihn länger als einen Monat bei sich, indem er wie ein liebreicher Vater ihn tröstete, und von ihm wiederum als von einem rechtschaffenen Sohne geehrt und geliebt wurde. Endlich reiste der

Marquis von M** ab, und Nathan nöthigte ihn, die Summe anzunehmen, die er ihm in den Wald mitgebracht hatte.

Lass dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Römer 12, 21.

84. Die glückliche Familie.

„Drei schöne Dinge sind: wenn Brüder eins sind, die Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib sich mit einander wohl begehen.“ So sagt der Sittenlehrer Sirach, und daß es wahr ist, konnte man sehen an Paul Wohlfeld und seiner getreuen Gertrude. Sie besaßen das schönste Bauerngut in Waizenhausen; ihre Kinder waren die beliebtesten im ganzen Dorfe, ihre Wirthschaft war ein Muster für die Gegend. So war es nicht immer. Paul diente früher als Knecht in demselben Gute, das er jetzt als Eigenthümer bewirthschaftete. Seine Dienstherrschaft hatte aber eine reiche Erbschaft gethan und war auf das größere Gut gezogen, das ihnen zugefallen war. Paul, als redlicher Mensch und guter Landwirth bekannt, wurde als Pächter zurückgelassen, obgleich er zu seiner Einrichtung nichts hatte als hundert Thaler, die er in seiner Dienstzeit nach und nach zurück gelegt hatte. Man vertraute ihm, und brauchte für seine Ehrlichkeit und Ordnungsliebe keine Bürgschaft. Seine Gertrud, die von ihren ehrlichen aber ganz armen Eltern, außer den besten Segenswünschen, Nichts bekommen konnte, brachte ihm doch eine hübsche Ausstattung zu, welche eine verstorbene Verwandte, die sie fünf Jahre lang gewartet und gepflegt, und deren wunderliche Laune sie mit großer Geduld

ertragen hatte, in ihrem Testament ihr ausgesetzt. Aus jenen hundert Thalern und dieser Ausstattung war nun ein ganzes Bauerngut, mit Haus, Hof und Feldern, Wiesen, Gärten, Waldung, Vieh, Schiff und Geschirr und Hausgeräthe geworden — und das Alles durch die Befolgung einer kurzen, einfachen Regel, diese heißt: „Bete und arbeite!“ Paul und Gertrude arbeiteten mit einander ehrlich und treu, wie sie es vermochten, und da ihnen Gott Kinder schenkte, hielten sie dieselben auch zur Arbeitsamkeit an, so daß sie selten fremde Menschen in ihrem Haushalte brauchten, die sie theuer hätten lohnen müssen, und welche doch die Arbeit nicht so zum Nutzen würden verrichtet haben. Mit dieser sorgsamen Thätigkeit verbanden sie aber auch eine weise Sparsamkeit, die zwar weit entfernt von niedrigem Geize, doch jeden erlaubten Gewinn sich aneignete, und jede unnütze Ausgabe zu vermeiden suchte. Diese Sparsamkeit zeigten sie besonders bei dem Genusse der Nahrungsmittel und in Absicht ihrer Bekleidung. In keinem Hause wurden nahrhaftere und schmackhaftere Speisen genossen, als in dem Wohlfehld'schen; alle befanden sich daher auch gesund und wohl; aber Leckereien, die sie erst kaufen mußten, und welche die Gesundheit zerstören, kamen nicht auf ihren Tisch. Eben so war niemand im Dorfe reinlicher und anständiger gekleidet, als Wohlfeld und seine Familie; aber fast der ganze Anzug war aus Gertrudens eigener Wirthschaft hervorgegangen„ So wurde durch den goldenen Spruch:

„Kauf nicht, was du hättest gern,
Nur was du nicht kannst entbehren“ —

so viel erspart, daß es zu den nöthigen Ausgaben nie an Geld mangelte, und Wohlfeld nie an die Abtragung einer Schuld erinnert wurde, weil er gewöhnlich Alles

vor dem Termin bezahlte. Dabei vergaßen sie nie, den Segen des guten Gottes auch durch frommes Gebet sich zu eigen zu machen. Mit reinem Gewissen, da weder Müßiggang noch drückende Armuth, die beide viel Böses lehren, sie in Versuchung führte, konnten sie auch frohen Muthes zu dem empor sehen, der die Herzen der Menschen prüft, und ihm von ganzer Seele vertrauen. Auf einem solchen Hause mußte Gottes Segen ruhen. Ihre Arbeit brachte Lohn. Ihre Kinder wuchsen hoffnungsvoll heran, sie waren dem Dorfe Muster der Eintracht, der Thätigkeit, der Wohlanständigkeit, der Bescheidenheit, der Zufriedenheit. Selten sah man sie in andrer Gesellschaft, denn sie befanden sich nirgends besser, als im eignen Hause. Als Wohlfeld alt und lebensmüde starb, da weinten wohlversorgte Enkel an seinem Grabe, Gertrudens Töchter waren gepriesene Frauen, ihre Söhne angesehene Männer geworden; denn die Tugenden des Vaters und der Mutter waren als köstliches Erbgut auf sämmtliche Kinder übergegangen und des Vaters Segen hatte ihnen allen Häuser gebaut.

---

85. Ein Familiengemälde.

Der arme Rudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsacke und sagte zu Rudi:

Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke; ich friere.

Rudi. O Mutter, sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ich bin dir nur zur Last.

Rudi. O, Mutter, Mutter! sage doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! könnte ich dir nur auch, was du nöthig hast, geben. — Du durstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir an das Herz.

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gott Lob! nicht groß; Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O, Mutter! Noch nie that mir meine Armuth so weh, als jetzt, da ich dir Nichts geben und Nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel. —

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, giebt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (weinend). Meinst du denn, Mutter, du erholst dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht!

Rudi. O, mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Ich gehe ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend). O, Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! du warst die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten und es wird dir wohlgehen ewig-

lich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Kummer des Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet, und mir ist wie heilig Alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese Erquickung der Tage meiner Krankheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbste reifet und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert; dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk' an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen, bei allen deinen Leiden.

Rudi. O, Mutter, liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch Eins, Rudi!

Rudi. Was? Mutter!

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Rudi. Was ist's denn? liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sahe gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bett versteckte und gebratene Erdäpfel aus seiner Tasche aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben; ach! er würde mir auch einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es gieng mir alle Mal an's Herz, wenn er so mit Etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! O, Rudi! Wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O, Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern das Herz schwer macht! Wo ist er? bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O, ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letzten Male auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache Haupt hinab auf den Knaben.

Der Knabe weint laut. — Großmutter! was willst du? Du stirbst doch nicht? ach stirb doch nicht, Großmutter!

Sie antwortete gebrochen: Ja, Rudeli! ich werde gewiß bald sterben.

Jesus, ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter! sagte der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem, und muß sich niederlegen.

Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen.

Sie erholt sich bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich liege. —

Rudeli. Du stirbst jetzt doch nicht mehr, liebe Großmutter?

Die Mutter. Thu' doch nicht so, du Lieber, ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli! du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach seyn wird, seine Hülfe und sein Trost seyn. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und Recht thun? Versprich mir's, du Lieber.

Rudeli. Ja, Großmutter! Ich will gewiß Recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun und was wir sprechen! Gelt, Rudeli, du weißt das und glaubst es?

Rudeli. Ja Großmutter, ich weiß es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeih' mir's doch Großmutter! Ich will's nicht mehr thun. Verzeih' mir's doch; ich will's gewiß nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli. Ja, Großmutter! (schluchzend).

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau — Mau — Maurer!

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gotteswillen, ich darf nicht.

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein ander Mal nicht wieder thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! Und um Gotteswillen, mein Lieber! wenn dich schon hungert, nimm doch Nichts wieder, Gott verläßt Niemand; er giebt allemal wieder. — O Rudeli! Wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, — traue auf deinen lieben Gott und stiehl nicht wieder.

Rudeli. Großmutter, Großmutter! ich will gewiß nicht wieder stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe. — Und er bewahre dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, gehe doch auch mit ihm, —

und sage dem Maurer und seiner Frau, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir Leid sey, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht zurück geben könne — sage ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne. — Es thut mir so wehe. — Sie haben das Ihrige auch so nöthig, — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten's bei ihrer großen Haushaltung fast nicht schaffen. Rudi, du arbeitest ihm gern ein paar Tage, daß er das Seinige wieder erhalte. —

Rudi. Ach, mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter. Und er nahm den Kleinen an die Hand und gieng mit ihm.

Gertrud, die Frau des Maurers, war allein zu Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinest du? Warum weint der Kleine? fragte sie liebreich und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud, ich bin in einem Unglücke, antwortete Rudi. — Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Male aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat's gestern bemerkt und er hat's ihr bekannt. — Verzeih' es uns Gertrud? — Die Großmutter ist auf dem Todbette. Ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage, Gertrud; sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. — Es ist mir Leid, ich kann dir sie jetzt nicht zurück geben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih's uns! Der Knabe hat's aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweige einmal hievon, Rudi! Und du lieber Kleiner! komm, versprich mir, daß du Niemand wieder Etwas nehmen willst. Sie küßt ihn und sagt: Du hast eine brave Großmutter; werde doch auch so fromm und brav, wie sie.

Rudeli. Verzeih mir Frau! ich will, weiß es Gott, nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind! thue es nicht wieder, du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich die Diebe werden. Thue es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir, und sage mir es. Wenn ich kann, will ich dir etwas geben.

Rudi. Sage doch deinem Manne, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten und früh und spät zur Hand seyn; ich will mir die Erdäpfel herzlich gerne am Lohne abziehen lassen.

Gertrud. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind Gottlob! durch den Bau an der Kirche jetzt erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudeli die Taschen mit dürrem Obst — sagt ihm noch einmal: du Lieber, nimm doch Niemand wieder etwas, und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter.

Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Decke ihres Bettes wieder besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

Du weinest Gertrud! sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach was verzeihen! Kathrine, euere Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinigen segnen, du Gute!

Kathrine. Hast du uns verziehen Gertrud?

Gertrud. Schweig doch hievon, Kathrine! Ich wollte, ich könnte dich Etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Kathrine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudeli! Hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie's dir verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter, sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr die Tasche voll dürres Obst).

Wie ich schlummere, sagte die Großmutter; hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter, es war mir gewiß Ernst.

Kathrine. Es übermannt mich ein Schlummer und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß reden, Gertrud, sagte sie leise und gebrochen. — Ich wollte dich noch um etwas bitten; aber darf ich? dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud, — wenn — — ich — — todt — — diesen armen — — verlassenen Kindern — — sie sind so verlassen. — Sie streckt die Hand aus, (die Augen sind schon zu) darf ich hoffen — — folge ihr Rud — — — Sie verschied ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sey nur eingeschlafen, und sagte den Kindern: Rede keins ein Wort, sie schläft; wenn sie sich doch wieder erholte!

Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sey, und sagte es dem Rudi. Wie jetzt dieser, und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben. Leser, laß mich

schweigen und weinen, denn es geht mir ans Herz, wie die Menschheit im Staube der Erde zur Unsterblichkeit reift, und sie im Prunke und Tande der Erde unreif verwelket.

Bedenke doch, Menschheit! bedenke doch den Werth des Lebens auf dem Todtenbette des Menschen — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennest — sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich schweige, ich will euch nicht lehren, Menschen! Ich hätte nur dieses gern, daß ihr selber die Augen aufthätet und selbst euch umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edeln Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand. Wie mich die liebe Mutter schmerzt! wie sie so gut war! Gertrud! gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben, wie ein Stein, wenn ich's vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach! Gott wird dir's vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesichte, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister eines nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nach dem sie Alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

86. Die Ostereier.

Erstes Kapitel.

„O weh, da giebts noch nicht einmal Hühner.“

Es lebten einmal vor vielen hundert Jahren, in einem kleinen Thale tief im Gebirge, einige arme Kohlenbrenner. Das enge Thal war rings von Wald und Felsen eingeschlossen. Die Hütten der armen Leute lagen im Thal umher zerstreut. Einige Kirschen- und Pflaumenbäume bei jeder Hütte, etwas Ackerland mit Sommergetreide, Flachs und Hanf, eine Kuh und einige Ziegen waren all ihr Reichthum. Indeß erwarben sie noch einiges mit Kohlenbrennen für die Eisenschmelze im Gebirge. So wenig aber die Leute hatten, so waren sie dennoch ein sehr glückliches Völklein; denn sie wünschten sich nicht mehr. Sie waren bei ihrer harten Lebensart, bei steter Arbeit und strenger Mäßigkeit vollkommen gesund, und man sah in diesen armen Hütten — was man in Palästen vergebens suchen würde — greise Männer, die über hundert Jahre zählten.

Eines Tages, da schon der Haber anfieng sich zu bleichen, und es in dem Gebirge sehr heiß war, kam ein Köhlermädchen, das die Ziegen hütete, fast außer Athem gesprungen, und brachte den Eltern die Nachricht, es seyen fremde Leute in dem Thale angekommen von gar wundersamer Tracht und seltener Redensart — eine vornehme Frau, zwei Kinder und ein sehr alter Mann, der, ob er gleich sehr prächtige Kleider anhabe, doch nur ihr Diener schiene. „Ach, sagte das Mädchen, die guten Leute sind hungrig und durstig, und sehr müde. Ich traf sie, als ich eine verlorne Ziege

suchte, ganz abgemattet in dem Gebirge an, und zeigte ihnen den Weg in unser Thal. Wir wollen ihnen doch etwas zu essen und zu trinken hinaus tragen — und sehen, ob wir sie die Nacht bei uns und den Nachbarn nicht unterbringen können." Die Eltern nahmen sogleich Haberbrod, Milch und Ziegenkäse und giengen hin.

Die Fremden hatten sich indeß in dem Schatten einer buschigen Felsenwand gelagert, wo es sehr kühl war. Die Frau saß auf einem bemoosten Felsenstück, und hatte ihr Angesicht mit einem weißen Schleier von feinem Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunderschönes Fräulein, saß auf ihrem Schooße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beschäftigt, das schwer beladene Maulthier abzupacken, das sie bei sich hatten. Das andere Kind, ein munterer, schöner Knabe, hielt dem Thier einige Disteln hin, an denen es begierig fraß.

Der Kohlenbrenner und sein Weib näherten sich der fremden Frau mit Ehrerbietung; denn an ihrer edlen Gestalt, ihrem Anstande und ihrem langen, weißen Gewande merkte man sogleich, daß sie von hohem Stande seyn müsse. „Sieh nur, sagte die Kohlenbrennerin leise zu ihrem Manne, den zierlich ausgezackten, stehenden Halskragen, die feinen Spitzen, aus denen die zarten Hände nur zur Hälfte hervorblicken, und — der tausig! — sogar die Schuhe sind so weiß, wie Kirschenblüthe, und mit silbernen Blümchen geziert!" Der Mann tadelte aber sein Weib und sagte zu ihr: „Dir steckt doch nichts im Kopfe als die Eitelkeit! Den höhern Ständen geziemet eine vornehmere Kleidung. Indeß macht das Kleid den Menschen um nichts besser, und mit den zierlichen Schuhen hat die

gute Frau wohl schon manchen harten Tritt und manche rauhe Wege gehen müssen.

Der Köhler und die Köhlerin boten der fremden Frau jetzt Milch, Brod und Käse an. Die Frau schlug den Schleier zurück und beide wunderten sich über die Schönheit und die edle, sanfte Gesichtsbildung der Frau. Sie dankte freundlich, ließ das Kind auf dem Schooße aus der irdenen Schale voll Milch trinken — und die hellen Thränen drangen ihr aus den Augen, und benetzten die blühenden Wangen, als das Kleine die Schale mit beiden Händen festhielt und begierig trank. Auch der liebliche Knabe kam herbei und trank auch. Darauf theilte sie von dem Brode aus, — dann trank sie erst selbst und aß von dem Brode. Der fremde Mann aber ließ sich besonders den Käs sehr gut schmecken. Während sie aßen, kamen aus allen Hütten groß und klein herbei, standen im Kreise umher, und betrachteten neugierig und wundernd die neu angekommenen Fremden.

Nachdem der alte Mann satt war, bat er flehentlich, die Leute möchten der Frau doch irgend in einer Hütte auf einige Zeit ein kleines Stübchen einräumen; sie werde ihnen nicht zur Last fallen, sondern alles reichlich bezahlen: „Ach ja, sagte die Frau mit sanfter lieblicher Stimme, erbarmt euch einer unglücklichen Mutter und ihrer zwei Kleinen, die durch ein schreckliches Schicksal aus ihrer Heimath vertrieben wurden.“ Die Männer traten sogleich zusammen, und hielten Rath, wie das zu machen sey.

Oben im Thale brach hoch aus röthlichen Marmorfelsen ein Bächlein hervor, stürzte sich, schäumend und weiß wie Milch, von Felsen zu Felsen, und trieb eine Mühle, die gleichsam nur so an dem Felsen dort hieng.

Auf der andern Seite des Bächleins hatte der Müller noch ein anderes nettes Häuschen erbaut. Freilich war es, wie alle übrigen Häuser im Thale, nur ganz von Holz; aber freundlich anzusehen, von Kirschenbäumen lieblich beschattet, und von einem kleinen Gärtchen umgeben. Dieses Häuschen bot der Müller der fremden Frau zur Wohnung an.

„Mein neues Hüttchen da droben, sagte er, indem er mit der Hand hinauf zeigte, räume ich euch, wie es da steht, herzlich gerne ein. Es ist ganz neu, und noch kein Mensch hat darin gewohnt. Ich baute es, um einmal dahin zu ziehen, wenn ich die Mühle meinem Sohne übergeben werde. Wie doch der liebe Gott — ihm sey Dank! — so wunderbar für euch sorgt! Erst gestern bin ich damit vollends fertig geworden, und heut könnet ihr schon einziehen. Es ist recht so, als wenn ich es gerade für euch gebaut hätte. Es wird euch gewiß gefallen!“ Die gute Frau war über dieses freundliche Anerbieten hoch erfreut. Nachdem sie etwas ausgeruht hatte, gieng sie sogleich hinauf. Sie trug das kleine Fräulein auf dem Arme und der alte Mann führte den Knaben an der Hand. Der Müller aber besorgte das Maulthier. Die Frau fand das Häuschen, zur großen Freude des Müllers, ganz unvergleichlich. Mit einem Tische, einigen Stühlen und Bettstätten war es schon versehen. Schöne Teppiche und prächtige Decken zur Nachtruhe hatte die Frau auf dem Maulthier mitgebracht. Sie übernachtete daher sogleich da — und dankte Gott mit ihren beiden Kleinen vor dem Schlafengehen noch herzlich, daß er ihr nach langem Herumirren einen so angemessenen Zufluchtsort habe finden lassen. „Wer hätte es geglaubt, sagte sie, daß ich, in Palästen erwachsen, mich noch

glücklich schätzen würde, in eine solche Hütte aufgenommen zu werden. Wie nöthig hat auch der Höhere, gegen den Niedrigsten gut und gefällig zu seyn! Könnte er auch so hart sein, es nicht aus Menschenfreundlichkeit zu thun, so sollte ihn die Klugheit dazu bewegen. Denn kein Mensch weiß was ihm bevorstehet."

Den andern Morgen kam die Frau in aller Frühe mit ihren Kleinen aus der niedern Wohnung hervor, sich ein wenig in der Gegend umzusehen. Denn am Tage zuvor waren sie dazu allzumüde. Mit Entzücken betrachtete sie die schöne Aussicht ins Thal. Die Hütten der Köhler lagen tief im grünen Thale wie hingesäet, nur immer zwei oder drei beisammen. Das Mühlbächlein schlängelte sich hell wie Silber mitten durchhin. Die bunten Felsen voll grüner Gesträuche, an denen die Ziegen nagten, hätte man, so wie sie jetzt von der Morgensonne beleuchtet waren, nicht schöner mahlen können.

Der alte Müller kam, sobald er die Frau mit ihren Kindern erblickte, sogleich aus der Mühle heraus, und über den schmalen Steg, der über das Bächlein führte, herüber. „Aber nicht wahr, rief er, ein schöneres Plätzchen, als dieses, giebt es doch im ganzen Thale nicht! Hier scheint die Morgensonne immer am ersten hin. Wenn die Hütten unten, wie eben jetzt, noch im schwarzen Schatten liegen, so ist da droben schon alles von der Sonne wie vergoldet. Ja oft, wenn in dem tiefen, feuchten Thale kaum die Kamine der Hütten aus dem grauen Nebel hervorragen, hat man hier den klaren blauen Himmel."

Den Kindern der Frau gefiel aber das Mühlrad, das sich beständig so geschäftig umdrehte, am besten. Den Knaben ergötzte besonders das Klappern der Mühle

und das Rauschen des Wassers, das wie siedende Milch zu kochen schien.

Das Mädchen hingegen hatte ihre vorzügliche Freude an den funkelnden Edelsteinen von allen Farben, die, wie sie sagte, im Sonnenglanze von dem immer tröpfelnden Rade fielen.

Die Frau brachte den Tag zu, sich einzurichten, so gut es in diesem armen Thale seyn konnte. Die Leute wetteiferten, sie mit Lebensmitteln, mit Brennholz irdenem Küchengeschirre, und andern Kleinigkeiten zu versehen. Das Mädchen, das ihr zuerst den Weg in das Thal gezeigt hatte und Martha hieß, kam zu ihr in den Dienst.

„Vor allem brauche ich Eier! sagte die Frau, als sie sich zum Kochen anschickte. Sieh doch, daß du mir für Bezahlung einige auftreibest.“ „Eier? fragte Martha ganz verwundert. Je wozu denn?“ „Närrisches Mädchen, sagte die Frau, wozu? — zum Kochen. Gehe nur und mache, daß du bald wieder kommst.“ „Zum Kochen, sagte das Mädchen; aber die Vögelein haben ja nun keine Eilein mehr, und dann wäre es doch auch Schade. Vier Personen hätten ja wohl einige hundert Eilein von Finken oder Hänflingen nöthig, sich satt zu essen.“ „Was plauderst du da, sagte die Frau; wer redet denn von den Eierchen der Vögelein. Ich meine Hühnereier.“ Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte: „Was das für Vögel sind, weiß ich gar nicht. In meinem Leben habe ich noch keine gesehen.“ „O weh, sagte die Frau, so giebts bei euch nicht einmal Hühner!“

Denn da die Hühner erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht wurden, so war damals in manchen Gegenden ein Huhn wirklich etwas so seltenes als jetzt

ein Pfau. Die Frau wußte sich, da hier auch nichts von Fleischspeisen zu haben war, in ihrer kleinen Küche fast nicht zu helfen. „Ich hätte nie daran gedacht, sprach sie, was es um ein Ei für eine Wohlthat Gottes ist, bis jetzt, da ich keine haben kann. So gings mir auf meiner Wanderschaft schon mit hundert Dingen. Mangel und Noth haben doch auch ihr Gutes, indem sie uns auf manche Gabe Gottes, die wir bisher nicht achteten, aufmerksam machen, und uns Dankbarkeit lehren."

Die gute Frau mußte sehr kümmerlich leben. Die Leute trugen ihr indeß fleißig zu, was sie nur immer glaubten, das ihr angenehm seyn könnte. Wenn der Müller eine schöne Forelle oder ein Köhler ein paar Krametsvögel fieng, so brachten sie ihr dieselben sogleich. Die größten Dienste that ihr aber der alte Diener, der mit ihr gekommen war. Sie hatte noch einige goldene Kleinodien und kostbare Edelsteine. Von diesen gab sie ihm von Zeit zu Zeit, und er verreiste damit, und blieb oft mehrere Wochen aus. So oft er zurück kam, brachte er immer allerlei mit, das er für die kleine Haushaltung eingekauft hatte. Die Leute bemerkten indeß, daß die Frau nach seiner Zurückkunft oft so sehr traurig war, und rothgeweinte Augen hatte. Sie wären gar gerne dahinter gekommen, wer sie denn eigentlich sey, und woher sie komme. Allein sie selbst zu fragen, hatten sie den Muth nicht. Der alte Mann aber sagte ihnen, wenn sie ihn fragten, so seltsame Namen, daß sie dieselben kaum nachsprechen konnten, und sie in einer Viertelstunde schon wieder vergessen hatten, bis sie endlich merkten, daß der muntre Greis sie nur zum Besten habe. Da machten sie sich an den Kleinen. „Sag uns doch, sagten sie zum Knaben,

wie heißt denn deine Mutter eigentlich? Wir wollen es nicht weiter sagen. Sag es uns nur ins Ohr.“ Da sagte ihnen denn das Kind sehr geheimnißvoll, aber auch sehr offenherzig und zutraulich: „Sie heißt eigentlich Mama.“ Aehnliche Antworten gab auch das Mädchen. Die Leute mußten es also der Zeit überlassen, dieses Geheimniß zu enthüllen.

Zweites Kapitel.

„Gottlob, nun sind doch einmal die Hühner da!“

Einmal kam der alte Diener, der Kuno hieß, wieder von einer Reise heim, und trug einen Hühnerstall auf dem Rücken. In dem waren ein Hahn und einige Hennen. Als die Kinder im Thale den alten Mann kommen sahen, liefen sie alle zusammen; denn er brachte ihnen immer etwas mit — weißes Brod, getrocknete Pflaumen, ein Pfeifchen, ein Glöcklein für ihre Ziegen oder sonst eine Kleinigkeit.

Dießmal waren die Kinder sehr neugierig, was denn in dem vergitterten Käſtchen sey, das fast ganz mit Tuch bedeckt war, so daß man nicht recht hinein sehen konnte. Sie begleiteten ihn bis vor die Thüre der Frau, die mit ihren zwei Kleinen sogleich freudig heraus kam und ihn grüßte. Gottlob, rief das kleine Fräulein und klatschte in die Hände: nun sind doch einmal die Hühner da!

Der Mann stellte den Kasten nieder, öffnete das Thürchen, und da kam denn zuerst ein prächtiger Hahn heraus. Die Kinder erstaunten. „Was für ein sonderbarer Vogel das ist!“ riefen sie; denn wie man ihn heiße, wußten sie noch nicht. In unserm Leben haben wir noch keinen so schönen Vogel gesehen! Was er für eine schöne Krone auf dem Kopfe hat, noch schö-

ner roth als Kornblumen; und wie wunderschön bräunlich und gelblich seine Federn schimmern, noch schöner als reifes Getreide in der Abendsonne; und wie wunderlich er den Schweif trägt, fast wie eine Sichel gekrümmt!" Auch die Hennen gefielen ihnen sehr wohl. Es waren ein Paar schwarze mit hochrothem Kamme, ein Paar weiße mit Büscheln, und ein Paar röthlichbraune ohne Schweif. Die Frau streute den Hühnern einige Hände voll Haberkörner hin. Die Hühner pickten sie geschäftig hinweg, und die Kinder standen und knieten im Kreise umher, und sahen mit vergnügten Gesichtern zu.

Als der Haber aufgefressen war, da schwang mit einem Male der Hahn die Flügel und krähete — und alle Kinder lachten laut zusammen, so freuten sie sich darüber. Und im Heimwege schrien die Knaben alle: „Kikiriki" und die Mädchen machten es ihnen wohl nach, aber doch nicht gar so laut. Als die Kinder heimkamen, erzählten sie von den Wundervögeln, die viel größer seyen, als die Ringeltauben, ja wohl größer als die Raben, und wie sie so schöne Farben hätten, noch viel schöner als alle Vögel im Walde. „Und, sagte die kleine Marie, Marthas Schwesterlein, wie sie so ein rothes Käpplein auf dem Kopfe tragen, wie es bisher noch bei keinen Vögeln des Waldes gebräuchlich gewesen." Auch die Eltern wurden neugierig und kamen, die fremden Vögel zu sehen, und waren nicht weniger darüber verwundert.

Nach einiger Zeit ließ sich eine der Hennen zum Brüten an. Martha mußte die Henne täglich füttern. Die Frau zeigte einmal den Kindern aus dem Thale das Nest, und die Kinder wunderten sich alle laut über die Menge von Eiern. „Fünfzehn Eier; riefen sie; die

Holztauben legen nur zwei, andere Vögelein nur fünf Eier. O wie wird diese Henne so viel Junge auffüttern!“ Da die Jungen anfiengen auszukriechen, wollte die Frau den Kindern eine Freude machen, und ließ sie rufen. Es kamen aber, da es eben Feiertag war, auch viele große Leute mit. Sie zeigte ihnen ein aufgepicktes Ei. O wie freuten sich die Kinder, als das junge Hühnlein so geschäftig pickte, herauszukommen. Die Frau half ihm vollends heraus. Nun war die Verwunderung noch größer, daß das kleine Vögelein schon so schöne gelbe Flaumfederlein habe, so munter aus den schwarzen Aeugelein blicke, und sogleich davon laufen könne, da doch andere Vögelein nackt, blind und ganz hülflos zur Welt kämen. Das ist doch etwas unerhörtes, sagten die Kinder: solche Vögel giebt es in der ganzen Welt nicht mehr!

Als die schöne glänzend schwarze Glucke mit dem purpurrothen Kamme, in Mitte ihrer fünfzehn gelbhaarigen Jungen, das erstemal auf dem grünen Rasen herausschritt, da war die Freude der Kinder und Eltern gar über alle Weise. „Schöneres kann man doch nichts sehen!“ sagte ein Köhler. Und horcht nur, sprach die Köhlerin, wie die Alte den Jungen lockt, und wie die kleinen Dingerchen den Ruf verstehen, und sogleich folgen. Es wäre zu wünschen, daß ihr Kinder auch immer so auf den Ruf gienget.

Ein Knabe wollte ein junges Hühnlein fangen, um es näher zu betrachten. Das kleine Dingelchen schrie aber kläglich, und auf das Geschrei schoß die Alte plötzlich und mit weitgeöffneten Flügeln herbei, und flog dem Knaben, der heftig erschrack und jammernd um Hülfe rief, auf den Kopf. Sie hätte ihm wohl die Augen ausgekratzt, wenn er das Junge nicht augen-

blicklich wieder hätten laufen lassen. Der Vater schmähte den Knaben, und die Mutter sagte: Wie das treue Thier sich seiner Jungen so eifrig annimmt! Menschen könnten sogar von ihm lernen.

Wenn die Henne nun einen guten Bissen fand, so erhob sie sogleich ein Geschrei, und die Jungen eilten alle zusammen. Die Alte zerhackte ihn erst mit ihrem Schnabel und legte ihnen gleichsam vor. Jedermann wunderte sich, daß so junge Thierchen, die kaum über einen Tag alt wären, nicht nur sogleich laufen, sondern auch schon fressen könnten.

Da jetzt die Sonne sich etwas unter die Wolken verbarg — so sammelten sich alle Jungen unter die Alte, und versteckten sich da, um sich zu wärmen. „Das ist noch das allerschönste, sagten die Leute. Es ist gar so artig und munter, wie hie und da ein Köpfchen unter den Flügeln der Henne hervorsieht, oder sich ein Junges hervorwagt, und sogleich wieder an einer andern Stelle unter sie hineinkriecht.“

Der Müller, der in seiner weißbestäubten Kleidung in Mitte der schwarzen Köhler sich gar sonderbar ausnahm, aber auch an Einsicht sich vor ihnen auszeichnete, sprach: „Was doch ein Wunderding mit diesen fremden Vögeln ist! Wir erblicken zwar Gott überall in der Natur; aber wenn wir etwas Ungewöhnliches sehen, fällt uns seine Allmacht, Weisheit und Güte doch noch mehr in die Augen. Bedenkt nur, wie gut es ist, daß diese kleine Vögelein sogleich laufen und fressen können; wenn die Alte so vielen Jungen das Futter im Schnabel zutragen müßte, wie eine Schwalbe, da würde sie nicht fertig; wie gut ist's, daß es schon die Natur der Jungen so ist, der Alten nachzulaufen und ihrer Stimme zu folgen. Liefen sie, weil sie doch

auf der Stelle laufen können, sogleich auseinander; die Alte könnte sie nicht mehr zusammen bringen! und die Jungen giengen verloren. Besonders wundert mich aber, wo die Henne den Muth hernimmt, ihre Jungen so tapfer zu vertheidigen! Habe ich mich doch schon oft geärgert, und sie dumme Thiere gescholten, weil sie allemal, so oft ich an ihnen vorbei gieng, vor Furcht scheu auseinander flohen, obwohl sie längst merken, daß ich ihnen nichts zu leide thue. Und nun ist die Natur des Thieres ganz verändert, und sie setzt sich gegen einen Mann zur Wehre. Oft hat es mich ergötzt, wie die Hennen um einen Bissen zanken, wie diejenige, die ein größeres Bröcklein fand, so neidig ist, und sogleich davon läuft, und wie die andern ihr nachlaufen, und es ihr nehmen wollen. Jetzt aber hat sie ihre Gefräßigkeit ganz abgelegt, und ruft den Jungen selbst, und rührt nichts an bis alle satt sind. Ich glaube das gute Thier stürbe lieber selbst Hungers, als daß sie eines ihrer Jungen verhungern ließe. Die zärtliche Sorgfalt, mit der die Henne ihre zarten Jungen umherführt, Futter für sie aufsucht, sie nährt, sie beschützt, sie unter ihren Flügeln wärmt — hat Gott dem Thiere eingepflanzt. So zärtlich ist Gott für diese junge Hühnlein besorgt! Und wie sollten nun wir verzagen? Sollte Er nicht noch mehr für uns besorgt seyn? — Freilich sorgt er noch mehr für uns. Darum nur guten Muth, lieben Leute! Gott macht es wohl. Er sorgt für alle seine Geschöpfe — am meisten aber für den Menschen, der in seinen Augen mehr ist, als alle Hühner und alle andern Vögel in der ganzen Welt."

Drittes Kapitel.

„Jetzt giebt es Eier im Ueberfluß.“

Weil die guten Leute im Thale gegen die fremde Frau immer gar so gefällig gewesen, so war sie schon lange darauf bedacht, ihnen auch wieder eine Freude zu machen, und ihre ärmliche Haushaltung zu erleichtern. Die gute Frau hatte daher Eier und Hühner sehr geschont, und da sie nun einen schönen Vorrath von Eiern und auch mehrere Hühner beisammen hatte, schickte sie die Martha ins Thal, alle Hausmütter auf den andern Tag, der ein Sonntag war, einzuladen. Sie kamen mit Freuden, und in ihrem schönsten Aufputze. In dem kleinen Gärtchen hatte der alte Diener einen ländlichen Tisch mit einigen Bänken bereitet. Hier mußten sie Platz nehmen.

Martha brachte hierauf einen großen Korb voll Eier. Die waren alle so reinlich, daß man kein Flecklein daran sah und weiß wie Schnee. Die Kohlenbrennerinen erstaunten und wunderten sich nicht wenig über die Menge von Eiern. „Gottlob! sagte die Frau, jetzt giebt es Eier im Ueberfluß, und es ist allerdings ein schöner Anblick, so viele reinliche Eier beisammen zu sehen. Nun will ich euch aber auch zeigen, wie man sie in der Haushaltung nützen kann.“

In einer Ecke des Baumgärtchens, unten an einem Felsen, war Feuer angemacht. Eine große Pfanne voll Wasser hieng über dem Feuer. Die Frau schlug zuerst ein Ei auf, um zu zeigen wie es innen aussehe, bevor es in das heiße Wasser komme. Alle betrachteten mit Aufmerksamkeit die schöne kristallhelle Feuchtigkeit, in der gleich einer gelben Kugel der Dotter schwamm. Nun wurden so viele Eier, als es Gäste waren, weich ge-

sotten. Auf dem Tische war Salz und weißes länglich geschnittenes Brod in Bereitschaft. Die Frau lehrte sie die Eier öffnen, und nun wunderten sich alle, wie das Durchsichtige des Ei's so schön weiß wie Milch aussah, und eben so, wie das Gelbe, fester geworden. Alle lobten, indem sie nach Anweisung der Frau die Eier mit dem Brode austunkten, die treffliche Speise. „Da hat man, sagte sie, Geschirr und Speise sogleich beisammen. Und wie schön und reinlich, wie lieblich weiß und gelb alles aussieht! Wie schnell, ohne Kunst, ohne allen Aufwand ein Ei gekocht ist. Auch für Kranke könnte man nicht leicht eine wohlfeilere und nahrhaftere Speise finden."

Die Frau schlug hierauf Eier in heißes Schmalz. Dieses war für die Köhlerinnen wieder eine neue Erscheinung. „Wie das Gelbe so schön vom Weißen umgeben ist, sagten sie, wie bei den großen weiß und gelben Wiesenblumen, die man Ochsenaugen nennt." Die Eier wurden nach und nach auf grünen Spinat gelegt, der in einer großen flachen Schüssel bereit stand — und auch diese Speise wurde von allen gelobt. So machte die Frau noch andere Eierspeisen, und unterrichtete die Köhlerinnen, wie die Eier nicht nur an und für sich eine gesunde Speise seyen, sondern mit noch größerm Vortheil zur bessern Bereitung anderer Speisen benutzt werden können.

Zuletzt wurde schöner grüner Ackersalat aufgetragen. Kuno brachte einen Teller voll Eier, die schon früher hart gesotten wurden, damit sie indeß wieder kalt würden. Der fröhliche Alte ließ aus Scherz die Eier fallen, daß sie auf dem steinigen Boden herumrollten. Die Köhlerinnen am Tische erschraken, daß sie laut aufschrien. Sie meinten, die Eier würden ausfließen. Aber wie

wunderten sich alle, als die Frau die Schalen rein ablöste, und jedes Ei so durchaus hart erschien, daß es sich schneiden ließ. Die Sache schien ihnen ein Wunder. Indeß sagte ihnen die Frau, wie man die Eier hart siede, und legte die zierlich geschnittenen Eier auf den Salat, und auch diese Speise schmeckte den Gästen sehr gut.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, vertheilte die Frau einige Hähne und mehrere Hennen unter die Hausmütter. Sie sagte ihnen, daß eine Henne des Jahres hundert bis hundert fünfzig Eier lege — worüber alle erstaunten. „Ueber hundert Eier! riefen sie. Welch ein Vortheil in der Haushaltung!“ Die guten Hausmütter brachten mit den Hühnern eine große Freude ins Thal, in allen Hütten war Jubel. Alle Leute im Thale segneten die Frau, und dankten Gott für das schöne wohlthätige Geschenk.

Die Hühner waren lange Zeit das tägliche Gespräch. Immer bemerkten die Leute noch etwas neues daran, das sonderbar und zugleich nützlich war. Die Eigenschaft, daß der Hahn morgens krähe, war den Hausvätern besonders lieb. „Er verkündet so, sagten sie, den nahen Tag, und fordert die Menschen auf, an ihr Tagwerk zu gehen. Es ist ein ganz neues Leben im Thale, wenn man am Morgen die Hähne so zusammen krähen hört, und man geht ordentlich munter an die Arbeit!“ „Freilich wohl! sagte der Müller. Wenn der Hahn aber gegen Mitternacht das erste Mal kräht, so ruft er den lustigen Gesellschaften mit lauter Stimme zu, jetzt sey es die höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.“

Den Hausmüttern gefiel es noch besonders, daß die Henne es gackernd ankündete, wenn sie ein Ei gelegt hatte. Allemal war Freude im Hause, wenn sie sich

hören ließ. „So weiß man es doch gleich, sagten sie, und kann das nützliche Geschenk sogleich in Empfang nehmen.“

Hausväter und Hausmütter sagten oft unter einander: „Diese Vögel sind wahrhaftig von Gott eigentlich recht zu Hausthieren geschaffen. Sie halten sich so treulich an das Haus, entfernen sich nie weit davon, kommen sobald man ihnen lockt, sogleich alle zurück, ja sie gehen am Abend von selbst heim, und warten an der Hausthür oder am Fenster, bis man sie hereinläßt. Nicht nur bringen sie der Haushaltung einen großen Nutzen, ihr Unterhalt kostet auch sehr wenig. Sie nehmen mit Kleie, mit dem Abfall vom Gemüse, und mit andern schlechten Dingen vorlieb, die man im Hause sonst nicht weiter nützen könnte. Ja sie gehen von Morgen bis Abend außer dem Hause überall umher, und scharren und suchen ihr Futter selbst auf. Viele tausend Körnlein, die besonders zur Erndtezeit und bei dem Dreschen verloren giengen, kommen so noch den Menschen zu gut. Die Hennen lesen sie fleißig auf, und geben uns Eier dafür. Die ärmste Wittwe, die sonst kein Hausthier halten könnte, vermag doch noch eine Henne, und das tägliche Ei ist ein tägliches Almosen für sie.“

Auch die zwei Kinder der Frau sahen nun ein, woran sie im Ueberflusse nie gedacht hatten, was die Eier für gütige Geschenke Gottes seyen. O wie froh waren sie, als sie hie und da Morgens ein Ei in Milch essen konnten! Wie gut fanden sie nun manche Speise, die ihnen vorher nicht genießbar schien, weil das Ei daran fehlte! Wie sehr dankten sie Gott dafür!

Viertes Kapitel.

Das Fest der bemahlten Eier, ein Kinderfest.

Indeß giengen Sommer und Herbst vorüber, und der Winter kam. Er war, zumal in dieser rauhen Gegend, sehr hart. Die kleinen Hütten im Thale lagen Monate lang wie im Schnee vergraben. Nur die rauchenden Kamine, und etwas von den Dächern, schauten noch aus der weißen Hülle hervor. Von dem Hohlwege zwischen den Felsen herauf sah man gar nichts mehr. Die Mühle stand still, und die Wasserfälle hiengen starr und geräuschlos an den Felsen da. Man konnte nur wenig zusammen kommen. Desto größer war die Freude, als der Schnee schmolz und es nun wieder Frühling ward.

Die Kinder aus dem Thale kamen sogleich wieder herauf, und brachten den beiden fremden Kindern, Edmund und Blanda, die ersten blauen Veilchen und gelben Schlüsselblümchen, die sie im Thale finden konnten. Ja sie flochten ihnen, sobald es mehrere dieser holden Frühlingsblümchen gab, die schönsten blauen und gelben Kränze. „Ich muß, sagte die edle Frau, den guten Kindern doch auch eine Freude machen. Ich will ihnen auf den kommenden Ostertag ein kleines ländliches Kinderfest geben. Denn es ist gar schön, daß man solche Tage den Kindern, so gut man nur immer kann, zu Freudentage mache. Aber was soll ich ihnen geben? Auf Weihnachten konnte ich sie mit Aepfeln und Nüssen beschenken, die ich für sie hatte bringen lassen. Allein zu dieser Zeit hat man nichts im Hause, als etwa ein Ei. Noch bringt die Natur nichts hervor, das zu genießen wäre. Alle Bäume und Sträuche stehen ohne

Früchte und Beeren. Eier sind die ersten Geschenke der wieder auflebenden Natur."

Aber, sagte Martha, wenn die Eier nur nicht so ganz ohne alle Farbe wären! Weiß ist wohl auch schön. Allein die allerlei Farben der Früchte und Beeren, zumal die schönen rothen Wangen der Aepfelein, sind doch noch schöner.

„Du bringst mich da auf einen Einfall, sagte die gute Frau, der gar nicht übel seyn mag. Ich will die Eier hart sieden, und sie, was sich während des Siedens leicht thun läßt, zugleich färben. Die mancherlei Farben machen den Kindern gewiß große Freude."

Die verständige Mutter kannte verschiedene Wurzeln und Moose, die man zum Schönfärben brauchen kann. Sie färbte nun die Eier auf verschiedene Art. Einige wurden schön Himmelblau, andere gelb wie Zitronen, andere schön roth wie das Innere der Rosen. Einige hatte sie mit zarten grünen Blättchen eingebunden, die sich dann auf den Eiern abbildeten, und ihnen ein unvergleichlich schönes buntes Ansehen gaben. Auf einige setzte sie auch einen kleinen Reim.

„Die bemahlten Eier, sagte der Müller, als er sie erblickte, sind gerade recht für das Fest, wo die Natur ihr weißes Kleid ablegt, und sich mit allerlei Farben schmückt. Die gute Mutter macht es gerade wie der liebe Gott, der uns nicht nur schmackhafte Früchte giebt, sondern sie auch noch für das Auge schön und freundlich macht. Wie er die Kirsche roth, die Pflaume blau, die Birne gelb färbt, so macht sie es mit den Eiern."

Der Ostertag war diesmal ein überaus schöner Frühlingstag — ein wahrer Auferstehungstag der Natur. Die Sonne schien so schön und warm, der Himmel war so rein und blau, daß es eine Lust war, und alles

neues Leben fühlte. Die Wiesen im Thale waren bereits schön grün, und hie und da schon bunt von Blumen.

Schon lange vor Anbruch der Morgenröthe hatten die Frau und der alte Kuno sich auf den Weg zur Kirche gemacht, die über zwei Stunden weit entfernt, jenseits mehrerer Berge lag. Die Väter und Mütter aus dem Thale, und die größern Kinder, die so weit gehen konnten, zogen auch mit dahin. Gegen Mittag kam die Frau mit Hülfe des Maulthiers, das Kuno wieder zurück führte, die übrigen Leute aber kamen mit ihren Kindern erst lange Nachmittags, oder gar gegen Abend nach Hause.

Sobald die Frau angelangt war, eilten jene Kinder, die man daheim gelassen hatte, und mit Edmund und Blanda ungefähr von einerlei Alter — und schon lange eingeladen waren, voll Freude herauf.

Die Frau führte sie in das Gärtchen, das Kuno in dem vorigen Jahre sehr verschönert hatte. Nahe an der Felsenwand, auf einem zierlich mit Kies beschütteten Grund, war ein länglicht runder Tisch, der war jetzt mit einem farbigen Teppich belegt. Rasensitze von jungem, frischem Grün umgaben ihn. Die Kinder setzten sich rings um den Tisch, und mitten unter ihnen Edmund und Blanda. Alle sahen freundlich und fröhlich aus den Augen, und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Es war wirklich ein ungemein lieblicher Anblick, den schönen Kreis von gelb und braunlockichten Köpfchen, und alle die blühenden Gesichtchen zu sehen. „So schön ist kein Blumenkranz, sagte die Frau bei sich selbst, wäre er auch aus den schönsten Rosen und Lilien gewunden."

Nun erzählte ihnen die Frau zuerst sehr schön und deutlich, warum der heilige Ostertag ein so großes

Freudenfest sey — und dann wurde eine große irdene Schüssel voll heißer Milch aufgetragen, darein Eier geschlagen waren. Jedes Kind hatte ein neues irdenes Schüsselchen vor sich stehen. Jedes bekam nun seinen Theil und ließ sich's vortrefflich schmecken. Hierauf führte die Frau die Kinder durch eine Seitenthür des Gärtchens in das kleine Tannenwäldchen, das an den Garten stieß. Zwischen den jungen Tännchen waren hie und da schöne grüne Rasenplätze. Da sagte die Frau den Kindern, jedes solle aus Moos, mit dem die Felsen und Bäume umher reichlich bewachsen waren, ein kleines Nestchen machen. Sie gehorchten mit Freuden. Denjenigen Kindern, die nicht zurecht kommen konnten, mußten die geschicktern helfen. Jedes mußte sich sein Nestchen wohl merken.

Nun kehrten die Kinder wieder in den Garten zurück, aber sieh — da erblickten sie auf dem Tische einen großen Kuchen von Eierbrod, der wie ein großer gewundener Kranz gestaltet war. Jedes bekam nun ein großes Stück Kuchen. Indeß nun die Kinder aßen, schlich Martha mit einem großen Korb voll gefärbter Eier heimlich in das Wäldchen, und vertheilte die Eier in die Nestchen, und die blauen, rothen, gelben und bunten Eier nahmen sich in den zierlichen Nestchen von zartem grünlichen Moose ungemein schön aus.

Nachdem die Kinder genug gegessen hatten, sagte die Frau: „Nun kommt, jetzt wollen wir nach den Nestchen sehen.“ In den Nestchen lagen fünf gleichfarbige Eier, und auf einem derselben stand ein Reim. Was da die Kinder für ein Freudengeschrei erhoben! Die Freude und der Jubel giengen über alle Beschreibung. — „Rothe Eier! Rothe Eier! rief das eine, in meinem Nestchen sind lauter rothe Eier.“ „Und in dem meinigen blaue,

rief ein anderes, o alle so schön blau, wie jetzt der Himmel." „Die meinigen sind gelb, schrie ein drittes, noch viel schöner gelb, als die Schlüsselblümchen, oder der hellgelbe Schmetterling, der dort fliegt." „Die meinigen, rief das vierte, haben gar alle Farben!" „O das müssen wunderschöne Hühner seyn, rief ein kleiner Knabe, weil sie so schöne Eier legen. Die möchte ich einmal sehen."

„Ei, sagte Martha's Schwesterchen, das kleinste aus allen Kindern, die Hühner legen freilich keine so schöne Eier. Ich glaube gar, das Häschen hat sie gelegt, das aus dem Wachholderbusche heraus sprang und davon lief, als ich dort das Nestchen bauen wollte." Und alle Kinder lachten zusammen, und sagten im Scherze, der Hase lege die bunten Eier. Ein Scherz, der sich in manchen Gegenden bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

„O mit wie wenigem, sagte die Frau, kann man den Menschen eine große Freude machen! Wer sollte nicht gerne geben; indem ja geben seliger ist als empfangen! — Wer doch noch ein Kind seyn könnte! Eine solche Freude empfinden unter den Erwachsnen nur diejenigen, die ihr Herz rein und schuldlos bewahrten. Nur diese leben noch in dem Paradiese der Kindheit — diesem Gottesreiche schadloser Freude."

Nun machte die Frau den Kindern wieder eine andere schuldlose Unterhaltung. Manches Kind, das nur blaue Eier bekam, hätte gern auch ein rothes und gelbes gehabt. Denen, mit den rothen, gelben oder bunten Eiern gieng es eben so. Die Frau sagte daher den Kindern, sie sollten mit einander tauschen. Nur das Ei mit dem Sprüchlein durfte nicht vertauscht werden. Das war jetzt eine neue Freude, da jedes Kind auf diese Art Eier von allen Farben erhielt. „Seht, sagte die Frau, so muß man einander aushelfen. Wie es mit den Eiern

hier ist, so ist es mit tausend andern Dingen. Gott theilte seine Gaben so aus, daß die Menschen einander alle Freude machen, und einander lieber gewinnen sollten. Möchte doch jeder Tausch oder Kauf, wie euer kleiner Eierhandel beschaffen seyn, daß immer beide Theile gewinnen, und keiner verliere."

Der kleine Edmund las seinen Reim. Ein Köhlerknabe war darüber voll Erstaunen. Denn damals gab es noch wenige Schulen, und mancher Erwachsene wußte kaum, daß es um das Lesen und Schreiben etwas Schönes und Nützliches sey. Der Köhlerknabe wollte nun sogleich wissen, was denn auf seinem Ei geschrieben stehe. O, ein unvergleichlich schönes Sprüchlein, sagte die Frau. Höre einmal: „Für Speis und Trank — dem Geber Dank!" Sie fragte die Kinder, ob sie dieses immer gethan hätten? Jetzt fiel es ihnen erst ein, Gott für die fröhliche Mahlzeit und die schönen Eier zu danken, was sie dann nach Anleitung der Frau auch sogleich von Herzen thaten.

Nun wollte aber jedes Kind wissen, was auf seinem Ei stehe. Alle drängten sich um die Frau. Alle die kleinen Händchen, und in jedem Händchen ein Ei, waren gegen sie ausgestreckt. Alle riefen wie mit einem Mund: „Was steht auf meinem? Was auf meinem? Wie heißt meines? O meines zuerst lesen?"

Die Frau mußte Friede machen, und die Kinder in einen Kreis stellen. Jetzt las sie in der Reihe herum ein Sprüchlein nach dem andern. Jedes Kind war voll Begierde zu wissen, wie sein Reimlein heiße. Alle horchten auf die Frau und wandten kein Auge von ihr, wenn sie wieder ein Sprüchlein las.

Die Reimlein bestanden nur immer aus einigen Wörtchen. Alle zusammen, sowohl auf den Eiern, die sie

jetzt, als auf jenen, die sie nachher noch austheilte, waren ungefähr folgende:

1. Nur eins ist Noth,
   Kind, liebe Gott!
2. Gott sieht dich, Kind,
   Drum scheu die Sünd'.
3. Für Speis und Trank
   Dem Geber dank.
4. Ein dankbar Herz
   Flammt himmelwärts.
5. Vertrau auf Gott,
   Er hilft in Noth.
6. Höchst elend ist,
   Wer Gott vergißt.
7. Wer Jesum ehrt,
   Thut, was Er lehrt.
8. Gebet und Fleiß
   Macht gut und weis'.
9. Fromm und rein,
   Zwei Edelstein.
10. Ein gutes Kind
    Gehorcht geschwind.
11. Beim Eigensinn
    Ist kein Gewinn.
12. Ein reines Herz
    Erspart viel Schmerz.
13. Kind, wirst du roth,
    So warnt dich Gott.
14. Wie Rosen blüht
    Ein rein Gemüth.
15. Bescheidenheit
    Das schönste Kleid.
16. Wer Lügen spricht,
    Dem glaubt man nicht.

17. Die Heuchelei
Ein faules Ei.
18. Verdientes Brod
Macht Wangen roth.
19. Unmäßig seyn
Bringt Schmach und Pein.
20. Ein frommer Mann,
Hilft, wo er kann.
21. Zorn, Haß und Neid
Bringt dir nur Leid.
22. Still, sanft und mild,
Ein gold'ner Schild.
23. Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden.
24. Gut seyn, nicht Gold,
Macht lieb und hold.
25. Ein gut Gewissen,
Ein sanftes Kissen.
26. Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth.
27. Zur Ewigkeit
Sey stets bereit
28. Weltlust vergeht,
Tugend besteht.
29. Den Frommen lohnen
Dort ew'ge Kronen.

Jedes Kind gab sich alle Mühe, sein Reimlein zu merken, und wiederholte es in der Stille immer bei sich selbst, um es nicht zu vergessen.

Die Frau fragte nun in der Reihe herum, ob jedes sein Sprüchlein noch wisse. Hie und da mußte sie ein wenig nachhelfen. Aber bald wußte jedes das seine schön und deutlich zu sagen. Ja viele merkten auch die Reimlein der übrigen. Nach und nach wußte fast jedes Kind alle Reime auswendig. Wenn man nur das

erste Wort nannte, so wußten sie fast allemal das Sprüchlein bis ans Ende zu sagen. Und wenn man diesen die erste Hälfte sagte, so wußten sie die zweite ganz sicher. So viel auf einmal, und so leicht, unter Lust und Lachen, hatten die Kinder noch nie gelernt.

Die Väter und Mütter und die andern Kinder, die indeß nach Hause gekommen waren, und den lauten Jubel, der in das Thal herabscholl, vernahmen, eilten hinauf, zu sehen und zu hören, was es denn gebe, und waren ganz erstaunt. „So viel, sagten sie, lernen ja die Kinder zu Hause kaum in einem halben Jahre auswendig, als hier in einer halben Stunde. Es bleibt doch wahr: Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit ring." Aber den Kindern Lust zu machen, sagte der Müller, das ist das Kunststückchen. Da steckt's! — Das heißt einmal viel gelernt. Das ist ja eine ganze Sittenlehre für Kinder im Kleinen. Wie die Frau doch mit Kindern umzugehen weiß!"

Die Frau beschenkte nun auch die übrigen Kinder mit bunten Eiern und mit Kuchen, und sagte noch zu allen: „Die gefärbten Eier mögt ihr zu Hause essen; nur die mit den Sprüchlein müßt ihr zum Andenken aufbewahren." „Die essen wir freilich nicht! sagten die Kinder. Die heben wir auf. Das Sprüchlein ist ja mehr werth, als das Ei." „Das ist's wahrhaftig, sagte die Frau, wenn ihr das befolgt, was es euch lehrt."

Sie mahnte die Eltern nun, die Kinder bei guter Gelegenheit an die Sprüchlein zu erinnern. Die Eltern thaten's. Wenn ein Kind nicht sogleich auf das Wort folgen wollte, erhob der Vater den Finger und sagte: „Ein gutes Kind" — und das Kind sprach: — „gehorcht geschwind!" und es gehorchte dann auch

geschwind. Wenn ein Kind Miene machte zu lügen, sprach die Mutter: „Wer Lügen spricht“ — „dem glaubt man nicht!“ fuhr das Kind fort, erröthete und schämte sich zu lügen. Und so machten die Eltern es auch mit den übrigen Reimen.

Die Kinder sagten noch gar oft, in ihrem Leben hätten sie keinen so vergnügten Tag gehabt. „Nun, sagte die Frau allemal, so thut nur fleißig, wie es in den Sprüchlein heißt, und dann gebe ich euch alle Jahre ein solches Eierfest. Wer aber böse ist und nicht folgt, darf nicht dazu kommen. Denn es soll nur ein Fest für gute Kinder seyn. „O, wie da die Kinder im Thale so gut und folgsam wurden!

Fünftes Kapitel.

Ein Paar Eier — mehr werth, als wenn sie von Gold wären.

Unter den Zuschauern, die dem kleinen Kinderfeste beiwohnten, hatte die Frau einen fremden Jüngling bemerkt, der in dem Kreise fröhlicher Menschen ganz traurig da stand. Der Jüngling mochte etwa im sechszehnten Jahre seyn. Er war nur sehr ärmlich gekleidet, allein von einem sehr edeln Aussehen, und von einer blühenden, unverdorbenen Gesichtsfarbe; seine schönen, gelben Haare hiengen bis auf die Schultern herab, und in der Hand hatte er einen langen Wanderstab.

Nachdem sich die meisten Zuschauer zerstreut hatten, fragte die Frau voll Mitleids, warum er denn so traurig sey. „Ach, sprach der Jüngling, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen, mein Vater, der ein Steinhauer war, ist erst vor drei Wochen gestorben. Meiner Mutter geht es nun mit zwei kleinen Geschwisterchen, einem Knaben und einem Mädchen, sehr hart.

Mich will der Bruder meiner Mutter annehmen, und mich das Handwerk des Vaters, das er auch treibt, lehren, damit ich die Mutter erhalten, und mich in der Welt fortbringen könne. Zu diesem reise ich jetzt. Ich komme schon zwanzig Stunden weit her, und habe fast noch so weit zu gehen. Denn der Vetter wohnt weit hin in einer andern Gegend des Gebirgs."

Die Frau wurde, besonders da ihr eigenes Schicksal dem Schicksal der armen Wittwe des Steinhauers in etwas ähnlich war, sehr gerührt. Sie gab ihm Milch mit Eiern und Eierkuchen zu essen, und schenkte ihm einiges, seine Mutter damit zu unterstützen. Edmund und Blanda hatten auch großes Mitleiden mit ihm. „Da, sagte Blanda, bring dieses rothe Ei deinem kleinen Schwesterchen und grüße sie recht freundlich." „Und, sagte Edmund, dieses blaue Ei bringe deinem Brüderchen zum Gruße, und sag' ihm, er solle uns einmal heimsuchen! Wir wollen ihm dann auch Milchsuppe und Eierkuchen auftischen." Die Mutter lächelte, holte noch ein bemahltes Ei, und sagte: „Dieses Ei da gieb deiner Mutter. Das Sprüchlein darauf ist der beste Trost, den ich ihr geben kann: Vertrau auf Gott, — er hilft in Noth! und so wird ihr das Ei kein unangenehmes Geschenk seyn; ja wenn sie das Sprüchlein befolgt, so ist es das beste Geschenk von der Welt, das man ihr nur immer machen könnte."

Der Jüngling dankte herzlich. Der Müller behielt ihn über Nacht, und am andern Morgen, da die Spitzen der Felsen, die das Thal einschlossen, sich rötheten, setzte er seinen Stab weiter, nachdem der Müller ihm noch zuvor Haberbrod und Ziegenkäse in seinen Quersack gesteckt hatte.

Fridolin, denn so hieß der Jüngling, wanderte durch das Gebirg, über hohe Felsen und durch tiefe Thäler, rüstig fort. Am Abend des dritten Tages war er nur noch ein Paar Stunden von der Wohnung des Vetters entfernt. Aber sieh da — als er so auf schmalem Wege, längs einer himmelhohen Felsenwand hinkletterte, und in die tiefe, schauerliche Kluft zwischen den buschigen Felsen mit Grausen hinabschaute, erblickte er auf einmal ein aufgezäumtes und gesatteltes Pferd; die Decke war schön purpurroth, und der Zügel schien lauter Gold. Das Pferd aber schaute zu ihm herauf und wieherte, als freute es sich, einen Menschen zu sehen, und als wollte es ihn mit lautem Jubel willkommen heißen.

„Alle Welt, sagte der Jüngling, wie kommt das edle Thier in diese tiefe Schlucht hinab. Allem nach gehört es einem Ritter zu. Wenn dem Herrn, dem es angehört, nur kein Unglück begegnet ist. Ein gesatteltes Pferd ohne Reiter an einem solchen Orte ist immer ein Anblick, über den man erschrickt. Mir wird ganz bange; ich muß doch einmal nachsehen.“ Er versuchte lange vergebens hinabzuklettern, wiewohl er im Bergsteigen sehr geübt war. Endlich fand er einen engen Steig zwischen den Felsen, den ein wildes Bergwasser ausgehöhlt hatte, der aber jetzt trocken da lag, und kam glücklich hinunter. Da sah er einen Mann von edlem Aussehen und ritterlicher Kleidung unter einem überhangenden Felsen liegen. Sein glänzender Helm mit dem prangenden Federbusche lag neben ihm, und der Spieß steckte daneben. Der Mann aber sah sehr blaß aus, und der Jüngling wußte nicht, ob er nur schlafe oder gar todt sey. Mitleidig gieng er zu ihm hin, faßte ihn freundlich bei der Hand und sagte: „Fehlt euch etwas, lieber Herr?“

Der Mann schlug die Augen auf, blickte den Jüngling starr an, seufzte, und versuchte zu reden. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Da deutete er mit der Hand auf den Mund, und dann auf den Helm, der neben ihm lag. Fridolin verstand, daß er trinken wolle, nahm den Helm und gieng Wasser zu holen. Ein Paar grüne Weidenbäume tief in einem Winkel der Schlucht verriethen ihm, daß Wasser in der Nähe seyn müsse. Er gieng hin, fand feuchten Grund, wand sich eine Strecke zwischen Gesträuchen und Felsen hinauf, und sieh — da rann ein reines Quellchen, hell wie Krystall, aus einem moosigen Felsen hervor. Fridolin füllte den Helm, und eilte dem Durstenden zu.. Er trank öfter und in langen Zügen. Nach und nach kam ihm die Sprache wieder. „Gott sey Dank!“ war sein erstes Wort. „Und auch dir Dank, freundlicher Jüngling, fuhr er mit heiserer Stimme fort, indem er den Kopf auf die Hand stützte. Dich hat mir Gott zugesendet, damit ich nicht verschmachtete. — Aber, wie mich jetzt hungert! Hast du nicht einen Bissen Brod bei dir?“

„O mein Gott; rief Fridolin, wenn ich es nur früher gewußt hätte. Haberbrod und Ziegenkäse, die ich im Quersacke trug, sind rein aufgezehrt. Doch halt, halt! rief er jetzt freudig aus, da habe ich ja noch die Eier. Die sind eine gesunde, nahrhafte Speise. Er setzte sich zu dem Manne auf den reichlich mit Moos bewachsnen Boden, langte die gefärbten Eier hervor, machte sogleich eins von der Schale los, schnitt es mit seinem Taschenmesser, gleich Aepfelschnizchen, in länglichte Stücklein, und gab ihm ein Stückchen nach dem andern. Der Mann aß begierig, trank dann wieder dazwischen, und aß dann wieder.

Fridolin wollte das dritte Ei auch aufklopfen. Aber der Mann sagte: „Laß es gut seyn. Zuviel auf einmal essen, besonders nachdem man lange gehungert, ist nicht gut. Ich habe für jetzt genug. So gut hat es mir in meinem Leben noch nie geschmeckt. Es war ein Königsmahl. Ich fühle mich, Gott sey Dank! schon kräftiger, fuhr er fort, und setzte sich vollends auf. O wenn du nicht gekommen wärest, so wäre ich diese Nacht sicher verschmachtet."

„Aber, sagte Fridolin, indem er den hellen Panzer und die Kleidung von prächtigen Farben näher betrachtete, wie kommt ihr, edler Ritter, mit eurem Pferde denn in diese schauerliche Schlucht herab?"

„Ich bin nur ein Edelknecht, sagte der Mann, und reise schon mehrere Wochen in Angelegenheit meines Herrn weit umher. Da hab ich mich in diesem waldigen Gebirge verirrt. Die Nacht überfiel mich. Auf einmal stürzte ich in der Finsterniß, sammt meinem Pferde, den steilen Abhang dort herunter in die Tiefe. Dem Pferde, das gut auf den Beinen ist, geschah nichts. Aber ich habe mich da an dem Fuße beschädigt, daß ich nicht mehr gehen, und mich nicht einmal mehr auf das Pferd schwingen kann. Indeß ist's ein Wunder, daß Mann und Roß nicht sogleich zu Grunde giengen. Ich kann Gott nicht genug danken! Ich verband mir die Wunde; aber das Wundfieber setzte mir zu. Ich hatte mich schon darein ergeben, zwischen diesen Felsen Hungers zu sterben. Da erscheinst du mir, guter Jüngling — wie ein Engel des Himmels. Sag doch an, wie kommst du hieher in diese menschenleere, einsame Wüste?"

Fridolin erzählte, und der Mann hörte aufmerksam zu, und that dazwischen allerlei Fragen. „Wunderlich, sagte er, indem er auf die Eierschalen zeigte, die auf

dem Mooſe umher lagen, daß ſie ſo ſchön roth und blau ſind. Ich habe noch nie ſolche Eier geſehen. Wie, laß mich das Ei, das noch ganz iſt, und das du wieder in deinen Querſack ſteckteſt, doch noch einmal näher betrachten?“

Fridolin gab's ihm, und erzählte, wie er dazu gekommen. Der Mann betrachtete das Ei ſehr aufmerkſam, und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Mein Gott, ſagte er, was auf dem Ei ſteht, iſt wohl recht wahr! Vertrau auf Gott, — er hilft in Noth. Das habe ich jetzt erfahren. Mit heißer Inbrunſt flehte ich in dieſem Abgrunde zu Gott um Hülfe, und er hat mein Flehen erhört. Seine Güte ſey dafür dankbar geprieſen. Geſegnet ſeyen die guten Kinder, die dir das Paar Eier ſchenkten.“

„O ſie dachten wohl nicht, daß ſie damit einem fremden Manne das Leben retten würden. Geſegnet ſey die gute Frau, die auf dieſes Ei hier den tröſtlichen Reim ſchrieb.“

„Du, fuhr er fort, gieb das Ei mir. Ich will es aufheben, damit ich den ſchönen Spruch, der ſich an mir ſo ſchön bewährte, immer vor Augen haben kann. Ja, meine Kinder und Kindeskinder ſollen noch im Vertrauen auf Gott geſtärkt werden, ſo oft ſie das Ei erblicken und den Spruch leſen. Vielleicht erzählen nach hundert Jahren meine Urenkel noch davon, wie wunderbar Gott ihren Urgroßvater durch ein Paar Eier vom Hungertode gerettet habe. — Ich will dir für die Eier etwas anders geben.“ Er zog ſeinen Geldbeutel heraus, und gab ihm für jedes Ei, das er gegeſſen hatte, ein Goldſtück; für das mit dem ſchönen Reim aber zwei. Fridolin wollte ihm das Ei zwar nicht laſſen. Der Mann aber bat ſo lange, bis er es ihm gab.

„Doch sieh', sagte der Mann jetzt, indem er an der Felsenwand hinauf blickte, es will Abend werden, und die Felsen und Gesträuche da oben schimmern in der Abendsonne schon wie rothes Gold. Versuch es doch einmal, mir auf das Pferd zu helfen. Der Weg, auf dem du herkamst in diese fürchterliche Schlucht, wo die Sonne nie hinscheint, läßt mich doch einen Ausgang hoffen."

Fridolin half ihm auf das Pferd und führte es am Zügel. Sie kamen durch den Hohlweg mit vieler Mühe, aber dennoch glücklich herauf. O wie sich da der Mann freute, als er die Sonne wieder erblickte, und Wald und Gebirge umher von ihren glühend rothen Strahlen herrlich beleuchtete.

„Zu meinem Vetter, sagte Fridolin, kommen wir jetzt wohl noch. Ich gehe einen starken Schritt, und euer Pferd bleibt gewiß nicht zurück. Der Vetter wird euch mit Freuden aufnehmen. Er ist ein braver Mann. Ihr findet nicht nur eine gute Nachtherberge, sondern sicher auch, bis ihr wieder hergestellt seyd, eine liebreiche Pflege."

Mit anbrechender Nacht kamen sie in der Hütte des ehrlichen Steinhauers an. Er nahm den Edelknecht mit Freuden auf, und klopfte seinem Vetter Fridolin auf die Schulter, daß er so brav und gut gehandelt habe. — Fridolin trug seine Bedenklichkeiten vor, daß er nicht Wort halten und seiner Mutter und seinen Geschwistern die gefärbten Eier nicht senden könne. „Ach was Eier, sagte Fridolins Vetter, ich weiß zwar nicht, was du alles von rothen, blauen und bunten Eiern daher schwatzest, oder was diese Eier vor andern Vogeleiern, deren viele gewiß noch weit schöner und zarter bemahlt sind, besonderes haben sollen; aber wären

sie auch pures Gold, so wären sie dennoch wohl fort — da nun der brave Mann hier nicht Hungers sterben durfte, und du einmal ein braver Kerl wirst. Du hast gehandelt wie der wohlthätige Samariter — und ich will nun den Wirth machen. Aber bezahlen darfst du mir nichts, setzte er noch lächelnd hinzu. Hörst du?"

Der Edelknecht zeigte das Ei mit dem Spruche. „Es ist wunderschön, sagte der Vetter zu Fridolin. Indeß laß ihm's nur; das Gold da wird deiner Mutter lieber seyn. Komm, ich will es dir auswechseln! Der Jüngling erstaunte über die Menge Münze, die er dafür bekam; denn er hatte das Gold nicht gekannt. Siehe, sagte der Vetter, auch an deiner Mutter wurde der Spruch wahr: Gott hilft in Noth! Der Spruch ist mehr werth als all' das Gold. Es ist indeß gut, daß man den Spruch auch ohne das Ei merken kann. Vergiß ihn daher dein Lebenlang nicht."

Der Edelknecht blieb so lange, bis er ganz gesund war, und beschenkte, ehe er auffaß, noch alle im Hause reichlich.

Sechstes Kapitel.

Ein Ei, das wirklich in Gold und Perlen gefaßt wird.

Den Frühling und Sommer über, fiel in dem Thale nichts besonders vor. Die Kohlenbrenner bauten ihr kleines Feld und giengen fleißig in den Wald, Kohlen zu brennen; ihre Weiber besorgten die Haushaltung, und zogen viele Hühner; und die Kinder fragten sehr oft, ob es wohl nicht bald wieder Ostern sey. Die edle Frau aber war jetzt manchmal sehr traurig. Ihr alter, treuer Diener, der sie hieher begleitet hatte, und anfangs von Zeit zu Zeit bald größere, bald kleinere Reisen

machte, und ihre Geschäfte besorgte, konnte das Thal schon lange nicht mehr verlassen; den er fieng an zu kränkeln. Ja, als es Herbst ward, und die Gesträuche an den Felsen umher bereits bunte Blätter hatten, konnte er kaum mehr vor die Thüre, um sich, was er gerne that, ein wenig zu sonnen. Die Frau vergoß aus Mitleid mit dem guten alten Manne, und aus Besorgniß ihre letzte Stütze zu verlieren, manche stille Thräne. Auch das fiel ihr so schwer, daß sie nun durch ihn von ihrem Vaterlande keine Nachricht mehr erhalten konnte, und in diesem abgelegenen Thale von der ganzen übrigen Welt abgeschieden war.

Um diese Zeit setzte aber noch ein anderes Ereigniß die gute Frau in nicht geringe Aengsten und Schrecken. Die Kohlenbrenner kamen eines Morgens aus dem Walde heim, und erzählten, als sie die vergangene Nacht wohlgemuth bei ihren brennenden Kohlenhaufen gesessen wären, da seyen auf einmal vier fremde Männer zu ihnen gekommen, die eiserne Kappen auf dem Kopfe, und eiserne Wamse angehabt, und große Schwerter an der Seite und lange Spieße in der Hand geführt hätten. Sie hätten sich Dienstleute des Grafen von Schroffeneck genannt, der mit vielen Reisigen in dem Gebirge angekommen sey. Sie hätten sich auch nach allem in der Gegend wohl erkundigt. Der Müller eilte mit dieser Neuigkeit sogleich zu der Frau, die eben an dem Bette des kranken Kuno saß. Sie wurde, als der Müller den Namen Schroffeneck nannte, todtenbleich, und rief: „O Gott, der ist mein schrecklichster Feind! Ich glaube nichts anders, als er stelle mir nach dem Leben. Die Kohlenbrenner werden den fremden Männern meinen Aufenthalt ja doch nicht entdeckt haben!“ Der Müller versicherte, so viel er wisse, sey von ihr

gar nicht die Rede gewesen. Die Männer hätten sich an dem Feuer nur gewärmt und seyen gegen Tag wieder weiter gegangen. Daß sie aber noch in dem Gebirge umher streiften, sey dennoch gewiß.

„Lieber Oswald! sagte die Frau zum Müller, ich habe, seit ihr mich in euer Haus aufnahmet, euch immer als einen gottesfürchtigen, rechtschaffenen, redlichen Mann kennen gelernt. Euch will ich daher meine ganze Geschichte anvertrauen, und euch die große Angst entdecken, die jetzt mein Herz erfüllt, denn auf euern treuen Beistand mache ich sichere Rechnung."

„Ich bin Rosalinde, eine Tochter des Herzogs von Burgund. Zwei angesehene Grafen warben um meine Hand. Hanno von Schroffeneck und Arno von Lindenburg. Hanno war der reichste und mächtigste Herr weit umher, und hatte viele Schlösser und Kriegsleute; allein er war nicht gut und edel. Arno war wohl der tapferste und edelste Ritter im Lande; allein in Vergleich mit Hanno arm; denn er hatte von seinem edlen, uneigennützigen Vater nur ein einziges alterndes Schloß geerbt, und er war auch gar nicht darauf bedacht, durch Gewalt mehrere andere an sich zu reißen. Ihm gab ich, mit Gutheißen meines Vaters, meine Hand, und brachte ihm eine schöne Strecke Landes mit mehreren Schlössern zum Brautschatze. Wir lebten so vergnügt, wie im Himmel."

„Hanno von Schroffeneck faßte aber einen grimmigen Haß gegen mich und meinen Gemahl, und wurde uns todtfeind. Indeß verbarg er seinen Groll, und ließ ihn nicht in öffentliche Feindseligkeiten ausbrechen. Nun mußte mein Gemahl mit dem Kaiser in den Krieg gegen die wilden heidnischen Völker ziehen. Hanno hätte den Zug auch mitmachen sollen. Allein unter allerlei

Vorwänden wußte er seine Rüstungen zu verzögern, blieb zurück, und versprach blos, dem Heere so bald als möglich zu folgen. Während nun mein Gemahl mit seinen Leuten an den fernen Gränzen für sein Vaterland kämpfte, und alle genug zu thun hatten, den übermächtigen Feind abzuhalten, brach der treulose Hanno in unser Land ein — und Niemand war, der sich ihm widersetzen konnte. Er verwüstete alles weit umher, und erstürmte ein festes Schloß nach dem andern. Mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwei lieben Kindern heimlich zu entfliehen. Mein guter alter Kuno war mein einziger Schutzengel auf dieser gefährlichen Flucht, auf der ich keinen Augenblick sicher war. Er führte mich in dieses Gebirg, wo ich in diesem vor aller Welt verborgenen Thale einen so ruhigen Aufenthalt fand."

„Hier wollt' ich nun weilen, bis mein Gemahl aus dem Kriege zurück kommen, und unsere Habe dem unrechtmäßigen Besitzer wieder entreißen würde. Von Zeit zu Zeit zog Kuno aus dem Gebirge in die bewohnte Welt, Kunde vom Kriege einzuholen. Allein immer kehrte er mit traurigen Nachrichten zurück. Immer noch waltete der böse Hanno in unserm Lande, immer noch dauerte der Krieg an den Gränzen mit abwechselndem Glücke fort. Nun aber ist's schon bald ein Jahr, daß mein guter Kuno krank ist, und seit der Zeit weiß ich nichts mehr von meinem theuren Vaterlande, und von meinem lieben Gemahl. Ach, vielleicht fiel er schon lange unter dem Schwerte der Feinde! Vielleicht kam Hanno, der mit seinen Leuten so nahe ist, meinem geheimen Aufenthalte auf die Spur — und was wird dann aus mir werden? Der Tod wäre noch das Beste, was mir begegnen könnte!" — —

„O redet doch mit den Köhlern, lieber Oswald, daß sie mich nicht verrathen!“ Was verrathen! sagte der Müller. Ich stehe euch gut für alle; jeder gäbe sein Leben für mich. Ehe der von Schroffeneck euch etwas zu leid thun sollte, muß er es mit uns allen aufnehmen. Seyd daher außer Sorgen, edle Frau! Eben so sprachen die Kohlenbrenner, als ihnen der Müller die Sache vortrug. „Er soll nur kommen, sagten sie, dem wollen wir mit unsern Schürhaken den Weg weisen.“

Die gute Frau brachte indeß ihr Leben unter beständigen Sorgen und Aengsten zu. Sie getraute sich kaum mehr aus der Hütte, und ließ auch keines ihrer Kinder mehr vor die Thüre. Ihr Leben war sehr betrübt und kummervoll. Da es aber in dem Gebirge wieder ruhig wurde, und man von den geharnischten Männern nichts mehr sah und hörte, wagte sie es einmal, einen kleinen Spaziergang zu machen. Es war nach langem Regen gar ein schöner lieblicher Tag, spät im Herbste. Einige hundert Schritte von ihrer Hütte war eine Art ländliche Kapelle. Sie war nur aus rohen Tannenstämmen erbaut, und an der Vorderseite ganz offen. In der Kapelle sah man die Flucht nach Egypten, ein sehr liebliches Gemälde, das Kuno einmal von einer seiner Wanderungen mitgebracht hatte, die gute Frau über ihre eigene Flucht zu trösten. Hinter der Kapelle erhob sich eine hohe Felsenwand, und vor der Kapelle standen einige schöne Tannen, und beschatteten den Eingang derselben. Das Plätzchen hatte so etwas Stilles und Trauliches, daß man mit Wehmuth und Freude hier verweilte. Ein angenehmer Weg über grünen Rasen, zwischen mahlerischen Felsen und Gesträuchen führte dahin. Dieß war ihr liebster Spaziergang. Sie gieng — nicht ganz ohne Bangigkeit — auch dieses Mal dahin. Sie

kniete mit den Kindern einige Zeit auf dem Betstuhle am Eingange der Kapelle. Die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit der göttlichen Mutter, die auch mit ihrem Kinde in ein fremdes Land flüchten mußte, rührte sie, und manche Zähre floß von ihren Wangen. Sie betete eine Zeit, und setzte sich dann auf die Bank. Ihre Kinder pflückten indeß an den Felsen umher Brombeeren, freuten sich, das jede Beere gleichsam ein kleines, glänzend schwarzes Träubchen bilde, und entfernten sich nach und nach ziemlich weit.

Als nun die Frau so einsam da saß — sieh, da kam ein Pilgersmann zwischen den Felsen hervor und näherte sich der Kapelle. Er hatte nach Art der Pilger ein langes schwarzes Gewand an, und einen kurzen Mantel darüber. Sein Hut war mit schönfarbigen Meermuscheln geziert, und in der Hand führte er einen langen weißen Stab. Er war, wie es schien, sehr alt, aber doch ein stattlicher, sehr wohlaussehender Mann. Seine langen Haare, die auf beiden Seiten der Scheitel schlicht herab hiengen, und sein langer Bart waren weiß wie Schneeblüthe, aber seine Wangen noch röther, als die schönsten Rosen. Die Frau erschrack, als sie den fremden Mann sah. Er grüßte sie ehrerbietig und fieng ein Gespräch mit ihr an. Sie war aber in ihren Reden sehr vorsichtig und zurückhaltend. Sie blickte ihn nur sehr schüchtern an, als wollte sie ihn erst ausforschen, ob sie ihm — als einem ganz Fremden — wohl auch trauen dürfe.

„Edle Frau, sagte endlich der Pilger, habt keine Furcht vor mir. Ihr seyd mir nicht so fremd, als ihr denket. Ihr seyd Rosalinde von Burgund. Ich weiß auch gar wohl, was für ein hartes Schicksal euch zwang, zwischen diesen rauhen Felsen eine Zufluchtsstätte zu

suchen. Auch euer Gemahl, von dem ihr nun schon drei Jahre getrennt seyd, ist mir recht wohl bekannt. Seit ihr hier in dieser abgelegenen Gegend wohnet, hat sich in der Welt vieles geändert. Wenn euch je noch daran liegt, von dem guten Arno von Lindenburg zu hören, und das Andenken an ihn in eurem Herzen noch nicht erloschen ist, so kann ich euch die fröhlichsten Nachrichten von ihm mittheilen. Es ist Friede. Mit Siegeskränzen geschmückt kehrte das christliche Heer zurück. Euer Gemahl hat seine geraubten Festen wieder erobert. Der Bösewicht Hanno rettete sich mit genauer Noth in dieses Gebirg, und auch aus diesem hat er sich schon weiter flüchten müssen. Der innigste Wunsch eures Gemahls ist nun, euch, seine geliebte Gemahlin, wieder aufzufinden."

„O Gott, rief jetzt die Frau, welch' eine Freudenbotschaft! O wie dank' ich dir, lieber Gott!" Sie sank auf die Knie, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. „Ja, sprach sie, du, guter Gott, hast meine heißen Thränen gesehen, meine stillen Seufzer vernommen, mein unaufhörliches Flehen erhört. — O Arno, Arno, daß mir doch bald der selige Augenblick würde, dich wieder zu sehen, und dir deine Kinder, die bei deiner Abreise noch ganz unmündig waren, vorzuführen, damit du nun aus ihrem Munde das erste Mal den holden Vaternamen vernehmest!"

„Ja wohl zweifeln, du fremder Mann, sagte sie zum Pilger, ob ich meines Gemahls noch gedenke — ob nicht sein Andenken in meinem Herzen erloschen? — O meine Kinder, rief sie jetzt ihren zwei Kleinen zu, die schüchtern in einiger Entfernung standen, und den fremden Mann neugierig betrachteten — o kommt hieher!" Beide Kinder kamen eilig.

„Du, Edmund, sprach sie jetzt zum Knaben, indem sie das Kind küßte und ermunterte, nicht scheu, sondern hübsch dreist zu seyn, sage dem Manne hier das kleine Gebet, das wir alle Morgen für den Vater beten.“ Der Kleine faltete, ob es allezeit so seyn mußte, auch wenn man es nur auswendig hersagte, andächtig die Hände, und sprach mit sichtbarer Rührung, die Augen zum Himmel gerichtet, laut und mit Ausdruck: „Lieber Vater im Himmel! Sieh auf uns zwei arme Waislein herab! Unser Vater ist im Kriege. O laß ihn nicht umkommen! O wir wollen auch recht fromm und gut seyn, damit der liebe Vater Freude habe, wenn er uns einmal wieder sieht! Ach ja, erfülle unsre Bitte.“

„Und du, Blanda, sagte sie zum gelblockichten Mädchen mit den Rosenwangen, sag wie beten wir Abends für den Vater, ehe wir uns schlafen legen?“ Das Kind faltete eben so, wie der Knabe die kleinen Händchen, schlug die blauen Augen zum Himmel auf, und betete schüchtern mit sanfter leiser Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Ehe wir zur Ruhe gehen, flehen wir noch zu dir für unsern Vater auf Erden! Laß ihn sanft ruhen und dein Engel beschütze ihn vor feindlichem Ueberfall! Schenke auch der Mutter sanften Schlaf, damit sie ihres tiefen Kummers ein wenig vergesse! Oder wenn du ihr auch den süßen Schlaf entziehen willst — so laß ihn auf die Augenlieder des Vaters sanft herabsinken! O möchte dieser Abend der letzte unsrer traurigen Trennung seyn — möchte bald der frohe Morgen jenes Tages anbrechen, an dem wir ihn wieder sehen!“

Amen, Amen! sagte die Mutter, indem sie die Hände faltete und weinend zum Himmel aufblickte. — —

Jetzt fieng der Pilger mit einem Male an laut zu weinen. In einem Augenblicke hatte er die Verklei-

dung — Haare und Bart, Pilgermantel und Pilgerrock hinweg geworfen — und stand nun in prächtiger, ritterlicher Tracht, in Gold und Purpur, in jugendlicher Schönheit, voll Kraft und Leben da, und breitete seine Arme weit gegen Frau und Kinder aus, und rief mit lauter, tiefgerührter Stimme: „O Rosalinde, meine Gemahlin — o Edmund und Blanda, meine liebsten Kinder!“

Die Frau war vom plötzlichen Freudenschrecken ganz betäubt. Die Kinder, die bei dem lauten Weinen des Pilgers eben zu ihrer Mutter aufgeblickt hatten, als wollten sie um Hülfe für den Mann flehen, schauten, als sie jetzt ihren Namen hörten, um, und erschraken über das Wunder! das sie zu sehen glaubten; denn sie meinten, da die Mutter ihnen öfters aus der Legende erzählt hatte, nichts anders, als der Greis habe sich mit einem Male in einen schönen Jüngling des Himmels, in einen Engel verwandelt; so schön kam ihnen ihr Vater vor. Denn wirklich war er auch der schönste Mann unter dem ganzen christlichen Heere. O wie entzückt waren sie, als nun die Mutter ihnen sagte, der schöne Herr sey ihr lieber Vater, von dem sie ihnen so oft erzählt habe! Vater, Mutter und Kinder fühlten sich so glücklich, als wären sie schon im Himmel, und ein Paar Stunden verschwanden ihnen, wie ein Paar Augenblicke.

Rosalinde hatte aus den Reden ihres Gemahls vernommen, daß er unter starker Bedeckung spornstreichs hieher geritten sey, um sie hier abzuholen; daß er aber wegen der steilen, gefährlichen Felsenwege sein Gefolge von Reitern zurückgelassen habe, und in Pilgertracht, derer sich die Vornehmen damals oft bedienten, wenn sie unbekannt reisen wollten, zu Fuß voraus geeilt sey,

um schneller bei ihr zu seyn, sich unter dieser frommen Gestalt von ihrem Wohlbefinden, und von dem Wohlverhalten seiner Kinder zu überzeugen, und sie auf seinen Empfang vorzubereiten. Rosalinde fragte, wie es gekommen sey, daß er ihren Aufenthalt so sicher erfahren habe.

„O Rosalinde, sagte er, unser Wiedersehen ist die Frucht deiner Wohlthätigkeit gegen die armen Leute, besonders gegen die Kinder in diesem Thale. Darum hat Gott deinen Kindern den Vater wieder geschenkt. Ohne diese deine wohlthätigen Gesinnungen hätten wir uns nicht so bald, ach! vielleicht gar nicht mehr gesehen! Denn überall wareſt du von unsern Feinden umgeben, und leicht hätteſt du in ihre Hände fallen können. Erst nachdem ich mit meinen Leuten im Gebirge angekommen war, entfloh Hanno mit den Seinigen über alle Berge. Sieh' da, sprach er, und zeigte ihr das gefärbte Ei mit dem Spruch: Vertrau auf Gott, er hilft in Noth. Dieses Ei war in der Hand Gottes das Mittel, uns wieder zu vereinigen. Ich hatte seit langer Zeit meine Leute ausgesendet, um dich zu suchen — aber immer vergebens. Da kam einmal Eckbert, einer meiner Edelknechte, den ich schon lange für verloren hielt, weil er mir gar lange ausblieb, von einem Ritte zurück. Er war in einen Abgrund gestürzt, und wäre bald da verhungert. Ein fremder Jüngling rettete ihn mit einem Paar Eier vom Hungertode, und ließ ihm noch obendrein dieses Ei mit dem schönen Spruche zum Andenken an seine Rettung. Eckbert zeigte mir das Ei. Aber lieber Himmel, wie erstaunte ich! Auf den ersten Blick erkannte ich deine Hand. Augenblicklich saßen wir auf, und ritten dem großen Marmorbruche zu, in dem der gute Jüngling arbeitete. Dieser zeigte mir den Weg

hieher. Hättest du den schönen freundlichen Gedanken nicht gehabt, den Kindern mit den bunten Eiern ein Fest zu machen; hättest du bei den leiblichen Wohlthaten nicht auch auf den Geist so schön Bedacht genommen, und die schönen Denkreime nicht auf die Eier geschrieben; wäret ihr alle — du, mein lieber, kleiner Edmund da, und du, meine kleine, holde Blanda hier, gegen einen fremden Jüngling nicht so wohlthätig gewesen; o so wäre uns der heutige Freudentag nicht geworden. Auf jeder milden Gabe — sie sey auch noch so klein — ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. Sie ist ein Saamenkorn, das reichliche Früchte trägt. Unter Gottes Leitung bringt sie uns oft auf Erden schon großes Heil. Merkt euch das euer Lebenlang, ihr lieben Kinder! Gebt den Armen gerne; sucht andern einen frohen Tag zu machen; gleicht eurer Mutter! Helft andern aus der Noth, und euch wird auch geholfen werden! Erbarmet euch, und ihr werdet auch Erbarmung finden. Freudig werdet ihr dann auf Gott vertrauen können, und die felsenfeste Wahrheit auf der zerbrechlichen Eierschale da, die heute so schön in Erfüllung gieng, wird auch fernerhin bei euch in Erfüllung gehen. Er wird euch nie ohne Hülfe lassen. — Dieß seht ihr aus dieser Geschichte. In Gold und Perlen werde ich deßhalb dieses Ei fassen, und zum steten Andenken in unserer Burgkapelle am Altare aufhängen."

Indeß war es Abend geworden, und schon glänzte hie und da ein Sternlein am klaren Himmel. Graf Arno gieng seiner Gemahlin am Arme ihrer ländlichen Wohnung zu, und die zwei Kleinen giengen voraus. Hier erwartete sie eine Freude. Der Edelknecht und Fridolin,

sein Erretter, waren hier und hatten sich indeß mit Kuno unterhalten, den die Ankunft seines geliebten Herrn schon fast gesund gemacht hatte. Der gute Jüngling Fridolin, dem die Gräfin die Eier geschenkt hatte, kam zuerst herbei, und grüßte sie und die Kinder als alte Bekannte auf das freundlichste. Dann trat Eckbert, der Edelknecht, den die Eier vom Hungertode gerettet hatten, ehrerbietig herbei und sagte: „Laßt mich theure Gräfin! die wohlthätige Hand küssen, die mir unter Gottes Leitung das Leben rettete.“ Den braven Kuno umarmte der Graf als seinen treuesten Diener, und auch dem wackern Müller, der festlich geputzt in seinem hellblauen Sonntagsrocke da stand, schüttelte er mit dankbarer Rührung treuherzig die Hand. Sie speisten den Abend alle zusammen, und waren von Herzen fröhlich und vergnügt.

Am andern Morgen aber war großer Jubel im ganzen Thale. Die Nachricht, der Gemahl der guten Frau, ein vornehmer — vornehmer Herr, sey angekommen, setzte alles in Bewegung. Groß und Klein kam herauf, ihn zu sehen, und die kleine Hütte ward ganz von Leuten umringt. Der Graf trat mit seiner Gemahlin und seinen Kindern heraus, und grüßte die Leute auf das liebreichste, und dankte ihnen für alles Gute, das sie seiner Gemahlin und seinen Kindern erwiesen hätten. „O nicht wir sind ihre Wohlthäter, sagten die Leute mit Thränen in den Augen, sie ist ja unsre Wohlthäterin!“ Der Graf unterhielt sich lange mit den guten Leuten, und sprach mit einem jeden aus ihnen, und alle waren über seine Freundlichkeit entzückt. Indeß hatte das Gefolge des Grafen mit Hülfe einiger Kohlenbrenner, einen Weg in das Thal gefunden. Unter dem Klange der Trompeten kamen mehrere Ritter, und eine Menge Knappen zu Pferd und zu Fuß zwischen

zwei waldigen Bergen hervor, zogen in das Thal herein, und ihre Helme und Spieße leuchteten im Glanze der Sonne wie Blitze. Alle grüßten ihre wiedergefundene Gebieterin mit hoher Freude — und ihr Freudenruf hallte rings von den Felsen zurück.

Graf Arno blieb noch ein Paar Tage hier; am Abend, bevor er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Kuno und dem übrigen Gefolge abreiste, gab er noch allen Bewohnern des Thales eine große Mahlzeit. Der Müller und die Köhler saßen zwischen Rittern und Knappen, und die Tafel sah sehr bunt aus. Am Ende der Mahlzeit beschenkte der Graf seine ländlichen Gäste, vorzüglich den Müller, noch sehr reichlich. Martha blieb in den Diensten der Gräfin. Für die Mutter und Geschwister des guten Jünglings Fridolin sorgte er noch ganz besonders. Zu den Kindern der Köhler aber sagte er: „Für euch, ihr lieben Kleinen, will ich zum Andenken an den Aufenthalt meiner Gemahlin unter so guten Leuten eine kleine Stiftung machen. Jedes Jahr sollen auf Ostern allen Kindern Eier von allen Farben ausgetheilt werden.“ „Und ich, sprach die gute Gräfin, will diesen Gebrauch in unserer ganzen Grafschaft einführen, und auch dort zum Andenken meiner Befreiung alle Jahre auf Ostern gefärbte Eier unter die Kinder austheilen lassen.“ Dieß geschah auch. Die Eier nannte man Ostereier, und die schöne Sitte verbreitete sich nach und nach durch das ganze Land.

Die Leute an andern Orten, die den Gebrauch nachmachten, sagten: „Die Erlösung der guten Gräfin aus ihrem Felsenthale und jenes Edelknechtes aus dem Abgrunde vom nahen Tode, geht uns zwar nicht so nahe an, ihr Andenken jährlich zu feiern. Die bunten Eier sollen daher unsre Kinder an eine größere, herrlichere

Erlösung erinnern, die uns sehr nahe angeht — an unsre Erlösung von Sünde, Elend und Tod, durch denjenigen, der vom Tode auferstand. Das Osterfest ist das rechte Erlösungsfest — und die Freude, die wir den Kindern machen, ist ganz dem Sinne des Erlösers gemäß. Die Liebe, die gerne groß und klein erfreut, ist ja die Summe seiner heiligen Religion, und das schönste Kennzeichen seiner wahren Verehrer. Ja, die Sitte, den Kindern Eier zu schenken, kann auch den Eltern und allen Menschen eine schöne Erinnerung an die Vaterliebe Gottes gegen uns Menschen, gleichsam ein Pfand der wohlwollenden Gesinnungen seines treuen Vaterherzens seyn. Denn der Mund der Wahrheit hat es ja selbst gesagt: „Wo ist unter euch ein Vater, der seinem Sohne, der ihn um ein Ei bittet, einen Skorpion geben könnte? Wenn nun ihr euren Kindern gute Gaben zu-geben wißt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die ihn darum bitten — (die beste aller Gaben) den guten Geist geben?“

Kurze Sätze

zur

Uebung im Aufmerken und Nachdenken.

1.

Kinder sind ein Geschenk Gottes; Gott giebt sie den Eltern, daß sie dieselben erziehen für das selige Leben im Himmelreich. Sie müßen dermaleinst dafür Rechenschaft ablegen. Wisset ihr wem? Welche Eltern werden das mit Freuden thun können? Welche nicht? Auch von den Kindern wird der Herr Rechnung fordern, wie sie sich gegen die Eltern verhalten haben. Welche nur werden sich dann freuen können? Kinder sind den Eltern über Alles auf Erden lieb, und machen ihnen viele Freude, wenn sie gut und brav sind. Gute Kinder folgen gern; sie stehen am Morgen frühe auf; kleiden sich selbst ordentlich an; sie waschen sich reinlich die Hände und das Antlitz; sie kämmen sich die Haare; beten und arbeiten gern; sie thun und reden nichts Böses, und sind friedsam, freundlich und dienstfertig gegen Geschwister, Dienstboten und andere Leute. Ein böses Kind aber macht seinen Eltern Kummer, und verwundet oft tief ihr treues Herz. Das ist aber das Betragen eines unartigen, bösen Kindes: es thut nicht, was

die guten Kinder thun; es steht am Morgen nicht gern frühe auf, läßt sich oft rufen, kleidet sich nur langsam und unordentlich an, bleibt manchmal den ganzen Tag ungewaschen und ungekämmt; es betet und arbeitet nicht gern, es folgt oft nicht, oft nur ungern dem Worte der Eltern; es ist zankſüchtig, unfreundlich, undienſtfertig; es lügt und flucht oft, sagt Andern Schandnamen, wodurch sie betrübt werden und sich ärgern. Wem wird ein solches unartiges, böses Kind Kummer machen? Wessen Mißfallen sich zuziehen? Vor wem muß es sich also fürchten? Warum? Welches unter euch möchte wohl ein solches böses, unglückliches Kind seyn?

2.

Alle Kindlein kommen sehr schwach in diese Welt. Sie können nicht gehen, nicht reden, nicht arbeiten, nicht aufstehen, nicht sich selber anziehen und waschen noch selber Speise und Trank zu sich nehmen. Vater und Mutter thun das alles für ihr Kind mit Geduld und großer Freude; denn sie lieben es, und hoffen, daß es gut und glücklich werde, ihnen auch viel Ehre und Freude mache, wenn es einmal größer geworden sey. Wenn nun ein Kind unter der liebevollen Pflege seiner Eltern groß geworden ist, und solches nicht thut, sondern ihnen für ihre Geduld und Liebe Betrübniß und Herzeleid verursacht, so ist es ein höchst undankbares Kind, das seinen Eltern nicht gefallen kann, und auch unserm Vater im Himmel nicht. Wird wohl ein solches Kind Freude haben? Wird es glücklich werden können? Warum nicht? Von wem kommt alle wahre Freude? alles Wohlergehen? Aber es kommt nur den Guten und Frommen zu Theil. Der Thau des Himmels fällt auf alle Felder und Wiesen und Berg und

Thal; aber nur das gute, offene, wohlbearbeitete Land, nur die gesunde Pflanze empfängt die Wohlthat, daß sie grünet, wächst und Früchte bringt; das harte, ungebaute Feld, die ungesunde, faule Pflanze bleibt mitten unter den Segnungen des Himmels todt und unfruchtbar. Wer möchte einem solchen Felde, einer solchen Pflanze gleichen? Es giebt Kinder, die ihren Eltern und sich selbst alle Tage Betrübniß verursachen. Womit? Wenn ihr solche wäret, wäre es genug, daß ihr euere Fehler bereuetet, und doch euch nicht bessertet? Was müsset ihr nothwendig thun, wenn bei euch nicht immer wieder die Freude durch Betrübniß und Reue gestört werden soll?

3.

Jedes Kind hat schöne Anlagen und Kräfte empfangen; wenn es solche wohl anwendet, ist es eines liebenswürdigen und glückseligen Lebens fähig, wie kein anderes Geschöpf auf Erden.

Schon mein Leib hat Vorzüge, die mich meine höhere Bestimmung ahnen lassen. Zwar ist er aus Fleisch und Blut gebildet, er wächst, nimmt ab und stirbt, wie jeder thierische Leib. Manche Thiere sind viel größer und stärker, als der Mensch. So der Löwe, das Pferd. Wißt ihr noch andere zu nennen? Das Lamm wächst schneller heran, als das Kind. Es bedarf weniger Wartung und Pflege, ist weniger Krankheiten unterworfen. Auch haben einige Thiergattungen einzelne sehr scharfe Sinne. Das wilde Schwein hört das leiseste Geräusch aus weiter Ferne; die Spinne fühlt die zarteste Berührung, den leisesten Druck der Luft; der Luchs sieht seine Beute in einer Entfernung, wohin kein menschliches Auge dringt; der Hund riecht die Fußtritte seines Herrn.

Viele bauen sich künstliche Wohnungen; manche wissen ihren Raub mit großer List zu erjagen; alle wissen sich auf irgend eine Art gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Aber welches Thier hat einen so schönen, regelmäßigen Bau des Körpers, die aufgerichtete Stellung, den freien, zum Himmel gewendeten Blick, wie der Mensch? Aber was uns schon körperlich noch mehr über alle Geschöpfe der Erde erhebt: wir haben auch den freien Gebrauch zweier Hände, und die unschätzbare Gabe der Sprache, durch die wir unsere Vorstellungen, Gedanken, Empfindungen, Wünsche hörbar machen und einander mittheilen können.

Kannst du nun sagen, was der Leib des Menschen mit dem Körper der Thiere gemein hat? In was für Eigenschaften werden wir sogar von Thieren übertroffen? Worin aber bestehen unsere körperlichen und sinnlichen Vorzüge?

Du hast zwei Hände, zwei Augen, zwei Ohren, einen Mund, eine Nase. Welches ist dein rechtes Auge? dein rechtes Ohr? deine rechte Hand? Wie viele Finger hast du an jeder Hand? wie viele an beiden? Mit deinen Händen kannst du fühlen, (mittelst den Nerven an den Fingern) ob etwas hart oder weich, rauh oder glatt, kalt oder warm sey. Du fühlst das Harte der Wand, des Stuhls, des Tisches; das Weiche des Schnees, das Flüssige des Wassers, die Wärme des Ofens. Wenn das Wasser warm ist, so ist es nicht kalt. Ist das wahr? Wenn es kalt wäre, was könnte es denn nicht seyn? Ich sehe die Sterne am Himmel, den Thautropfen auf dem Kleeblatte. Wann? Ich höre den Schall der Glocke, das Brausen des Windes, das Rollen des Donners. Wie sieht der Himmel aus, wann der Donner rollt? Was sehe ich aber auch in den

dunkeln Wolken, bevor ich den Donner höre? Ich rieche den Schwefel, die Nelke. Was noch mehr? Ich schmecke die Speisen; die Süßigkeit des Honigs, das Saure des Essigs, das Bittere des Wermuths, der Enziane. Was schmeckt noch mehr bitter? Ich kann also sehen, hören, fühlen, riechen, schmecken. Man nennt das die Sinne des Menschen. Sie sind gleichsam die Werkzeuge unserer Seele, durch welche sie innerlich erfahren kann, was außer und um uns ist und vorgeht. Wie viele Sinne hat also der Mensch. Wie heißen sie? Welche sind wohl die vorzüglichsten? Der Blindgeborne entbehrt einen der kostbarsten Sinne. Welchen? Welchen der Taube? Die heilige Schrift redet aber auch von Menschen, welche mit sehenden Augen nicht sehen, mit hörenden Ohren nicht hören, und bezeugt, daß solchen eben darum nicht geholfen werde könne. Was mögen das für Menschen seyn? und sind sie nicht sehr zu bedauren? Es ist also höchst wichtig, daß ihr die Sinne wohl gebrauchen lernet, welche euch der gütige Schöpfer verliehen hat.

4.

Wir bestehen aber nicht blos aus einem sichtbaren, sterblichen Leibe, sondern auch aus einem Etwas, das unsichtbar und unsterblich ist. Wie nennt man wohl dieses unsichtbare, unsterbliche Etwas im Menschen? Wir haben also auch noch wichtigere Kräfte, als die Kraft des Leibes und der Sinne; nämlich auch Seelenkräfte. Die vorzüglichsten dieser Kräfte sind: Gefühl, Verstand, Vernunft, Wille, Gewissen, Glaube. Ich habe eine Kraft in mir, das Schöne, Wahre und Gute mit angenehmer Rührung wahrzunehmen, so wie das Unschöne, Unwahre und Böse auf mein Inneres einen

unangenehmen Eindruck macht. Man nennt das Gefühl oder Empfindung. Wenn du in einer heitern Nacht den Himmel anschauest, oder an einem schönen Frühlingsmorgen die lachenden Felder, die Blüthenpracht der Bäume; was empfindet da deine Seele? Warum Freude? Aber jetzt umwölkt sich der Himmel, Blitze fahren durch die dunkle Luft, drohend rollt der Donner über euerm Haupte her. Was empfindet ihr da? Und was, wenn ihr Leidende und Weinende um euch sehet? Es giebt aber auch Thränen, bei denen das Herz nicht trauret. Joseph weinte, als er sich seinen Brüdern zu erkennen gab. Was waren das für Thränen? Wenn ich geschlagen werde, was wird da für ein Gefühl bei mir entstehen? Wenn ich hungere oder dürste? Fühlt nicht aber auch das Thier das Unangenehme der Schläge und des Hungers? Der Mensch hat also auch noch, neben jenen höhern Gefühlen oder Empfindungen, bloß sinnliche, niedrige Gefühle, welche er mit dem Thiere gemein hat.

Wir empfinden aber nicht nur das Angenehme und Unangenehme, das Schöne, Wahre und Gute und das Gegentheil; wir denken auch nach über das Empfundene, oder Gesehene oder Gehörte, und suchen dasselbe zu verstehen, — wir haben Verstand. Ich sehe zum Beispiel einen Baum, er gefällt mir. Wenn ihr mich aber fragtet: Was ist denn ein Baum? und warum gefällt er dir? so könnte ich euch vielleicht nicht antworten, weil ich über den Baum noch nie recht nachgedacht, also von ihm nur eine dunkle Vorstellung, von seiner Schönheit nur eine dunkle Ahnung, ein dunkeles Gefühl habe. Ich denke nun aber nach über die einzelnen Theile eines Baumes, über seine Größe, seine Gestalt oder Form, seinen Nutzen, seine Schönheit, und suche

so das, was zum Baume gehört, worin seine Schönheit besteht, zu verstehen, dessen mir recht klar bewußt zu werden. Die Kraft, mit der ich das thue, heißt? — Wißt ihr vielleicht anzugeben, was zu einem Baume gehört? Wodurch unterscheidet sich der Kirschbaum vom Apfelbaum? Was haben beide mit einander gemein? Worin sind sie einander ähnlich? Wer leicht die Aehnlichkeit zwischen zwei Dingen bemerkt, den nennt man witzig; wer dagegen die verborgenen Unterschiede zwischen Dingen leicht auffindet, scharfsinnig.

Das Vermögen, einzusehen oder zu vernehmen, warum Etwas geschieht und wozu, d. h. die Ursache und den Zweck einer Sache zu erkennen, ist die Vernunft. Ich sehe z. B., daß mir mein Vater immer gern Freude macht; daraus erkenne, vernehme ich, daß er mich lieb hat; vernehme aber auch zugleich daraus, daß er mein Glück will. Ich sehe, Gott läßt seine Sonne freundlich aufgehen über alle Kreaturen; er läßt Gras wachsen für das Vieh und allerlei Früchte zu Nutz und Freude der Menschen; — ich vernehme, daß Gott gütig ist, und zugleich, daß er die Menschen nicht zum Elend, sondern die Glückseligkeit zu erlangen, geschaffen haben muß. Ich sehe, daß manche Menschen zu Gott keine Liebe und kein Vertrauen haben, als wäre er weder weise, noch gütig, noch gerecht; ich sehe Manches, das mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes zu streiten scheint z. B. Gute leiden, Böse ungestraft, — und dennoch bin ich fest überzeugt, daß Gott gütig, weise und gerecht ist, und daß einmal jeder Gute seinen Lohn, jeder Böse seine Strafe finden wird — ich glaube! Was ist Glaube? Ist er ein blindes Fürwahrhalten, ohne Gründe? Auf was für Gründen beruht er? In welcher Seelenkraft hat er seine heilige Wurzel? Im Gefühl? im Ver-

stande? in der Vernunft? oder in allen zugleich? Hebräer 11. Wir haben in uns ein Bewußtseyn dessen, was recht oder unrecht, gut oder böse ist. Auch der rohe, unwissende Mensch hat ein solches Bewußtseyn. Wenn wir Etwas thun, das nach diesem unserm eigenen Bewußtseyn unrecht und böse ist, so empfinden wir in uns Unruhe und Anklage, wenn uns auch kein Mensch sähe noch anklagte; thun wir dagegen, was nach unserm Bewußtseyn recht und gut ist, so merken wir in unserm Innern Beifall und Zufriedenheit, wenn uns auch alle Welt verklagte: — wir haben einen innern Richter, ein Gewissen! Wir haben einen freien Willen, den eigentlich Niemand bezwingen kann, als nur unsere eigene Willenskraft. Ich kann nämlich dem Heinrich dienen wollen oder nicht dienen, ihm mein Herz aufthun oder zuschließen; ich kann Etwas vergessen wollen oder nicht vergessen; kann thun und reden, was recht oder unrecht, löblich oder schändlich, gut oder böse ist. Wer in allem nur das Rechte, Wahre und Gute will, ist tugendhaft; denn Tugend ist immerwährende, freudige Uebung im Guten. Wer dagegen mehr geneigt ist, das Böse zu thun, ist lasterhaft. Eine Vorschrift, die uns sagt, was gut ist, was wir thun und lassen sollen, heißt Gesetz. Das Abweichende vom Gesetz heißt Sünde. Wie beantwortet der Katechismus die Frage: was ist Sünde? Weil wir unser Leben, unsere schönen Anlagen und Kräfte von Gott empfangen haben, und unser Wille frei ist, daß wir so oder anders thun und reden können: darum sind wir verantwortlich, und müssen dem Allwissenden dereinst Rechenschaft geben für das, was wir denken, reden und thun. Wenn ich etwas Böses thäte, und könnte nicht anders, wäre ich denn strafbar? Warum nicht?

5.

So lange der Mensch noch jung und klein ist, weiß er noch nicht viel. Es muß darum lernen, und unterrichtet werden. Die Anstalt, in welcher mehrere Kinder zusammen im Lesen, Schreiben u. s. w. unterrichtet werden, heißt Schule. In einer Schule sind Lehrer, Kinder, Stühle. Was noch mehr? Es giebt gute und schlechte Schulen. Ich bin in einer Schule gewesen, welche viele Kinder sehr unfleißig besuchten; Einige kamen sehr unreinlich und ungewaschen; Einige lagen auf die Arme nieder; Einige sahen dahin, Andere dorthin; wenn sie aufsagen sollten, wußte man nicht, was sie sagten. Jedes Kind konnte ausgehen und eintreten, wann und wie es wollte. Es war überall Unordnung und großer Lärm. War das eine gute Schule? Warum nicht? Wer mochte wohl schuld seyn, daß es nicht ordentlicher zugieng?

Ich bin in einer andern Schule gewesen; da kamen die Kinder sehr fleißig und auf den Stundenschlag. Alle waren reinlich gekleidet, gewaschen und gekämmt; alle heiter und voll Leben, aber dabei so ordentlich, bescheiden, sanft und sittsam, daß es lieblich zu sehen war. Ein jedes grüßte beim Eintritt freundlich den Lehrer, und setzte sich dann still an seinen Ort. Wenn der Lehrer Etwas sagte oder vorzeigte, so merkten auf ihn alle, wie Ein Aug' und Ein Ohr. Als der Lehrer Einigen eine Rechnung, Andern einige Sätze zum Schreiben, Andern ein Stück zum Lesen aufgab; da war bei allen große Stille und die gespannteste Thätigkeit; man sah es ihnen an, Jedes war beflissen, seine Aufgabe am besten zu lösen, und am schnellsten fertig zu seyn. Alle schrieben schön, alle konnten gut rechnen, alle lasen

verständlich und mit sanftem Ausdruck; so daß man merkte, sie verstehen auch, was sie lesen; und, was am Meisten werth ist, alle hatten schön und sittsam leben gelernet. Da sah und hörte man kein Zanken, kein Widersprechen, kein wildes Toben, keinen unfreundlichen Blick. Als die Kinder am Morgen alle heiter eingetreten waren und sich gesetzt hatten; erhob sich der Lehrer von seinem Sitze, und sprach mit freundlichem Vaterernst: So, meine lieben Kinder, der himmlische Vater hat uns wiederum einen Tag geschenkt, daß wir etwas Gutes lernen können. Ich sehe euch neugestärkt, gesund und munter um mich versammelt. Wir wollen Gott nun auch um seinen Beistand bitten, daß wir alle recht fleißig und gut seyn mögen. Alle erhoben sich sanft von ihren Sitzen mit gefalteten Händen, und der Lehrer betete mit dieser lieben Kinderschaar, zwar kurz und einfach, aber so sichtbar von Herzen, daß man die segnende Nähe des himmlischen Vaters wahrhaftig fühlen mußte bei allen. Am Schlusse wurde auch gebetet, und dann ein Paar Verse aus einem schönen Lied gesungen, und die Kinder mit einem kurzen Segenswunsche entlassen. Wie gefällt euch diese Schule? Was gefällt euch denn darin wohl? Wer weiß noch Etwas anzugeben? Wenn es in einer Schule so schön und gut aussehen soll; so muß der Lehrer wissen und thun was recht, schön und gut ist, und die Kinder müssen alle willig folgen.

Ein guter Schüler geht gern in die Schule; ist fleißig, reinlich, ordentlich, friedfertig und sittsam. Er kommt immer zu rechter Zeit in die Schule; ist nicht wild beim Ein- und Ausgehen, lärmt nicht auf der Gasse umher, sondern geht still nach Hause. Er ist aufmerksam auf das, was der Lehrer ihm sagt, und folgt gern. Ein schlechter Schüler bleibt oft ohne Noth aus der Schule

weg; oft kommt er zu spät, ist unreinlich, träge zum Lernen, zankſüchtig, wild und folgt nicht. Ich will ein guter Schüler seyn, und der Vorschrift meiner Eltern und Lehrer folgen, auch wenn sie mich nicht sehen; denn wo mich auch kein Mensch sieht, werde ich doch von meinem Vater und Heiland im Himmel gesehen.

Wer bisher aufmerksam gelesen hat, wird auf folgende Fragen antworten können: Von wem sind Kinder ein Geschenk? Wozu will Gott, daß die Eltern ihre Kindlein erziehen? Wem werden sie dafür Rechenschaft geben müssen? Nur die Eltern? Welche Eltern und Kinder werden sich freuen können am künftigen Tage des Gerichts? Wie verhält sich ein gutes Kind am Morgen beim Aufstehen? Was thut es, wenn es aufgestanden ist? Und wenn es sich angekleidet, gewaschen, gekämmt und sein Gebet verrichtet hat? Wie zeigt es sich gegen Vater und Mutter, wenn sie ihm Etwas befehlen? Wie verhält es sich gegen seine Geschwister und andere Leute? Gegen Arme? Kranke? Fehlende? gegen Reiche? Glückliche? Sind die Reichen alle glücklich? Warum nicht? Was macht denn glücklich? Welches wolltet ihr lieber seyn, reich oder arm? Aber das Eine macht ja nicht glücklich, und das Andere nicht unglücklich, sondern das gute oder böse Leben der Menschen bringt ihnen Glück oder Elend; darum ist vor Allem wichtig, daß ihr rechtschaffen und fromm leben lernet!

Was kann ein Kindlein, wenn es in diese Welt kommt, noch nicht? Wer trägt, nährt und pflegt es denn? Wenn es seinen Eltern nicht dankbar wäre, wenn es einmal verständiger und größer geworden ist; wie würdet ihr ein solches nennen müssen? Ich habe eine

Kraft in mir, die meine Seele angenehm oder unangenehm bewegt, je nachdem ich etwas Schönes oder Unschönes, Gutes oder Böses sehe oder höre. Wie heißt diese Kraft? Ich kann bei dem, was ich fühle oder empfinde, sehe oder höre, verweilen, darüber nachdenken, um einzusehen und zu verstehen, was es ist; wie heißt diese Kraft? Ich erblicke in der Schöpfung die bewundernswürdigste Ordnung im Großen und Kleinen, im regelmäßigen Wechsel von Tag, Nacht und Jahreszeiten, in Regen und Sonnenschein; was für eine Eigenschaft Gottes nehme ich da wahr? Er läßt seine Sonne über Gute und Böse scheinen; was erkenne oder vernehme ich da für eine Eigenschaft des Schöpfers? Ist er gütig nur über Einige? Wie nennt man die Kraft der Seele, mit der wir so in dem Sichtbaren das Unsichtbare lesen oder vernehmen können? Ich lese und vernehme in unzählbaren Werken Gottes, so wie in der heiligen Schrift: Gott ist höchst weise, gütig und gerecht; er wacht über Alles, und will, daß allen Menschen geholfen werde; ich höre aber auch mancherlei Einwendungen und Widersprüche gegen diese große Wahrheit; Einwendungen und Widersprüche, die nicht ungegründet zu seyn scheinen, und die ich jetzt noch vergeblich zu lösen suche; und dennoch bleib' ich ohne Zweifel und ohne Wanken fest bei meiner Ueberzeugung: Gott ist ein weiser, gütiger, gerechter Regent und Vater, der seine treuen, folgsamen Kinder gewiß einst zum schönen, glücklichen Ziele führen wird. Wie wollt ihr diese meine Ueberzeugung, dieses mein Festhalten an Gottes Wort nennen? Glaube ist ein schönes, großes Wort; er ist die Seele, das heilige Band des unsichtbaren, und doch so fühlbaren, höhern Lebens! Wie heißt die Kraft der Seele, welche dem Menschen sagt, was gut oder böse ist, und ihn entweder

anklagt oder belobt, unruhig oder heiter macht, je nachdem er das Eine oder das Andere thut? Ich kann das Gute oder das Böse wählen; was hab ich also ferner? Gefühl, Verstand, Vernunft, Glauben, Gewissen, freien Willen — sind das Kräfte des Leibes? Wie nennt man sie mit Einem Worte?

Da Kinder noch nicht viel wissen, was sollen sie thun? Wie heißt die Anstalt, in welcher mehrere zusammen unterrichtet werden? Was für Dinge sind in einer Schule nothwendig? Wie geht es in einer guten Schule zu? Wie sind die Kinder da beschaffen? Was geschieht beim Eintritt in die Schule? Was wird in einer guten Schule nicht gehört? Wer kann die Eigenschaften eines guten Schülers angeben? Sind das alle? Wer weiß noch eine gute Eigenschaft?

6.

Ich wohne im Hause meiner Eltern. Es ist aus Ziegeln gebaut, und hat acht Thüren, zwanzig Fenster und zwei Oefen. Könnt ihr errathen, wie viele Stuben also in diesem Hause sind? Jede Stube muß einen Ofen haben. Der Ofen wird von Kacheln, oder Ziegeln, oder harten Steinen, oder Eisen verfertiget. Warum nicht von Holz? Das Haus meines Nachbars ist nicht aus Ziegeln, sondern aus Holz erbaut. Woraus sonst noch kann ein Haus erbaut werden? Wodurch unterscheidet sich ein Haus von einem Stalle? Worin sind sie einander ähnlich?

Mehrere Menschen, die in einer Haushaltung zusammen wohnen, machen eine Familie aus. Diejenigen, welche zu einem Hause gehören, sind die Hausgenossen. Das Haupt einer Familie ist, wer? Wenn alle Glieder

einer Familie gern arbeiten, Ordnung halten, einander lieb haben, Gott fürchten und das Böse meiden; so ist das eine fromme und glückliche Familie. Wo es aber in einem Hause unordentlich zugeht, wo man lieber ißt, als arbeitet, zankt und flucht, statt beten; da ist keine Furcht Gottes und kein Segen.

Die mir nahe wohnen, sind meine Nachbarn. Ich will gegen meine Nachbarn friedsam, gefällig und dienstfertig seyn; denn ich habe gern, daß sie auch so gegen mich gesinnt seyen, und Gott sieht mit Wohlgefallen auf die herab, welche friedlich neben einander wohnen.

Mehrere Häuser auf dem Lande beisammen, bilden ein Dorf. Man nennt es auch Dorf- oder Landgemeinde, weil die Einwohner Manches mit einander gemein haben. Wie bei uns etwa: Waldung, Weide, Alpen, Hirten, Schule, Kirche, Lehrer, Obrigkeit. Wäre es vielleicht besser, jedes Haus hätte eine eigene Schule, Kirche und Obrigkeit? Warum nicht? Warum hat man für die Schafe und Ziegen gemeinschaftlich einen Hirten? Wenn es in einer Gemeinde gut gehen soll, müßen gute Schulen, rechtschaffene Lehrer und Obrigkeiten seyn, alle Familien uneigennützig und vertragsam. Die Bewohner einer Landgemeinde beschäftigen sich meistens mit dem Landbau und der Viehzucht. Es giebt unter ihnen auch Handwerker. Wer weiß einige zu nennen?

Das Land, in dem ich geboren bin, ist mein Vaterland. Mein Vaterland heißt Bünden oder Graubünden. Der Hauptort von Bünden ist Chur. Bünden ist seit altersher in drei Bünde getheilt — den grauen oder obern Bund, den Gotteshausbund und Zehngerichtenbund. Bünden ist ein Theil der Schweiz.

Die Schweiz besteht aus zwei und zwanzig Theilen, welche man Kantone nennt. In unserm Bünden sind Berge, Thäler, Quellen, Bäche, Flüsse, Seen und Teiche. Das über Tiefen emporragende Land heißt Berg; das Land zwischen Bergen, Thal. An einigen Orten springt Wasser aus der Erde oder aus dem Felsen; man nennt solches Wasser eine Quelle. Mehrere Quellen zusammen bilden einen Bach; mehrere Bäche einen Fluß; mehrere Flüsse einen Strom. Die Ströme ergießen sich ins Meer, in ein unübersehbares, ungeheuer tiefes, stehendes Wasser. Der See ist auch ein stehendes Wasser, aber von weit kleinerem Umfange, als das Meer. Der Teich ist ein kleines Stehwasser, von Menschen angelegt. Aus der Erde quillt saures und süßes, kaltes und warmes Wasser. Wer weiß eine Sauerquelle? Wer weiß eine Quelle, wo das Wasser warm hervorquillt? Das Wasser ist eine große Wohlthat Gottes; es ist der gesundeste Trank für jeden Menschen; es gewährt dem Kranken und Durstigen die beste Labung. Wozu wird das Wasser noch mehr gebraucht? Ein immer fließender Quell, welcher nie aufhört, im Stillen zu erquicken alle, die seiner begehren, erinnert uns an die Güte des Herrn, welche nie aufhört, denen wohlzuthun, welche still im Glauben zu ihm nahen.

Laßt sehen, wie könnt ihr mir nun auf folgende Fragen antworten: Wie viele Gemächer gehören nothwendig zu jedem Hause? Was gehört sonst noch nothwendig dazu? Wie nennt man die Glieder, die in eine Haushaltung gehören, alle zusammen? Wie die Bewohner eines Hauses? Wie heißt man diejenigen, die uns nahe wohnen? Wie sollen wir uns gegen die

Nachbarn verhalten? Warum? Wessen Wohlgefallen ruht auf guten, friedlichen Nachbarn? Wie nennt man mehrere Häuser auf dem Lande beisammen? Was haben die Bewohner eines Dorfes, zum Beispiel unsere Gemeinden mit einander gemein? Wenn es in einer Gemeinde gut gehen soll, was ist nothwendig? Wie nennt man das Land, in welchem man geboren ist? Wie heißt das unsere? Bünden ist in wie viele Bünde getheilt? Wie heißen diese Bünde? Welches ist der Hauptort unsers Landes? Wovon ist Bünden ein Theil? Aus wie viel Theilen besteht die Schweiz? Wie nennt man diese Theile? Was hab ich gesagt, sey in unserm Bünden? Was für Land nennt man Berg? Wie haißt das tiefere, zwischen Bergen liegende Land? Was ist eine Quelle? Woraus entsteht ein Bach? ein Fluß? ein Strom? Wohin ergießen sich die Ströme? Wodurch unterscheidet sich das Meer von einem See? Was ist ein Teich für ein Ding? Was für allerlei Wasser quillt aus der Erde? Welcher Trank ist der gesündeste für alle Menschen? Welche Leute verlangen besonders nach frischem Wasser? So oft wir mit frischem Quellwasser unsern Durst stillen, oder einem Kranken seine lechzende Zunge erquicken, lasset uns dem Herrn danken; denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!

7.

So wie eine Gemeinde aus mehreren Familien besteht, so die ganze Menschheit aus mehreren Völkern und Nationen. Menschen, welche gleiche Abstammung, gleiche Sprache, Sitten, Religion haben, gehören zu Einer Nation. So wie sich bei solchen Abkommen

Eines Stammes Sprache, Sitten, Gebräuche, Religion verlieren, verliert sich zugleich ihre Nationalität. Menschen, die in einem Lande zusammen wohnen, bilden ein Volk, wenn sie auch nicht gleiche Abstammung, Sprache, Sitten und Religion haben. Wie heißt das Volk, welches unser Vaterland bewohnt? Wie viele Sprachen werden da gesprochen? Aber auch die Bewohner mehrerer Länder zusammen bilden Ein Volk, wenn sie in Einem Staat, unter Einer Regierungsform verbunden sind. So bilden wir Bündner mit den Bewohnern der Schweiz nur Ein Volk, da wir in Eine Eidgenossenschaft verbunden sind. Wie heißt das Volk, welches die Schweiz bewohnt? Warum nennen wir uns Eidgenossen? Eine einzige Nation kann in mehrere Völker erwachsen. Preußen, Sachsen, Würtemberg, alle Völker des deutschen Bundes gehören zur deutschen Nation. Auch wir deutschen Bündner gehören nach Sprache und zum Theil nach Abstammung zur deutschen Nation. Leicht verliert sich aber das Nationale durch Mischung mit andern Stämmen, welche eine andere Sprache reden, eine andere Religion, andere Gebräuche und Sitten haben. Welche Mischung mag in den Sitten, dem Leben und Karakter unsers kleinen Bündnervolks seyn, da Etrusker, Römer und Deutsche in unser Land hereingewandert, und wir also die bunt gemischten Nachkömmlinge verschiedener Nationen sind! Ein Wunder ist die jüdische Nation. Wie heißt ihr Stammvater? Bald seit zwei Jahrtausenden sind sie ohne Vaterland, in alle Welt unter tausend Völker zerstreut, und doch haben sie die Religion, Sitten und Gebräuche ihrer Väter fast unverändert bis auf diesen Tag bewahrt! Welchen Theil der heiligen Schrift haben wir von diesem Volke ererbt? Warum noch mehr

wohl müßen uns Christen diese zerstreuten Nachkömmlinge des gläubigen Abrahams ehrwürdig seyn?

8.

Wir zählen unsere Jahre von der Geburt des Erlösers. Wie viele Jahre ist es seitdem? Ein Jahr hat 365 Tage; ein Tag 24 Stunden; eine Stunde 60 Minuten; eine Minute 60 Sekunden. Wie viele Tage hat eine Woche? ein Monat? Ein Jahr hat wie viel Monate? wie viele Wochen? Die zwölf Monate des Jahres heißen: Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober, November, Dezember. Einige von diesen Monaten haben auch deutsche Namen. Wer weiß solche zu nennen? Das Jahr wird in vier Jahrszeiten eingetheilt. Wie heißen sie? Welche von diesen Zeiten ist die schönste und angenehmste? Warum? Welche die kälteste? Welche liefert uns am meisten Früchte? Welche reift sie? Wenn 52 Wochen verflossen sind, ist ein Jahr zu Ende. Der letzte Tag eines Jahrs heißt Altjahrstag. Wie der erste? An diesem Tage wünschen Kinder und Eltern, Freunde und Nachbarn einander Glück. Woher mag wohl diese Sitte kommen? Ist sie natürlich? Wie sie jetzt geübt wird, was ist daran zu tadeln? Wäre zu wünschen, daß sie gänzlich abgienge? Ist das zu besorgen? Beim Eintritt in einen neuen, wichtigen Abschnitt des Lebens, wird es den bessern Menschen immer Bedürfniß bleiben, die regen Empfindungen und Wünsche ihres Glaubens, ihrer Liebe und Hoffnung in den Busen ihrer Freunde und Verwandten auszuschütten!

Je das vierte Jahr kommt ein Schaltjahr, welches einen Tag mehr hat als die gewöhnlichen. Die Erde

legt nemlich ihren Lauf um die Sonne in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden zurück. Da diese 6 Stunden, welche, nach der Rechnung zu 365 Tagen, zurückbleiben, alle vier Jahre einen Tag ausmachen; so wird alle vier Jahr im Kurzmonat ein Tag eingeschaltet; dieser heißt Schalttag, und das Jahr, in welches er fällt, und so 366 Tage bekommt, Schaltjahr. Wie viele Tage hat in einem solchen Jahre der Kurzmonat.

Wenn hundert Jahre verflossen sind, so ist ein Jahrhundert verflossen. Das Jahrhundert, in welchem wir leben, ist das neunzehnte seit der Geburt des Weltheilandes. Zehn Jahre nennt man ein Jahrzehnt. Wie viele Jahrzehnte sind vom neunzehnten Jahrhundert schon vergangen?

Die ersten beiden Monate des Jahres und der letzte sind die Wintermonate. Wie heißen sie? Da ist es sehr — heiß? Es schneit, und das Wasser wird zu Eis. Die drei Monate, welche auf den Februar folgen, sind die Frühlingsmonate. Da ist es nicht mehr so kalt. Der Schnee und das Eis schmelzen; die Bäume fangen an Knospen zu treiben. Was treiben sie noch mehr? Was für Vögel kommen im Frühling wieder zu uns? Die Felder grünen und blühen; der Bauer pflügt — was? Die Hausmutter pflanzt den — die Lämmer hüpfen auf der Weide; die Lerche singt, und die Sonne zieht mit ihrem erwärmenden Strahlenglanz hoch am Himmel daher. Der Juni, Juli und August sind Sommermonate. Da ist es oft sehr heiß; aber diese Hitze ist wohlthätig; denn sie hilft viel schöne Früchte reifen, z. B. Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschen, Roggen, und wer weiß mehrere zu nennen? September, Oktober und November endlich sind

die Herbstmonate. Da sammelt der Landmann die noch übrigen Früchte ein, welche er nicht schon im Sommer gesammelt hat. Schon früher hat er die Kirschen gelesen, das Korn mit der Sense oder Sichel abgeschnitten, eingebunden, und, wohin geführt? Könnt ihr mir sagen, was mit dem Korn weiter gemacht wird? und wozu man's braucht? Nun werden auch die Aepfel, Zwetschen, Trauben, Rüben, Kohl gesammelt. Was noch mehr? Wenn nun der fromme Landmann die Scheunen und Tröge voll hat, so blickt er dankbar froh zum Himmel auf, und spricht mit jenem frommen Israeliten: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Ps. 103, 2.

Von was für einer Begebenheit an zählen wir unsere Jahre? Wie viele Jahre sind seit der Geburt unsers Erlösers verflossen? Zu einem Jahrzehnt gehören wie viele Jahre? Wie viele zu einem Jahrhundert? In dem wie vielten Jahrhundert leben wir? Im wie vielten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts? Was ist ein Schaltjahr? Wie oft kommt ein solches? Warum? Welches sind die Wintermonate? die Frühlingsmonate? die Sommermonate? u. s. w. Wie sieht es im Winter aus? wie im Frühling? Welche Jahrszeit ist die heißeste? Wozu hilft die Wärme? Was für Früchte werden schon im Sommer reif? Wer kann mir Früchte nennen, welche erst im Herbst eingesammelt werden? Womit wird das Korn abgemäht? wohin geführt? womit ausgedroschen? gemahlen? wo gebacken? Was braucht man allerlei, wenn man Brot backen will? Wie vielerlei Werkzeuge müs-

sen gebraucht werden, bis das Saamkörnlein in Brot vorgelegt werden kann?

Anmerkung.

So können noch viele Fragen gestellt werden, um die Kinder im Aufmerken, Nachdenken und Sprechen zu üben; und zwar können die Fragen leichter oder schwerer gestellt werden, je nachdem man merkt, daß die Kinder sie zu beantworten vermögen.

9.

Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Wer fleißig ist, wird geschickt. Wer etwas lernen will, muß aufmerken. Der Hungrige will essen. Was will der Durstige? der Kranke? der Gefallene? Was hat der Irrende nothwendig? was der Bekümmerte? der Verzagte?

Auch das Thier empfindet Schmerz, wenn man es schlägt. Wer auch dem kleinsten Thiere wehe thut unnöthiger Weise, der ist ein harter, böser Mensch. Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes, sagt die Bibel. Die Thiere sind sehr ungleich an Gestalt und Größe. Einige haben Federn zu ihrer Bedeckung; zwei Flügel und zwei Füße; sie können fliegen und gehen. Wie mögen wohl solche heißen? Der Adler ist auch ein großer, starker Vogel; er kann bis hoch in die Wolken emporfliegen, und wird sehr alt. Der Steingeier macht sich sein Nest in hohen Felsen. Die Lerche und die Nachtigall sind kleine Vögel, aber sie singen sehr schön. Der Storch hat einen langen Hals und Schnabel; er frißt gern Frösche und Schlangen. In was für Gegenden mag er sich daher gern aufhalten? Was für Farbe hat der Rabe? Wie groß ist er ungefähr? Er frißt die stinkenden Aeser weg, und hilft so

die Luft vor ungesunden und eckelhaften Ausdünstungen verwahren. Die Ente ist auch ein Vogel, aber sie kann nicht blos fliegen und gehen, sondern auch schwimmen. Viele Vögel haben gutes Fleisch, z. B. das Rebhuhn, die Wachtel, die Haushenne. Wozu hat man die Haushenne? Die Vögel legen Eier, welche man essen kann. Aus den kleinen, feinen Federn werden weiche Betten gemacht. Die großen Federn braucht man wozu? Der Sperling pfeift, die Henne gluckt. Der Hahn kräht, und ruft am Morgen den Tag an. Einige Vögel sind den Tag über im Verborgenen, und kommen nur des Nachts zum Vorschein, wie die Eule und der Todtenvogel. Einige sind nur den Sommer bei uns, sie kommen im Frühling, wenn aber die kalte Jahreszeit herannahet, ziehen sie schaarenweise wieder weg in ein fernes Land, wo dann Sommer ist. So die Störche und die Schwalben. Die Vögel werfen ihre Jungen nicht lebendig zur Welt, sondern brüten solche aus den Eiern. Wenn die Jungen aus den Schalen hervorkriechen, so beweisen ihnen die Alten die bewundernswürdigste Sorgfalt; das Mütterchen wacht mit großer Zärtlichkeit über ihre Kleinen, und späht ängstlich auf jede Gefahr, die ihnen drohen könnte, während das Männchen die ausgesuchtesten Speisen herbeiholt zu ihrer Nahrung. Die Vögel werden im Verhältniß ihrer Größe sehr alt. Man kann kleine Singvögel zwanzig bis vierundzwanzig Jahre haben.

Die Fische leben im Wasser; sie haben Flossen, statt Füße. Auch die Fische legen Eier, und brüten daraus ihre Jungen. Sie sind ungeheuer fruchtbar. Der größte unter allen Fischen ist der Wallfisch. Der Haifisch ist viel kleiner, hat aber einen so weiten Rachen, daß er einen ganzen Menschen verschlingen kann. Die

Fische sind ein wichtiger Nahrungszweig. In den Ländern am Meer (was ist Meer?) wie in England und Schottland, leben viele Menschen blos vom Fischfang. Wie heißen wohl solche Leute? Welche unter den Aposteln waren auch Fischer? An welchem Meer arbeiteten die beiden Brüderpaare, Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus, als der Herr sie zu sich berief?

Andere Thiere bringen ihre Jungen lebendig zur Welt und säugen sie. Das Schaf gehört zu den Säugethieren. Warum? Wer weiß mehrere Säugethiere zu nennen? Was nützt uns das Schaf? die Ziege? die Kuh? Der Ochs zieht den Wagen und den Pflug; aus seiner Haut werden Schuhe verfertiget. Das Pferd trägt den Menschen und nimmt ihm viele Lasten ab. Der Hund bewacht das Haus. Was thut die Katze? Der Löwe ist der König der Thiere. Das Murmelthier bettet sich tief in die Erde, und schläft den ganzen Winter. Sein Fleisch und Fett ist sehr gut.

Die Bienen gehören zu den Fliegen. Sie sind ein schwaches Volk; aber durch ihre bewundernswürdige Ordnung und Thätigkeit sammeln sie doch einen schönen Vorrath für sich und ihre Herrn. Auch ich bin noch klein und schwach, aber ich will in allen meinen Sachen Ordnung halten, und thätig seyn, wie die Biene. Auch die Ameisen haben Ordnung und sind thätig. Hat man sie auch so gern, wie die Biene? Warum nicht? Die Biene zieht aus Allem nur den Honig. Lernet also nicht nur Ordnung halten und fleißig seyn, sondern auch friedsam, fromm und gut seyn in Allem.

(Das Nöthige abzufragen, wird hier dem Lehrer überlassen.)

10.

Aus der Erde werden viele nützliche Dinge gegraben, z. B. Sand, Kalk, Lehm, Thon, Eisen, Kupfer, Erz, Blei, Zinn, Silber, Gold und mancherlei kostbare Steine. Was für ein Handwerk braucht Sand und Kalk? Wozu? Lehm braucht der Hafner, wenn er Oefen setzt; auch werden Ziegel und Töpfe daraus gebrannt. Welcher Handwerker braucht Eisen? Was verfertigt er daraus? Der Schlosser macht Schlösser daraus. Aus Blei werden Kugeln gegossen; aus Kupfer, Erz und Zinn wird allerlei Geschirr gemacht, aus Gold und Silber Geld. Wie heißt der Handwerker, der in Kupfer arbeitet? wie der in Zinn Arbeitende? und der in Gold arbeitet? Der Goldschmied macht aus Gold allerlei Dinge: Ketten, Ohren- und Fingerringe. Der Maurer, Hafner, Schmied, Schlosser, Nagler, Kupferschmied, Zinngießer, Goldschmied sind also Handwerker. Auch der Schreiner, Zimmermann, Schuster und Schneider sind Handwerker. Der Zinngießer macht Teller, Schüsseln, (was ist der Unterschied zwischen Teller und Schüssel?) Löffel, Büchsen, Kerzenstöcke. Was der Schreiner?

(So steht auch hier, fast bei jedem Satze, dem Lehrer ein weites Feld zu unterhaltenden Fragen offen.)

11.

Gestern war Elsbeth ungemein aufmerksam und fleißig, Karoline aber zerstreut und träge. Als die Schule zu Ende war, drückte der Lehrer der Elsbeth freundlich die Hand beim Ausgehen; Karoline aber mußte allein zurückbleiben, und sie weinte. Warum wohl mußte sie allein zurückbleiben und weinen? Das-

jenige, woraus etwas entsteht, nennen wir Ursache; und dasjenige, was aus der Ursache erfolgt, die Wirkung. Was war also hier die Ursache? und was die Wirkung davon? Friederich ist heute krank zu Hause; er war gestern in den Baumgarten gegangen, und hatte unreifes Obst gegessen, obgleich ihn der Vater oft davor gewarnet hatte. Was ist die Ursache, daß Friederich krank liegt? Und die Wirkung oder Folge davon, daß er unreifes Obst aß, ist seine —? Der Regen befruchtet das Land. Welches ist hier die Wirkung des Regens? Und die Ursache von der Befruchtung des Landes ist —? Valentin, der jetzt arm ist und nothleidet, war einst wohlhabend, aber faul und verschwenderisch. Welches ist also bei Valentin die Ursache seiner jetzigen Armuth und Noth? Und seine Faulheit und Verschwendung brachte was für eine Wirkung hervor? Wenn es anhaltend heiß macht und lange nicht regnet, welkt das Gras, und die Blumen neigen ihr Haupt traurend zur Erde. Was ist die Ursache, daß das Gras welkt, und die Blumen sich traurend neigen? Es fällt ein warmer Regen, und das Gras wird wieder frisch und grün; verjüngt richten sich die Blumen wieder auf. Wovon ist das die Wirkung? Der Arbeiter ist müde, der Kranke traurig. Was ist davon die Ursache? Was ist die Wirkung vom Essen? vom Trinken? vom Fleiße? vom Schlafen? vom Feuer? vom Müssiggange? Was ist die Ursache von Müdigkeit? von Hunger? Die Ursache des Frierens? des Regens? Es kann aber eine Wirkung auch zur Ursache einer zweiten Wirkung werden. Der Regen befeuchtet das Land. Die Befeuchtung des Landes ist die Wirkung von welcher Ursache? Aber zugleich ist die Befeuchtung des Landes die Ursache von des Landes Fruchtbarkeit. Oft wirken meh-

rere Ursachen zusammen. Der Regen, der Thau, der Sonnenschein und so weiter, sind verschiedene Ursachen, ihre gemeinschaftliche Wirkung ist der Pflanzen Wachsthum. So ist der Friede eines Hauses die Wirkung von mehreren Ursachen. Könnt ihr einige errathen? Man kann sich eine Wirkung ohne Ursache nicht denken. Der Baum fällt nicht, ohne daß ihn Jemand umhaut, oder umwirft; die Pflanze wächst nicht ohne Nahrung. Und eben so kann man sich keine Ursache denken ohne Wirkung. Kein Licht brennt, daß es nicht leuchtete; kein Feuer, daß es nicht heiß machte. Jeder Wirkung liegt eine wirkende Ursache zum Grunde und jede Ursache muß eine Wirkung zur Folge haben. Ferner kann ich aus der guten oder bösen Wirkung auf die gute oder böse Ursache schließen; und umgekehrt. Das Kind fürchtet sich, vor seine Eltern zu treten. Was mag die Ursache seyn? daß es etwas Gutes gethan hat? So kann ich aus dem Unfrieden eines Hauses oder einer Gemeinde schließen, daß die Leute darin nicht zu leben verstehen; und umgekehrt, wenn die Leute nicht zu leben verstehen, daß unter sie kein Friede kommen wird.

12.

Gottfried nahm heute frühe ein Gewehr auf die Schulter, und gieng in das Gebirg. Könnt ihr errathen, was er damit wollte? Was man bei dem, was man thut, im Auge hat, nennt man Absicht oder Zweck. Euere Eltern schicken euch fleißig in die Schule. Was haben sie wohl zur Absicht? Der Landmann pflügt, bedüngt und besäet seinen Acker. In welcher Absicht? Mein Vater nahm gestern einen Zwetschenstein aus der Tasche, und vergrub ihn im Garten. Was war

die Absicht oder der Zweck dieser Handlung? Wer ohne Absicht oder Zweck etwas thut, handelt unvernünftig. Der verständige Mensch hat bei allem, was er redet oder thut, eine Absicht, einen Zweck; er weiß, warum er so oder anders redet oder handelt; darum redet und handelt er nie ohne Ueberlegung. Bei allem, was unter Gottes Leitung geschieht, sind wir genöthigt zu denken, daß es einen Zweck habe, und zwar einen guten, wohlthätigen Zweck. Wenn ein frommer Mensch ohne eigene Schuld krank wird oder in Armuth und Bedrängniß kommt, unter wessen Leitung geschieht das? Muß er also einen bedauerlichen Ausgang solcher Heimsuchungen besorgen? Warum nicht? Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, sagt die Bibel. Römer 8, 28.

Was ich thue oder anwende, um eine Absicht oder einen Zweck zu erreichen, nennt man Mittel. Ihr wollet schön schreiben lernen. Dies könnt ihr unmöglich, wenn ihr euch nicht fleißig im Schreiben übet. Die fleißige Uebung im Schreiben ist das Mittel zum Schönschreiben zu gelangen. Der Kranke will gesund werden; er nimmt daher Arznei ein. Wofür hält der Kranke also die Arznei? Für ein Mittel, wozu? Welches sind die Mittel, den Hunger zu stillen? den Durst? die Müdigkeit? Welches die Mittel zum geschickt werden? Wenn ich nicht fleißig im Lernen wäre, würde ich denn geschickt werden können? Ihr wollet einen Apfelbaum pflanzen. Kennet ihr das Mittel dazu? Wenn ihr aber den Apfelkern nicht im Garten in die Erde legtet, sondern im Hause liegen ließet, oder ihn auf den Weg hinwürfet, würdet ihr einen Apfelbaum bekommen? Wer also den Zweck erreichen will, muß die Mittel dazu nicht nur kennen, sondern auch recht an-

wenden lernen. Auch das gute Wort wird nur da zum guten, fruchttragenden Baum des Lebens, wo es von guten Herzen aufgenommen und bewahret wird.

13.

Was die Menschen für gut und angenehm halten, das wünschen und suchen sie auch. Ist das wahr? Aber nicht alles, was uns angenehm dünkt, ist darum auch recht und gut. Manchem Menschen dünkt die Ruhe süßer als die Arbeit. Warum das? Wolltet ihr aber darum den Müssiggang der Anstrengung vorziehen? Warum nicht? Wer zu Lohn und Freude gelangen will, darf Arbeit und Anstrengung nicht scheuen. Wie würdet ihr einen Menschen nennen, der etwas wählt und liebgewinnt, das Andern Schaden bringt, und ihn selbst verunehrt, unglücklich und verwerflich macht? Die Sünde stellt ihren Kindern oft Etwas für Klugheit dar, was im wahren Lichte besehen, die größte Thorheit ist. Der bösen Menschen Weisheit ist Thorheit bei Gott. Ein Lügner meint sich durch Lüge zu helfen. Kann er das? Wenn es ihm einmal gelingt, wird es auch das zweite? auch das dritte Mal gelingen? Wenn man ihn einmal als Lügner erkannt hat, was ist die gewisse Folge davon? Und wenn ihn auch kein Mensch erkennte, wer kennt ihn doch? Der Lügner muß oft vor sich selbst erröthen, und wird gefangen in seinen eigenen Schlingen. Der Betrüger will durch Betrug und Täuscherei sich selbst Vortheile verschaffen. Wäre es ihm wohl gelungen, würdet ihr ihn glücklich schätzen und beneiden, wenn er auch wirklich viel gewönne? Warum wohl nicht? Beim ungerechten Gewinn, welches köstlichste Gut geht dem Menschen verloren? Ein ungezogener Knabe meint Andere

zu beschimpfen und zu schlagen. Was ist die Folge? Werden diejenigen, die er ohne Ursache beschimpft und schlägt, weniger geachtet und geliebt? Und er wird durch solches ungezogenes Wesen an Liebe und Achtung gewinnen? Wen beschimpft und schlägt der Ungezogene also am Meisten?

Ich will immer überlegen, bevor ich rede oder handele, ob es auch recht sey, und welche Folgen es für mich und Andere haben könnte. Wer nicht überlegt, ehe er redet oder handelt, wird oft fehlen, ohne es zu merken. Und welches ist die Begleiterin des Fehlens und Fallens? Zuvor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

14.

Der König Salomon wird weise genannt. Um ein Weiser zu seyn, ist dreierlei nothwendig: das Gute kennen, wollen, und zur Erlangung desselben die besten Mittel anwenden. Euere Absicht sey allezeit redlich. Wenn sie das nicht wäre, was wäret ihr dann für Menschen? Der Unredliche wird nie gedeihen; denn er hat sich selbst und Gott und alle Welt wider sich! Wiefern hat der Unredliche sich selbst wider sich? Wenn der Mensch etwas Unrechtes thut oder auch nur im Sinne hat, was fühlt er in sich, wenn ihn auch Niemand verklagte? Wie nennen wir die inwohnende Kraft, welche das Böse straft und richtet? Du liebst dein Eigenthum, deine Ehre, deine Rechte. Wie willst du den nennen, der sie dir angreift und beeinträchtigt? Möchtest du auch ein solcher seyn? Du hast gern, daß dir deine Mitmenschen willig dienen; wenn sie das wirklich thun sollen, was ist nothwendig, daß auch du

ihnen thuest? Ich will mich nie freuen, noch mir ein Vergnügen erlauben, worüber Andere sich betrüben müßten. Wenn Andere sich betrübten über meine Freude, was hätte ich ihnen durch meine Freude geraubt? Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute nicht thun sollen, das thut auch ihr ihnen nicht. Alles aber, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen.

15.

Ich habe mancherlei Gaben und Kräfte vom gütigen Schöpfer empfangen, Kräfte des Leibes und der Seele. Wißt ihr solche anzugeben? Wozu wohl wird uns der Schöpfer solche verliehen haben? Mit diesen Gaben und Kräften kann ich auf gar mannigfaltige Weise auf diejenigen wirken, welche Gott in meine Nähe gesetzt hat. Welche sind mir am nächsten verbunden? Wodurch? Wer ist den Eltern über alles lieb auf Erden? Was erwarten und hoffen sie aber auch von Kindern? Ich kann sie durch meine Hände, meine Blicke, Geberden, Worte und Handlungen betrüben oder erfreuen, verwunden oder erquicken. Wenn meine Blicke freundlich, meine Worte liebreich, meine Handlungen wohlthätig und rechtschaffen sind, — wie werden die Herzen und Blicke um mich her beschaffen seyn? Was werde ich in mir selbst empfinden? Wenn aber meine Blicke Mißgunst, Uebelwollen, Zorn oder Schadenfreude verrathen; wenn meine Rede unfreundlich, unbescheiden, lieblos und beleidigend ist, meine Handlung eigennützig, ungerecht und feindselig; so zeigt sich bei denen, auf die ich so wirke, hier Betrübniß, dort Unwille und Zorn über mich; in mir selbst aber regt sich das stra-

fende Bewußtseyn, Unrecht gethan zu haben. Was für Menschen betrüben sich am meisten über die böse Handlungsweise Anderer? die Bessern oder die Schlechtern? Und wenn sich Menschen über unsere Unarten und Sünden zum Zorn bewegen lassen oder zum Uebelwollen über uns? thun sie recht daran? Wer hätte sie aber dazu verleitet? Wie vielfacher Sünde würde ich mich also theilhaftig machen? Wie nennt man das strafende Bewußtseyn, Unrecht gethan zu haben? Warum haben deine guten Eltern schon oft sich über dich bekümmert? Warum hat dein Auge oft weinen? dein Herz bereuen müssen? Wenn du gut und fromm warst, hat auch Jemand über dich geklagt? getrauert? gezürnet? hast du auch weinen und bereuen müssen? Woher denn kommt solches unter den Menschen? Gott ist gerecht in allen seinen Werken, und heilig in allen seinen Wegen! Unser Schicksal ist in Gottes Vaterhänden; Niemand mag es aus seiner Hand reißen; Niemand uns geben noch nehmen.

16.

So Jemand sein Eigenes ehret, der wird Verachtung ernten. Was heißt sein Eigenes ehren? Heißt es, sich selbst achten? Oder heißt es, mit dem, was mein ist, prahlen? Auf meine Vorzüge, Gaben, Güter und Kräfte mir viel einbilden? Und ist es wahr, daß einen solchen Verachtung trifft? Warum ist der Hochmüthige ein verächtlicher Mensch?

Je mehr du deine Freude, dein Glück in der Freude und dem Glücke Anderer suchest, desto mehr wird dich Gott mit Glück und Freude segnen. Welches Kind wird wohl mehr Glück und Freude haben — das, welches

nichts lieber thut, als was seinen Eltern und Geschwistern Freude macht? oder das, welches nur an sich denkt, nur für sich sorgt, aber darnach nichts fragt, ob seine Eltern und Geschwister dabei Freude oder Herzeleid haben? Wer sein Leben zu erhalten sucht, der wird es verlieren, wer es aber hingiebt in Christi Sinn, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Matth. 16, 25.

Wer nicht gern arbeitet, ist ein Dieb. Ist dies wahr? Wer ist ein Dieb? Nur der, der in ein Haus einbricht, um zu entwenden? Oder auch der Betrüger? Auch der Bettler, der sich bei redlicher Anstrengung seiner Kräfte den Unterhalt selbst verdienen könnte? Ueberhaupt Jeder, der sich Etwas aneignet, was ihm nicht gehört? Der Müssiggänger, verdient er seinen Unterhalt? Was ich nicht verdiene, was durch den Schweiß Anderer erworben ist, kann, darf ich es genießen, ohne mich an fremdem Eigenthum zu vergreifen? Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Eduard wünscht, daß die Leute schonend gegen ihn seyen, und Geduld haben, wenn er etwa fehle; aber er selbst ist sehr unduldsam und hart gegen die Fehlenden. Ist sein Wunsch also billig und gerecht? Wird man geneigt seyn, mit ihm Nachsicht und Geduld zu haben? Warum nicht? Wie müßte er selbst erst gesinnet seyn, wenn er mit Recht und Billigkeit, Geduld und Schonung von Andern fordern will?

Ich will barmherzig seyn gegen die Elenden, damit auch ich in meinem Elend Barmherzigkeit finden möge. Es giebt mannigfaltiges Elend unter den Menschen; kein Mensch ist davor gesichert. Auch ich bin ein schwacher Mensch, mancherlei Uebeln ausgesetzt; auch ich bedarf der Hülfe, des Trostes und des menschenfreundlichen Zuspruchs, wenn Stunden der Leiden

nahen! Wie kann ich mich wohl einer solchen erquickenden Theilnahme würdig machen? Wie nennt ihr den Menschen, der mit dem Elenden kein Erbarmen hat? Was heißt, barmherzig seyn? Welcher bedarf mehr unsers Mitleids und theilnehmender Hülfe, — der leiblich Elende, oder geistig Elende? Derjenige, der in Krankheit und Armuth leidet, großen Verlust an zeitlichen Gütern erlitten? oder Derjenige, der in Irrthum und Sünde schmachtet, die Unschuld der Seele und den Frieden des Gewissens verloren hat? Da ist ein armes Waisenkind; kein Vater, keine Mutter sorgt mehr für sein Brod, seine Kleidung und Obdach; das ist hart, sehr hart. Aber daß es Niemand mehr hat, der es die Wege des Heils lehrte, und in der Gottesfurcht unterrichtete und leitete, ist das weniger hart? Bedarf das weniger unserer Theilnahme? Selig sind die Barmherzigen; sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Der Mensch bedarf sehr Vieles für sein kurzes Leben, bis er zufrieden und fröhlich leben kann. Wie viel Mühe und Sorgen hast du deiner Mutter gekostet, bis du nur gehen und deine Wünsche aussprechen konntest? Wie manchen Tag hat dein Vater für dich gearbeitet und geschwitzt, da du noch in der Wiege lagest? Und kannst du mir sagen, wie viele Menschenhände, wie viele Kräfte in unsers großen Vaters Hause sich thätig zeigen müßen, bis du dein Brot? deine Kleidung? deine Wohnung? dein Nachtlager hast? Wie viele Menschen mühsam und lange gearbeitet, gesucht und geforscht haben, bis das geordnet ward, was wir jetzt Alles so leicht haben können? Sollten wir nicht willig und gewissenhaft auch unsere kleinen Gaben und Kräfte zum allgemeinen Besten dargeben und anwenden, da wir so Vieles empfangen? Ist der würdig

zu leben, der immer nur empfangen und verzehren will? nicht auch redlich beflissen ist, das Seine zu thun und beizutragen?

Schon oft hat man mit mir Geduld haben müßen, und wird noch ferner sich gedulden müßen, da ich leider oft noch fehle. Was ist denn billig, daß auch ich thue? Liebe Kinder, so Jemand unter uns von einem Fehler übereilet wird, so lasset uns ihn mit Sanftmuth zurecht weisen; vergessen wirs nie, daß wir alle noch schwach sind, und das Vollkommene erst suchen müßen.

17.

Alle Menschen sind meine Brüder; wir sind alle Glieder Einer Familie; mit Allem, was ich bin und habe, gehöre ich den Menschen an, und sie mir. Wir haben alle Einen Gott zum Vater, Ein Wohnhaus, (wie heißt diese Menschenwohnung?) und suchen Einen Himmel; wir haben alle den gleichen Eintritt in das Leben, die gleichen Bedürfnisse des Leibes, des Geistes und des Gemüths; die gleichen Gefahren und Versuchungen, den gleichen Feind, den gleichen Ausgang aus dieser Welt, den gleichen Richter und Vergelter. In wiefern sind die Menschen meine Brüder? Was haben Geschwister mit einander gemein? In wiefern erweist sich Gott als Vater aller Menschen? Wie sieht die Erde, unser jetziges Wohnhaus aus? — Welttheile, Länder, Inseln, Meere, Berge, Thäler. Suchen wirklich alle Menschen Einen Himmel? Auch die Heiden? auch die Ruchlosen? Woraus erkennen wir das? Welches sind unsere gemeinschaftlichen Bedürfnisse des Leibes? des Geistes? des Gemüths? Welches ist der Eintritt in das Leben? Sind wir da arm oder reich?

Welches die Gefahren, die Versuchungen? der Feind, von dem wir alle bedrohet sind? Welches ist der Ausgang aus dieser Welt? Ist da ein Unterschied zwischen Reich und Arm? Zwischen Stark und Schwach? Jung oder Alt, Hier oder Dort? Wer wird endlich Alle richten? Allen vergelten?

Anmerkung.

Diese Fragen sind blos allgemeine Winke, welche, wenn der Lehrer sie zu behandeln und in speziellere Fragen aufzulösen weiß, eben so reich als anziehend und wohlthätig zur Betrachtung für die Kinder werden können.

18.

Freilich sind die Menschen und Völker durch Namen, Sprache, Gebräuche, Sitten, Länder und Meere vielfältig geschieden. Nicht alle verehren ihren Schöpfer, Regenten und Richter auf gleiche Weise: die Heiden anders, als die Christen; der Mahomedaner wieder anders als der Jude; aber alle versammelt das Gefühl der Abhängigkeit, der Glaube an ein höheres Wesen in den Tempeln am Altare, um vor dem sich zu demüthigen und zu stärken, in dem wir alle leben und sind. Darum, wer sich an einem einzigen Menschen, an einem einzigen Gliede dieser großen Familie versündigt, der hat sich an allen versündigt; wer einem einzigen hilft und wohlthut, hat allen geholfen und wohlgethan. Warum zürnet und trauert euer Herz über die böse That eines neidischen Kain? Hat er seine That an euch verübt? Und doch hat er sich auch an uns versündigt, da wir nicht umhin können, Betrübniß zu empfinden, so oft wir seiner That gedenken. Ihr freuet euch dagegen der Unschuld eines Josephs; ihr leidet mit ihm, wenn ihr ihn verkaufen, ins Ge-

fängniß werfen sehet, als hätte er Uebels gethan; ihr preiset Gott, wenn ihr diesen unschuldig Leidenden endlich aus der Schmach genommen, mit Ehre gekrönt, zum glücklichen Vater eines ganzen Landes erhoben sehet. Warum das? Gehörte er nicht einem andern Volke? und einer längst vergangenen Zeit an? Ein Jegliches sehe nicht auf das Seine allein, sondern auch auf das, was des Andern ist.

Als Menschen schon sind wir also durch vielfältige, heilige Bande mit den Menschen innig verbunden. Welches sind die Bande dieser Gemeinschaft? Wir heißen aber auch Christen. Woher haben wir diesen Namen? Sind wir schon darum Christen, daß wir solchen Namen tragen? Wozu ist der Sohn Gottes auf Erden gekommen? Als Christen haben wir also auch Einen Mittler, Eine Taufe, Ein Evangelium, Ein Abendmahl, Einen Glauben, Eine selige Hoffnung unseres Berufes. Und da Christus alle geliebet, für Alle sich in den Tod gegeben hat, wie heilig muß die Verpflichtung seyn, daß auch wir uns unter einander lieben?

So ziehet denn an, als die Auserwählten, Heiligen und Geliebten Gottes, — herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Sanftmuth, Demuth und Geduld, und wisset, daß wir alle Brüder sind.

Erzählungen
aus der Bündnergeschichte.

1. Das älteste Schweizerland.

Das Land, liebe Schüler, das wir jetzt bewohnen, heißt Graubünden. Vor Alters nannte man es Rhätien. Ihm zur Seite gegen Abend und Mitternacht lag das Land der Helvetier. Die ältesten Einwohner beider Länder hielten nicht gute Nachbarschaft, sie waren häufig unter einander in Krieg und raubten sich gegenseitig Vieh und andere Habe.

Jetzt leben sie friedlich und in guter Freundschaft miteinander, halten zusammen in freudigen und traurigen Tagen, wie Freunde und Brüder, wie Ein Volk. Beide Länder vereint nennt man jetzt die Schweiz, und alles Volk in Berg und Thal, zu Stadt und Land, nennt man Schweizer oder Eidgenossen, weil sie durch einen Eidschwur sich gegenseitig gelobt haben, in Krieg und Frieden zusammenzustehen und fest aneinander zu halten.

Vor Christi unsers Heilandes Geburt hat es überhaupt auf unsrer Erde ganz anders ausgesehen als jetzt. Damals waren die Länder gegen Mitternacht oder Norden bei weitem nicht so schön angebaut und nicht so stark bewohnt, als heut zu Tage. Auch in Helvetien

und Rhätien sah es in jenen Zeiten gar wild und wüste aus. Wo jetzt freundliche Wiesen und viele mit Getraide und Obstbäumen besetzte Aecker und Gärten sind, wo wir jetzt schöne Landstraßen, große Höfe, Dörfer und Städte erblicken: da sah man in jener Zeit gar viel Wald und Wildniß, in den Thälern waren viele und große Sümpfe; kalte Nebel und rauhe Lüfte machten die Landschaft unfreundlich, und der größte Theil des Gebirgs war wild und unfruchtbar, ohne Weg und Steg.

Und doch wohnten schon lange vor Christi Geburt viele Menschen in Thal und Ebene; denn nicht alles Land war Wildniß, es gab auch damals schon freundliche Gegenden und Wiesen, Aecker, Höfe und Dörfer im Schweizerlande. Aber Obstwachs, Weinbau und Gartenkunst konnten daselbst nicht recht fortkommen, denn die Luft war zu rauh, des Waldes zu viel, und der Mensch noch zu roh und ungebildet.

In den Wäldern und im Gebirg hatten die wilden Thiere freies Spiel. Auf hohen Bergen lebten damals noch in großer Anzahl die großgehörnten Steinböcke, die kühnspringenden Gemsen, die brummigen Bären, die heißhungrigen Wölfe, die räuberischen Lämmergeier und Adler, und außerdem viele andere Raubthiere, kleines und großes Gewild. Vor allem fürchterlich war der Auerochs oder Waldochs, der sich vor Spieß und Lanzen nicht fürchtete, sondern grimmig auf den Menschen losgieng. In den Sümpfen hatten große Schlangen und viel Ungeziefer ihren Aufenthalt; überhaupt war die Zahl der wilden Thiere weit größer als jetzt.

Das waren böse Nachbarn für den Menschen. Deshalb war immerfort Feindschaft und Krieg zwischen den ältesten Landesbewohnern und den wilden Thieren. All-

mählig minderte sich die Zahl des Wildes, und viele wurden ganz ausgerottet, wie der Auerochs und Steinbock; andere in die einsamen Höhen des Gebirgs vertrieben, und auch von diesen blieb nur eine kleinere Anzahl übrig, wie der Bär, der Wolf, der Luchs, der Fuchs und andere. — Seitdem die Zahl der Menschen stark zunahm, seitdem das Feuergewehr erfunden wurde, und der Mensch mit seinen Heerden auf die höchsten Alpweiden zieht: hat er sich Ruhe verschafft und sowohl sich als sein Vieh gesichert gegen diese wilden Nachbarn.

2. Die uralten Schweizer.

Wie das Land, so das Volk! Wir wissen zwar nicht viel zu erzählen von der Lebensweise und den Sitten der ersten Bewohner dieses Alpenlandes; aber so viel wir davon wissen, waren sie ein ungebildetes und ziemlich rohes, dabei aber ein starkes und tapferes Volk, welches von Jagd, Viehzucht und Ackerbau lebte. Dagegen war von Gewerben, Fabriken, Künsten, Schulen und Kirchen wenig oder nichts zu finden.

Diese Völker waren verschiedener Abkunft und sind in ganz alten Zeiten in dieses Gebirgsland eingewandert. Man erzählt davon Folgendes:

In der westlichen Schweiz, d. h. im Lande zwischen dem Juragebirg und den hohen Alpen, vom Genfersee bis zum Rhein, wohnten die Helvetier. Sie stammten vom Volke der Gallier, welche das jetzige Frankreich in Besitz hatten, und von dorther wanderten sie in die Alpengegend. Wo es einem jeden gefiel: im Gebirg oder im Thal, bei einer Quelle oder einem Bache, auf einem anmuthigen Hügel oder wo der Boden ganz eben war, in der Nähe hoher Felsen, oder

schöner Weiden und Wälder — da baute ein Hausvater für sich und die Seinigen eine Hütte, benutzte das Land rings umher, und was er einmal mehrere Jahre lang benutzt oder angebaut hatte, das nannte er sein Eigenthum. Wenn mehrere Hausväter neben einander ihre Wohnungen aufbauten, so entstanden Dörfer und Flecken. Besonders gern wohnten die alten Schweizer an Flüssen und Seen, oder wo zwei Thäler und Flüsse sich vereinigten. Schon lange vor Christi Geburt sollen sie zwölf Städte und vierhundert Dörfer gehabt haben; ungezählt aber war die Menge der einzelstehenden Wohnungen.

Hier nun lebten sie frei und mit Wenigem zufrieden, aber mit ihren Nachbarn im alten Deutschland hatten sie öfters Streit und Krieg. Deshalb giengen sie stets bewaffnet, und zuweilen kamen alle Männer einer Landschaft zusammen und hielten Volksversammlungen oder Landsgemeinden, wo sie ihre Obrigkeiten wählten, über Krieg und Frieden berathschlagten, oder einen gemeinschaftlichen Zug gegen den Feind oder schädliche Thiere verabredeten. Sie waren noch Heiden und wußten nur wenig von dem allmächtigen Gott und seinen Geboten. Aber ganz unwissend waren sie darin nicht, denn Gott hatte auch den Heiden in ihr Herz geschrieben, was Recht oder Unrecht sey, und daß das Böse bestraft, das Gute belohnt werde. Ackerbau und Viehzucht waren ihre Hauptbeschäftigung, Jagd und Krieg mehr zur Freude und Lust, oder um sich zu bereichern. Daher wurden sie von ihren Nachbarn in Gallien gefürchtet und Niemand konnte leicht sie um ihre Freiheit oder ihren Besitz bringen.

Wie das Innere des Schweizerlandes bevölkert worden sey, davon erzählt uns eine alte Sage Folgendes.

An den Küsten der Nord- und Ostsee wohnte ein großes Volk, das litt von schwerer Theurung. In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde, daß je der zehnte Mann nach dem Loos das Land der Väter verlasse und auswandere, um eine neue Heimath zu suchen und Unterhalt für Menschen und Vieh. Das geschah, und es zog aus ein zahlreicher Heerzug, wehklagend Männer und Weiber, und sie nahmen ihren Weg gegen Mittag und wollten nach dem fruchtbaren Lande Italien ziehen, wo sie Wohnplatz und Nahrungsmittel genug zu finden hofften. Auf dieser Wanderung gelangten sie mitten in das Alpengebirg, in eine waldige Gegend, wo ein großer See ihnen den Weg versperrte, denn das Gewässer war wild und nicht fahrbar. Nun besahen sie das Land näher, fanden Wald und Weide, gute Brunnen und viel Gewild daselbst, aber keine Menschen, welche ihnen den Genuß dieser Dinge streitig gemacht hätten. Da beschlossen sie zu bleiben, und erbauten den alten Flecken Schwyz, und hatten manchen sauren Tag, den Wald auszureuten, die wilden Thiere zu verjagen und den Boden urbar zu machen. Bald mehrte sich die Zahl des Volks und es fehlte an Raum; da zogen ihrer Viele mit Weib, Kind und Herde über den See und erbauten daselbst den Flecken Stanz, andere den See aufwärts in ein finstres Thal, wo wilde Auerochsen hausten, stifteten dort den Flecken Altorf im Thal der Reuß. Von diesen Fremdlingen stammen die Anwohner des Vierwaldstättersees in den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden. Und obschon der See sie trennte, blieben sie doch fortwährend gute Freunde und hielten fest zusammen in allen folgenden Zeiten.

In die östliche Schweiz kam ein fremdes Volk aus dem Lande Italien; sie flohen vor einem gewaltigen Feinde, der sie aus freien Leuten zu Unterthanen oder Knechten machen wollte; sie verließen das schöne Land, zogen in das wilde und menschenarme Gebirg und wohnten daselbst, weil sie die Freiheit über alles andere hochschäzten.

In Italien nemlich wohnte seit uralten Zeiten von den Alpen bis hinab zum Tiberfluß das zahlreiche Volk der Tuscier oder Etrusken. In vielen Städten und Dörfern lebte es frei und angesehen bei allen seinen Nachbarn. Der größte Theil des Volks trieb Ackerbau, Gewerbe, Schiffahrt und Künste, hatte schöne Kenntnisse von der Natur, der Heilkunde und den göttlichen Dingen. Besonders berühmt war es in der Baukunst, der Töpferkunst, der Wahrsagerei; seine Schiffe segelten weit über Meer und brachten Reichthum in das Land. Jede Stadt der Tuscier war ein Freistaat für sich, aber alle Städte zusammen waren zu einer Eidgenossenschaft verbunden. Jedoch fehlte ihnen die rechte Einigkeit, und jegliche Stadt dachte mehr an sich als auf das Wohl Aller. Ueberhaupt waren sie in dem schönen fruchtbaren Lande weichlich geworden und versäumten die Kunst der Waffen und die Uebung im Kriegswesen mehr als gut war.

Nun kam etwa 600 Jahre vor Christi Geburt über das Alpengebirg her ein gar zahlreiches und kriegerisches Volk, die Gallier. Diese nahmen ohne große Mühe alles flache Land zu beiden Seiten des Po-Flusses in Besitz, und breiteten sich immer weiter aus, und unterwarfen die alten Einwohner jener Gegenden, denn sie fürchteten sich nicht vor Wunden und Tod; die Tuscier aber waren uneinig und unkriegerisch.

Also geschah, daß die Tuscier sammt ihren Soldaten bezwungen wurden, und sollten nun den Galliern dienen, wie leibeigene Knechte. Das ließen sich viele gefallen, andere aber achteten die Freiheit höher als das fette Land und die süßen Früchte Italiens. Diese Freunde der Freiheit verließen die alten Wohnsitze und wanderten mit Weib und Kind — viele tausend Seelen zusammen — nach dem Norden hinauf in die Thäler und Wildnisse des Alpengebirgs.

Der Anführer auf diesem Zuge hieß Rhätus, daher wurden sie fortan allesammt Rhätier genannt. In dem rauhen Lande, an den Quellen und in den Thälern des Rheins, des Inns, der Adda, Maira, Albula und Lanquart — ergrobten sie, vergaßen die schönen Künste und feinen Sitten, ihre Sprache artete aus, und man erkannte in diesem Bergvolk gar bald nicht mehr, daß sie früher das gebildete, feine Volk der Tuscier gewesen. Kein Wunder, denn sie hatten nun mit Wald und Wildniß zu kämpfen, mußten die reißenden Bergwasser eindämmen, den Acker bauen und die Heerde hüten, oder durch Jagd und Krieg sich Nahrung verschaffen. Dabei erstarkten sie jedoch am Leibe, wurden tapfer und muthvoll, so daß sie bald weit und breit ihren Nachbarn fürchterlich und gefährlich wurden. Nach allen Seiten zu breiteten sie sich aus, und wohnten vom Gotthard bis weit ins Tyrol, und vom Bodensee bis zum Comersee — als ein freies und starkes Volk.

3. Die fremde Oberherrschaft.

Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Also dachten nicht die alten Helvetier und Rhätier, darum verloren sie ihre Freiheit und wurden fremden Völkern unterthan.

In Italien waren nemlich die Bürger der Stadt Rom sehr mächtig geworden durch Tapferkeit und strenge Sitten. Allmählig machten sie sich zu Herrn über alle ihre Nachbarn, unterwarfen ganz Italien, eroberten auch Spanien, das südliche Gallien, Griechenland, viele Länder in Afrika und Asien. Diese Römer kümmerten sich lange nicht um die Länder und Völker im Alpengebirg, denn bei denselben war nicht viel zu gewinnen, und überdies war die wilde Tapferkeit der Helvetier und Rhätier bekannt. Aber diese Alpenvölker begnügten sich nicht mit dem, was sie hatten, sondern fielen bald nach Gallien, bald nach Italien ein, plünderten und raubten. Von der Grausamkeit dieser Völker, besonders der Rhätier, gegen die Einwohner Italiens wird erzählt, daß sie, wenn sie ein Dorf oder eine Stadt erobert hatten, nicht blos die Habe wegführten, sondern auch die erwachsenen Männer tödteten und nicht einmal die jungen Knaben verschonten. Manchmal aber hielten sie auch Frieden mit ihren Nachbarn und holten sich aus Italien allerlei Lebensbedürfnisse; dagegen gaben sie denn Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käse, woran sie Ueberfluß hatten. Zu andrer Zeit aber fanden sie wieder einen Vorwand, die Bewohner der Ebene zu bekriegen und thaten denen, welche des Handels wegen durch ihr Land über das Gebirg zogen, oft großen Schaden. So war abwechselnd Krieg und Frieden zwischen Italien und den Alpenvölkern.

Nun kam etwa hundert Jahre vor Christi Geburt ein großes Kriegsvolk aus dem nördlichen Deutschland, die Cimbern und Teutonen genannt, an die Grenze des helvetischen Landes. Sie hatten weite Heerzüge gemacht und viel Gold und Silber gewonnen; jetzt wollten sie hinüber nach Gallien und von da nach Italien, um sich dort niederzulassen. Als sie den Helvetiern die reiche Beute zeigten und von ihrem Vorsatz erzählten, da zogen zwei Stämme der Helvetier mit diesen deutschen Völkern über den Jura nach Gallien und wollten mit ihnen über die Alpen nach Italien. Deshalb erhob sich ein langer und blutiger Krieg zwischen diesen Völkern und den Römern, aber die Cimbern und Teutonen unterlagen in diesem Streit, und die Helvetier zogen wieder in ihre Heimath zurück.

Diese blieben nun etwa 50 Jahre lang ruhig und wollten nichts mehr mit den siegreichen Römern zu schaffen haben, doch hatten sie große Lust, das viel schönere Land der Gallier wegzunehmen. Also thaten sich alle Helvetier zusammen und rüsteten drei Jahre lang, versahen sich mit Waffen und Wagen zu diesem Heerzug und gaben sich das Wort, sie wollten nicht ruhen und rasten, bis sie nicht ein neues Wohnland sich erobert hätten, denn die Schweiz sey zu rauh, unfruchtbar und eng für sie.

Im dritten Jahre luden sie ihre Weiber, Kinder, Greise und genugsam Lebensmittel auf die Wagen, nahmen Abschied von der Heimath, verbrannten ihre Städte und Dörfer, und ein Volk von etwa 368,000 Köpfen, darunter etwa der vierte Theil bewaffnete Männer waren, zog über das Juragebirg nach Gallien. Da kam großer Schrecken über die gallischen Völker, und sie riefen die Römer um Hülfe an. Alsobald kam ein

berühmter Kriegsheld der Römer, Julius Cäsar; derselbe bezwang die Helvetier in einer großen Schlacht, erschlug ihrer viele tausende, und zwang die Ueberbliebenen, etwa 13,000 Seelen, wieder zurückzuziehen in das Land ihrer Väter. Vorher schien ihnen die Schweiz zu rauh und ihr Land zu enge, jetzt waren sie froh der alten Wohnsitze und hatten genugsam Raum; vorher waren sie frei und von ihren Nachbarn gefürchtet, jetzt wurden sie den Römern unterthan und niemand fürchtete sich mehr vor dem kleinen Volk der Helvetier.

Denen in Rhätien gieng es nicht besser. Von Zeit zu Zeit fielen sie, wie wir oben erzählt haben, aus ihrem Gebirg in die Gegenden von Oberitalien und eilten jedesmal mit Raub beladen zurück, wenn Römerheere gegen sie zu Feld zogen. Mehrmals wurden sie von den Römern ereilt und wacker geschlagen, aber damit ward nicht gründlich geholfen. Deshalb beschloß der römische Kaiser Augustus, etwa 15 Jahre vor Christi Geburt, zwei Kriegsheere in die Thäler und Gebirge von Rhätien zu senden, um diese gefährlichen und schädlichen Nachbarn für immer gehorsam zu machen. Also schickte der Kaiser seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius mit vielem Kriegsvolk gegen die Rhätier und ihre Bundesgenossen.

Tiberius kam über den Jura her durch Helvetien und bezwang die Freunde und Nachbarn der Rhätier, nemlich die Vindelicier, welche am Lech und Bodensee wohnten. Drusus aber gieng auf die Rhätier selbst los; mit großem Kriegsheere zog er durchs Gebirg im südlichen Tirol und bezwang ein Thal nach dem andern, drang immer weiter vorwärts und kam in das jetzige

Bündnerland, wo die wildesten und tapfersten Stämme wohnten — die Rukantier und Curwantier. Hier kämpften in blutigen Schlachten wider einander die Römer und Rhätier, aber die Römer hatten bessere Waffen und Kriegsordnung und trugen deshalb den Sieg davon. Gleichwohl stritten die Rhätier wie Männer, welche den Tod nicht fürchten, und selbst die Weiber sollen Theil genommen haben am Kampf. Diese warfen mit Spießen und Steinen auf den Feind, sprachen den Männern Muth zu, und schleuderten zuletzt ihre Kindlein in die Lanzen und Schwerter der Römer, damit sie nicht für die Knechtschaft beim Leben erhalten würden.

Aber die Rhätier wurden bezwungen, und wer den Kampf überlebte, mußte dem Sieger sich unterwerfen. Das wollten sie aber nicht gutwillig thun; da nahmen die Römer viele der Halsstarrigen und versetzten sie in weit entfernte Gegenden. Derselben ein großer Theil grämte sich in der Fremde so stark, daß sie sich selbst ums Leben brachten. In Rhätien selbst errichteten die Römer feste Burgen und legten Besatzung dahin, bauten Heerstraßen und setzten einen Landpfleger über die bezwungenen Völker. Die Jünglinge mußten mit den Römern in fremde Länder ziehen als Kriegsleute, die andern zahlten Steuern und gehorchten dem Kaiser Augustus, der sie, wie alle seine Unterthanen, streng aber nicht grausam behandelte.

Zur Zeit also, wo Christus unser Heiland auf Erden erschien, dienten die Helvetier und Rhätier dem gewaltigen Kaiser der Römer, weil sie nicht den Spruch befolgt hatten: „bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

4. Die deutschen Völker und das Christenthum im alten Schweizerlande.

Die Herrschaft der Römer im Schweizerland dauerte etwa vierhundert Jahre. In dieser Zeit wurden viele Straßen, Tempel, Burgen und Städte gebaut, aber die Zahl der Einwohner minderte sich von einem Jahrhundert zum andern, denn die Römer hatten immerfort Krieg und führten die Völker dieser Länder in den Streit nach weitentfernten Gegenden. Also wurden viele Thäler und Landschaften in Helvetien und Rhätien fast ganz menschenleer, so daß wiederum die Wölfe und andere wilde Thiere überhand nahmen und ohne Furcht in großer Zahl durchs Land streiften.

Zu den wilden Thieren kam ein anderer Feind, welcher das Land verheerte, das waren die räuberischen Völker im benachbarten Deutschland. Unter diesen waren am wildesten die Alemannen, welche im heutigen Schwaben zu Hause waren. Es war ein herumziehendes Hirtenvolk, roh in Sitten, ohne Eigenthum, heidnisch und von Raub lebend. Diese machten häufig Einfälle in das Land der Rhätier, zerstörten die Städte der Römer und die Dörfer des Landvolks. Endlich ließen sie sich selbst in diesen Gegenden nieder und mischten sich mit den alten Einwohnern des rhätischen Landes.

In die westliche Schweiz kam ein anderes deutsches Volk — die Burgundionen. Sie waren mild und friedlich, hatten sich zum Evangelium bekannt, suchten neues Wohnland in den Gegenden zwischen der Reuß, der Rhone und dem Juragebirge, und ließen sich daselbst nieder. Und so wurde der größte Theil des Schweizerlands aufs neue bevölkert. Nicht gar lange Zeit waren die Alemannen und Burgundionen Herrn dieser

Gegenden: da kamen die Franken, ein streitbares und siegreiches deutsches Volk, und unterwarf sich alle Länder und Völker im Schweizerland. Wohin sie kamen, sezten sie Richter und Vorsteher ein, bauten Höfe und Burgen, begünstigten den Feldbau und der mächtige Herrscher des weiten Frankenreichs, Carl der Große, machte so viele nützliche Einrichtungen in Helvetien und Rhätien, daß überall Ruhe und Ordnung gestiftet, die Wildnisse ausgerottet, die wilden Thiere verjagt, Städte, Kirchen und Bisthümer hergestellt wurden.

Wir müßen aber jetzt erzählen, wie die christliche Lehre zu diesen Alpenvölkern gebracht wurde.

In der Vorzeit waren die Helvetier und Rhätier sämmtlich Heiden, welche von dem alleinigen Gott nicht viel wußten; aber Götzendiener sollen sie nicht gewesen seyn. Man sagt, sie haben Sonne und Mond verehrt, und auf hohen Bergen der Gottheit bisweilen Gebete und Opfer dargebracht. Nach einer alten Sage, hätten die uralten Rhätier auf dem Julierberg und dem Lukmanier, die Helvetier auf dem Gotthard und großen Bernhardsberg solche Sonnenfeste gefeiert und bei Aufgang der Sonne einen Eber und einen Hahn geschlachtet. Zur Zeit der Römerherrschaft kam die römische Götzendienerei auch zu diesen Völkern, bald aber auch die Lehre und der Glauben an den, welcher ist das Heil und das Leben. Römische Kriegsleute aus christlichen Ländern haben wahrscheinlich zuerst die Kunde der Heilslehre zu den Helvetiern und Rhätiern gebracht, oder auch Helvetier und Rhätier kamen auf ihren Kriegszügen nach Italien, Griechenland und andern Ländern, wo das Christenthum schon blühte; von dorther brachten sie dann die Lehre des Evangeliums in ihre Heimath zurück.

Nach und nach erschienen auch Glaubensboten, nemlich fromme Christen, welche zu den heidnischen Völkern wanderten, um das Evangelium zu predigen und die Heiden zu taufen. In den alten Legenden oder den Lebensbeschreibungen heiliger Männer wird erzählt: der heil. Beatus, ein Schüler des Apostels Paulus, habe zuerst in Helvetien die Heiden bekehrt und deshalb viele Verfolgungen ausgestanden. Nach Rhätien soll der heil. Luzius aus Britannien gekommen seyn in Begleitung seiner Schwester Emerita, und bei Chur und Trimmis das Christenthum gepredigt haben. Nach der Sage wurden beide deshalb hingerichtet, aber ihre Lehre hatte Wurzel gefaßt und breitete sich in Rhätien aus. Im Bergell hat der heil. Gaudentius zuerst das Wort vom Gekreuzigten verkündet und eine christliche Gemeinde gestiftet. So haben viele Glaubensboten hie und dort den Grund zum Christenthum gelegt. Denn ähnliches wird erzählt von St. Victor und Ursus, welche zu Solothurn, — von der heil. Verena, welche zu Zurzach, — von Felix und Regula, welche zu Zürich — die Heiden zum Christenthum geführt haben.

Diese und andere fromme Männer verbreiteten die christliche Lehre, unterrichteten das ungebildete Volk im Ackerbau und bauten selbst den Acker, stifteten Kirchen und Klöster, und reuteten den Wald aus; machten aus Wildnissen freundliche, bewohnte Gegenden.

Unter diesen Wohlthätern zeichnete sich ganz besonders aus der heil. Fridolin, ein irländischer Königssohn, und der heil. Columban mit seinen Schülern Gallus und Siegbert. Letztere waren fromme schottische Priester, welche in Frankreich ein Kloster gestiftet hatten und nach der Schweiz gekommen waren, um daselbst Viele für Christum zu gewinnen. Wo sie im

Alpenland auf heidnische Tempel stießen, wie am Zürchersee und bei Bregenz, warfen sie die Götzenbilder in das Wasser, legten Feuer an den Tempel, und wollten dem Volke predigen von dem alleinigen Gott und Christo dem Heiland. Aber die Heiden wollten das nicht und vertrieben die frommen Männer; da zog Columban über das Gebirg nach Italien, und nur Gallus und Siegbert blieben zurück. Von diesen Männern wird Folgendes erzählt.

Fridolin, der Sohn eines Königs in Irland, fuhr über Meer nach Gallien und wanderte auch nach dem alten Schweizerlande, um Christum zu predigen. Als er an den Ort kam, wo jetzt das Städtchen Seckingen am Rhein und am Fuße des Schwarzwaldes liegt, und sich dort ansiedeln wollte, gestatteten es die Einwohner nicht. Da gab ihm der König der Franken diese Gegend zum Eigenthum. Nun richtete er ein Kloster ein für Frauenspersonen, und lehrte und predigte dort bis an das Ende seiner Tage.

Fromme Leute beschenkten den heiligen Mann. Unter diesen waren die kinderlosen Brüder Urso und Landulph, zwei edle Herrn im Lande Glarus. Daselbst baute er eine Kirche und verbreitete das Wort des Herrn, und sowohl in Glarus als bis nach Rhätien wurde dieses Wort gehört und Tausende bekehrten sich.

Eine andere Legende erzählt aus dem Leben dieses Fridolins folgende Geschichte: Urso hatte dem frommen Fridolin seinen Antheil am Lande Glarus geschenkt, aber nach dem Tode des Gebers wollte Landulph, sein Bruder, diese Schenkung nicht anerkennen. Er verklagte deshalb den Fridolin bei dem Grafen, der in Kaisers Namen über alle Streitigkeiten zu Gericht saß. Fridolin sollte Zeugen bringen, um die Gültigkeit der Schenkung

zu beweisen. Ich will sie bringen, sagte er, und gieng an das Grab des Urso und rief laut vor der versammelten Menge: Im Namen des Gottes, der über Todte und Lebendige herrschet, stehe auf Urso, und zeuge für deine Schenkung! Und wunderbar, das Todtengerippe erstand und gieng mit bis vor das Gericht. Und es trat vor den Bruder Landulph und sagte: Warum störest du meine selige Ruhe und beraubest mich des Gnadenlohns für meine Schenkung, die ich zur Ehre Gottes gemacht? Da erschrack Landulph, und ließ nicht nur des Bruders Erbtheil dem Gotteshause, sondern fügte auch noch das seinige hinzu. Darum führen die Glarner in ihrem Landeswappen das Bild Sankt Fridolins.

Eben so wichtig wurde der heilige Gallus für die östlichen Schweizergegenden. Wo jetzt die Stadt St. Gallen und rings umher viele Dörfer, Aecker und Wiesen liegen, da war in alter Zeit nichts als Wald und viele wilde Thiere darin. Einst gieng Gallus durch diesen Wald und fiel in die Dornen; er hielt dies für ein Zeichen, daß er hier bleiben solle und seine Hütte bauen. Indem er sein Mittagsbrot an dieser Stelle verzehrte, kamen Bären auf ihn zu, und er theilte sein Brod mit ihnen. Hierauf weihete er die Stätte durch Fasten und Gebet, und bezeichnete dieselbe mit einem Kreuze, das er aus einer Haselstaude gemacht hatte. Sodann gieng er nach Arbon zurück und holte seinen Freund Mang, und diese beide zogen in die Wildniß zur bezeichneten Stelle, hieben die Bäume um, rotteten das Gesträuch aus, bauten eine Hütte, legten einen Krautgarten an, weideten eine kleine Herde, trieben Fischfang, schossen Gewild, und wohnten daselbst in Gebet und Arbeit.

Das fromme Leben dieser Einsiedler gefiel den Leuten der Umgegend und der König schenkte dem Gallus und seinen Gefährten das Land. Bald sah man viele Aecker, ein Bethaus und mehrere Hütten, wo früher nur wilde Thiere sich aufgehalten hatten. Auch die Zahl der Einsiedler mehrte sich, um sie herum sammelte sich viel Volks und wohnte daselbst, Aber Gallus und seine Schüler durchwanderten auch die Umgegend, lehrten und predigten, und der Ruf dieses wohlthätigen Mannes und seines gottesfürchtigen Wandels machte ihm alle Herzen geneigt, — und also wirkte er sechs und zwanzig Jahre lang an dieser Stelle und erreichte ein Alter von neunzig Jahren.

Beten und arbeiten war das Hauptgeschäft des Gallus und seiner Schüler. Der Wohnsitz beim Kloster erhielt den Namen Sankt Gallen, und also wurde diese Gegend angebaut, das Kloster und die Stadt dieses Namens gestiftet, das Christenthum verbreitet, die wilden Einwohner des Landes in Gotteswort, Handarbeit, Ackerbau und Gewerben unterrichtet.

Der andere Schüler Columbans war der heil. Siegbert. Als dieser mit seinem Lehrer durch Rhätien zog, fand er die Leute am Vorderrhein so wild und arm, daß er sich ihrer erbarmte. Er blieb also im jetzigen Oberland, in der Gegend von Truns, und bekehrte daselbst einen reichen Mann, Placidus, der ihm große Güter schenkte und in jenen Wildnissen ein Kloster erbauen half, welches den Namen Disentis erhielt. Diese Gründung geschah im Jahr 614 nach Christi Geburt. Auch dieses Kloster wurde bald der Sammelplatz frommer Männer, welche das Volk umher in der christlichen Lehre, im Ackerbau und andern nützlichen Kenntnissen unterrichteten. Und viele aus dem Volk

bauten sich Wohnungen beim Kloster und gaben dadurch Ursprung dem Dorfe Disentis. Der Vorsteher dieser Gegend, der bekehrte Placidus, wurde selbst ein Klosterbruder und starb durch Mörderhand; aber Sigisbert war viele Jahre lang Abt des Klosters und wirkte als ein Wohlthäter in diesen Gegenden.

Durch solche Männer wurde das Christenthum in der östlichen und westlichen Schweiz ausgebreitet; in den Städten erhoben sich Kirchen, und Bischöfe standen an der Spitze der Geistlichkeit. Die Klöster wurden meistens in Wildnissen gestiftet und ihre Bewohner waren thätig zum Anbau des Landes, und gaben sowohl Städten als Dörfern Ursprung und Namen. Denn auf gleiche Weise, wie St. Gallen, entstanden Zürich und Luzern; zuerst war eine Kirche und ein Kloster daselbst, nachher schlugen viele Menschen ihre Wohnungen dort auf, und nach und nach sind große Städte daraus erwachsen. — So kam es, daß zur Zeit Carls des Großen, etwa ums Jahr 800 nach Christi Geburt, die ganze Bevölkerung der Schweiz zur Lehre des Heils sich bekehrt hatte.

5. Die Zeit Carls des Großen.

Kaiser Carl der Große war ein gewaltiger Fürst über Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz. In seinem weiten Reiche suchte er Ordnung und Gesetz herzustellen, und war Tag und Nacht wachsam und thätig, um durch Stiftung von Kirchen und Schulen die Völker besser und geschickter zu machen.

Für die Schweiz war er insbesondere ein Wohlthäter. Durch seine Bemühungen wurde am Genfersee, bei Zürich und im Thurgau der Weinbau befördert; der

Ackerbau und die Obstzucht nahmen zu, die Wildnisse verschwanden immer mehr; Wiesen, Aecker, Gärten und Dorfschaften mehrten sich. Das Land blühte auf und das Volk wurde gesitteter. Aber es wurde auch besser, denn Carl baute Kirchen und Klöster, und gab ihnen reiche Einkünfte, befahl aber auch den Geistlichen und Mönchen, das Volk in Gewerben und im Worte Gottes zu unterrichten.

Das Volk wohnte damals meistens auf zerstreuten Höfen; wenn über Landessachen berathen werden sollte, erschienen die freien Männer, jeder mit seinen Waffen, bei der Volksversammlung, und wer an Grund und Boden sieben Schuh hinter sich und vor sich besaß, gab seine Stimme. Ueber das Volk setzte er Grafen und Richter. Ueber das Thurgau herrschte in Kaisers Namen der Graf von Kiburg, über das Aargau die Grafen von Lenzburg; am Zürchersee waren angesehene Herrn die Grafen von Rapperschweil; in Rhätien verwalteten das Recht die Grafen von Churwalchen. Zu Zürich baute Carl das große Münster, St. Gallen bereicherte er, im Münsterthal in Rhätien soll er das Kloster gegründet haben.

Zu der Zeit lebte in der Wildniß des Ezels ein frommer Einsiedler, Graf Meinrad von Hohenzollern. Er diente unter beständigem Fasten und Beten seinem Gott viele Jahre lang; Räuber erschlugen ihn, weil sie bei ihm Schätze zu finden glaubten. Der Ort, wo Meinrad gelebt hatte, wurde verehrt, nachher die St. Meinradszelle oder das Kloster Einsiedlen daselbst erbaut, das bis auf die spätesten Zeiten als Wallfahrtsort großen Ruhm erlangte.

Damals war das Kloster St. Gallen besonders berühmt durch seine gute Schulen. Ein Mönch dieses

Klosters soll zu St. Gallen die erste Glocke gegossen haben, welche diesseits der Alpen gefunden wurde. Hierüber lesen wir folgende Geschichte. Einst ritt Kaiser Carl gegen Abend durch die Waldungen dieser Gegend, plötzlich hörte er zu seiner Verwunderung das Läuten einer Glocke; er hielt still und horchte auf die lieblichen Töne, welche durch den Wald drangen. Da kam ein Mönch des Weges, ihn fragte der Kaiser: „woher und wozu dieser Klang, den ich in diesen rauhen Gegenden noch niemals vernommen habe?“ Der Mönch trat vor den Kaiser und sprach: „Damit der verirrte Wandrer sich wieder zurecht finde, tönt diese Glocke; aber sie versammelt auch alle Klosterbrüder zum Gebet und ruft dem Volke um das Kloster herum zu: betet, nachdem ihr gearbeitet, danket Gott und gehet zur Ruhe.“ Da stieg der fromme Kaiser vom Pferde, läßt vom Mönche sein Roß halten, knieet nieder und betet. Darauf reitet er fröhlich zum Kloster, und will den Mann kennen lernen, der diese Glocke gegossen habe. Es erschien der Mönch Tancho, dem gab der Kaiser einen Centner Silber, um eine noch schönere Glocke zu gießen. Tancho versprachs. Er erwog des Kaisers Gunst und Zorn, er gedachte der Ehre seiner Kunst, aber mächtiger war die Verführung der Habsucht. Er legte fast alles Silber für sich bei Seite, und goß die Glocke aus Kupfer und Zinn. Aber dem Betrug folgte die Strafe. Als die Glocke zum erstenmal geläutet wurde, stand der Mönch unter den vier Pfählen, welche die Glocke trugen, denn Thürme hatte man damals noch nicht bei den Kirchen; plötzlich riß sich der Schlägel oder Haller los, und erschlug den unredlichen Tancho auf der Stelle.

Zu der Zeit wurde Rhätien gewöhnlich Churwalchen genannt; dasselbe regierte ein Graf, der war Vor-

steher des Landes in allen weltlichen Dingen; die Kirchensachen hatte der Bischof von Chur zu besorgen. Die Grafen und Vorsteher über Rhätien stammten bei zweihundert Jahre lang aus der Familie des Grafen Victor, der im Domleschg bei Thusis große Güter und Waldungen besaß, und der viele Einwohner in seinem Schutz und Schirm hatte. Einer seiner Nachkommen, Victor der Zweite, baute das Kloster Kazis, und der letzte dieses Geschlechts war Bischof Tello, welcher die Domkirche auf dem Hof bei Chur erbaut haben soll. Bevor er starb, vermachte er viele Höfe und Güter dem Kloster Disentis, und schenkte auch dazu die Leute, welche auf den Gütern wohnten, denn damals gab es Leute, die nannte man leibeigen, die waren nicht frei, hatten keine Stimme in der Landsgemeinde, sondern gehörten einem Herrn wie geborene Knechte.

Schon damals sollen auch Edelherrn aus Schwaben und Frankenland in Rhätien sich niedergelassen und einen Theil der Ritterburgen gebaut haben, deren Trümmer noch jetzt von den Höhen in das Thal herabschauen. Viele freie Männer gaben sich und ihre Güter in den Schirm dieser Herrn, denn es waren kriegerische und oft schlimme Zeiten, wo der schwache Hausvater sich manchmal nicht allein schützen konnte. Die Edelherrn aber schützten ihre Unterthanen und Schirmleute gegen andere gewaltthätige Herrn, dafür mußten die Beschirmten dem Herrn allerlei Dienste thun; sie zogen mit ihm in den Krieg, gaben ihm Geschenke und Zins. Diejenigen, welche sich dem Bischof oder dem Abte von Disentis in Schirm gaben, oder deren Unterthanen waren, nannte man damals Gotteshausleute.

Nachdem Carl der Große längst gestorben war, herrschte in Rhätien der mächtige Graf Adelbert. Dem

wollte ein andrer Graf, namens Ruprecht die Herrschaft streitig machen. Jeder sammelte ein großes Kriegsheer und sie zogen wider einander zu Feld; bei Zizers trafen sie sich und Adelbert war Sieger in der Schlacht; Ruprecht wollte fliehen, aber es verließen ihn seine Kräfte, er stürzte vom Pferde und starb. Da bezeigte sich Adelbert edelmüthig gegen den gefallenen Feind, er ließ den Leichnam auf einer Bahre nach Lindau tragen und ihn daselbst mit allen Ehren in seine eigene Familiengruft begraben.

6. Die Zeiten des Raub- und Faustwesens.

So lange Carl der Große mit starkem Arm über das große Frankenreich herrschte, waren Gesetz und Recht in Ehren, denn überall wachten Grafen und Bischöfe über den Guten und bestraften die Uebelthäter und die Gewaltigen, welche auf ihre Stärke und Waffen vertrauend, das Volk unterdrücken, die Schwachen zu Knechtsdiensten und Leibeigenschaft unterwerfen wollten.

Sein Sohn und dessen Söhne aber waren schwache Regenten, die nicht den Geist des großen Carls, nicht den starken Willen für Recht und Ordnung, nicht das Ansehen hatten, auf die Weise für das Wohl der Länder zu sorgen, wie Carl es gethan hatte. Deßhalb mißbrauchten die Grafen, Freiherrn und Ritter, die Bischöfe und Aebte ihre Gewalt oder gebrauchten sie zu wenig, so daß allenthalben Unordnung und Gesetzlosigkeit überhand nahmen. Der letzte Nachkomme Carls war Ludwig das Kind ums Jahr 900; bei ihm erwieß sich so recht deutlich die Wahrheit des biblischen Spruches: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist.“

Von der Zeit an war im ganzen Reiche, besonders in Rhätien, alle Zucht und Gesetzlichkeit verfallen; der Starke trotzte mit seinen Waffen, der gemeine Mann mußte Unrecht und Gewalt ertragen, und fand für seine Klagen keinen Richter und keine Hülfe. Rhätien war besonders unglücklich, denn der König bekümmerte sich wenig um dieses arme Bergland und überließ seinen Grafen oder dem Bischof das Regiment in diesen Gegenden. Zwar sollte der Herzog von Schwaben auch über Rhätien wachen und Gerechtigkeit pflegen, aber diese Herrn beschäftigten sich meistentheils mit Krieg und Jagd, und ließen ihre Untergebene nach Belieben handeln, und so gieng es größtentheils schlecht. Diese Zeit nennt man auch die Periode des Raub- und Faustwesens, weil derjenige herrschte und befahl, wer die stärkste Faust hatte, und das für Recht erklärte, was er mit seiner Faust erzwingen konnte.

Um das Unglück voll zu machen, kamen noch barbarische Feinde aus ganz entfernten Gegenden, und verwüsteten das Land durch Raub, Brand und Mord. Von Osten her schwärmten damals die rohen und räuberischen Ungarn oder Madscharen, welche Ackerbau und bürgerliche Geschäfte verachtend, nur auf Raub und Krieg auszogen, die Länder zu Wüsteneien umwandelten, die Klöster, Kirchen und Städte plünderten, und so unmenschlich hausten, daß sie sogar das Blut der Erschlagenen getrunken und deren Fleisch verzehrt haben sollen.

Ungefähr um die gleiche Zeit kamen von Italien her andere Räuberschaaren, die Sarazenen, und vermehrten das Elend und Unglück. Diese räuberischen Horden setzten sich in den Gebirgspässen fest, nahmen Burgen ein oder bauten solche, und plünderten alle Thäler und Dörfer weit und breit in Rhätien und bis nach St. Gallen

rein aus. Von diesen Feinden wurden dem Bisthum Chur und der Abtei Disentis tiefe Wunden geschlagen, Kriegsdrang und Plünderung brachten das Volk und die geistlichen Herrn in Armuth und Hülflosigkeit. Das wollten die deutschen Könige und Kaiser wieder gut machen und schenkten dem Bischof von Chur allerlei Rechtsame, Einkünfte und Freiheiten, so daß der Bischof gräfliche Gewalt erhielt und viel zu sagen hatte in weltlichen wie in geistlichen Dingen. Denn von nun an war der Bischof ein angesehener und mächtiger Herr, der über die Stadt Chur, über Zoll, Münz und Gerichtsbarkeit im Bergell, in Cläven, und über Schiffahrt auf dem Wallenstadter See allerlei Rechte ausübte. Nicht gar lange nachher starben auch die Grafen von Chur aus, welche oberhalb der Lanquart bis Disentis hinauf in Kaisers Namen regierten; der letzte dieser Grafen hatte viele Güter und Gerechtsame bei Schiers im vordern Prättigau, diese vermachte er durch ein Testament den Domherrn zu Chur. Diese Güter sammt den Leuten, so darauf wohnten, machten ein eigenes Gericht aus, welches man das Kapitelgericht nannte, daher noch lange Zeit nachher von einem eilften Gerichte die Rede war.

So mildthätig die geistlichen Herrn über Land und Volk regierten, so wild und rauh war das Leben vieler Ritter und Freiherrn, welche auf ihren Burgen und in ihren Kriegszügen nicht Land und Leute schonten, sondern von ihren Felsensitzen wie Raubvögel über Thal und Gebirg umherschauten, um zu Raub und Plünderung auf wild schäumenden Rossen herabzustürzen. Solcher Raubburgen und Zwingherrnschlösser waren damals eine große Menge, und noch jetzt zählt man gegen 160 Burgen, die meist in Trümmern als Denkmale

jener eisernen Zeit auf den Anhöhen oder im Thalgrunde uns an jene Periode des Faustwesens erinnern. Oede Stille herrscht nun auf jenen Burgtrümmern, nur Eulen oder Sperber suchen dort Zuflucht; einst war daselbst Prunk und Wohlleben, reiche adeliche Geschlechter, große Kriegshelden, schöne Burgfräulein, Tanz und Spiel, eine wohlbesetzte Tafel und volle Becher, muntre Sänger und Harfenschläger, eine große Schaar von Knappen und Knechten — alle diese belebten die Burgen und machten diese Felsensitze zu lustigen Wohnstätten. Wo sind sie hingegangen, diese Ritterherrn? Wer hat hier wild gehaust und dort fröhlich gelebt? Wer erzählt uns vom Leben und Thun dieser Burgherrn? Darüber erzählt uns die Geschichte nur Bruchstücke, von den meisten Schlössern wissen wir kaum noch die Namen; die Zeit hat an den festen Mauern und Thürmen genagt, und die Namen der stolzen Besitzer sind größtentheils vergessen. So verschwindet der Glanz des Menschen, so brechen die stärksten Burgen, und jene Trümmer sprechen, gleichsam als Leichensteine zu uns: Wanderer, stehe still, ich mahne dich an die Vergänglichkeit alles Irdischen! Aber sie rufen auch ein erfreuliches Wort: Sey frei und freue dich deiner Freiheit; einst waren Gesetz und Recht ohnmächtig, aber die Willkühr des Zwingherrn stark und furchtbar. Deine Voreltern haben dir Freiheit errungen, du sollst sie behaupten; wahre Freiheit blüht nur, wenn Ordnung, Recht und Gesetz blühen!

Aus jener Zeit sind uns eine Anzahl Namen von großen Freiherrn und Rittern aufbewahrt worden. Unter denen waren einige angesehene Herrscher über Land und Volk, wie die Freiherrn von Vaz, von Rhäzüns, von Belmont, von Sax-Misocco, die Grafen von

Werdenberg, Montfort, Pfullendorf und andere. Weniger mächtig und reich waren die Herrn von Mätsch, Aspermont, Taraſp, Haldenſtein, Lichtenſtein, Ruchenberg, Realt, Juwalta, Marmels, Schauenſtein, Bärenburg, Straßberg und eine Menge kleinerer Ritter und Herrn. Faſt auf jedem Schloſſe war der Sitz eines adelichen Geſchlechts; viele dieſer Herrn aber haben ſich nicht durch merkwürdige Thaten ausgezeichnet, viele ſind ſchon ſo frühe ausgeſtorben oder verarmt, daß die Geſchichte ihre Namen und Thaten übergangen hat.

Von manchen dieſer Burgherrn ſind uns nur Sagen übrig geblieben. Wir erzählen hier einige wenige, welche uns ein Bild geben können vom Leben und Treiben jener Raubritter.

In jener ehernen Zeit, wo Rauben und Plündern den Rittersmann nicht verunehrten, wo es vielmehr zum Geſchäft vieler Burgherrn gehörte, über den einſamen Wandrer auf der Straße herzufallen, Gotteshäuſer zu erſtürmen, Viehherden und Waaren wegzuſchleppen, jeden Reiſenden, Juden oder Chriſten, Geiſtliche, Edeldamen und Nonnen gefangen zu nehmen: ſtand bei Waltensburg im Oberlande die geräumige Burg des Ritters Jörg von Jörgenberg. Dieſer Ritter war ein tapfrer Kriegsmann und hatte viele Knappen und Knechte; aber er war auch der Schrecken der ganzen Gegend, deſſen Herz ſo hart und eiſern ſchien, wie der Panzer, welcher ſeine Bruſt umgab. Wenn er mit ſeinen Knechten und Genoſſen zu Thal fuhr, ſo zitterte der Hirt auf dem Felde, es floh der Landmann in ſeine Hütte, der wandernde Kaufmann und wer ſonſt durch dieſe Gegenden zog, ſuchte vor dem geſtrengen Ritter ſich und ſeine Habe zu retten. Was dann die wilde

Schaar eroberte und raubte, wurde auf der Burg in Saus und Braus verpraßt, und neuer Vorrath vom Landvolke erpreßt, wenn Scheune und Keller leer waren. Deshalb war Ritter Jörg allem Volke verhaßt und jeder wackre Mann hätte gern die Gegend von diesem Raubhelden befreit, wenn nicht alle seine Kraft und Tapferkeit gefürchtet hätten.

Ganz anders war die Gemahlin dieses Zwingherrn, sie war wie eine Taube unter den Habichten. Freundlich und fromm lebte sie still auf ihrer Burg und sah mit Thränen und Seufzen die Gewaltthaten ihres Herrn; oft bat sie um Schonung der Landleute, oft um Befreiung der Gefangenen, und manchmal wurde auch ihre Bitte erhört. Aber noch viel mehr Gutes that sie im Stillen; sie brachte dem Gefangenen Nahrung und Trost, sie gab den Landleuten von ihrem Ueberfluß, sie beschenkte die Armen und sendete dem Kloster oder der Kirche von ihrem eigenen Schmuck, damit die Diener Gottes mit ihr im Gebet vereinigt zum Himmel die Bitte richteten, der Herr möchte das Herz ihres Gemahls vom bösen Wandel zu guten Werken wenden. Daher wurde von allem Volke die Burgfrau geliebt und geehrt, der Ritter aber gefürchtet und verabscheut.

Lange Zeit trieb Ritter Jörg sein wildes Raubleben ungestört fort; endlich war das Maß seiner Gewaltthaten voll. Die Edlen und das gemeine Volk der Umgegend wurde zuletzt einig, Gut und Blut daran zu setzen, diesen Räuber aus seinem Felsennest zu jagen und die Burg niederzureißen. An dem bestimmten Tage riefen die Sturmglocken in Berg und Thal alles Volk zu den Waffen: Jung und Alt zog ergrimmt wider Jörgenberg zu Felde, stürmten gegen die Burg und erstiegen die ersten Ringmauern. Da erschien plötzlich die Edeldame

auf der Mauer und schwenkte ein weißes Tuch, zum Zeichen, daß sie den Frieden begehre. Sie bat um Gnade für die Burg, ihren Ritter und seine Knappen; aber das Volk wollte nicht Gnade geben, sondern sprach: „Er will nur aus dieser Noth entrinnen, bald wird er zwiefach Rache an uns nehmen, fern sey daher Gnade und Vergebung für den Zwingherrn und seine Raubknechte. Euch aber, edle Frau, wollen wir freien Abzug gestatten, denn Ihr habt immer wie ein Engel des Friedens zu uns gesprochen und habt keinen Theil an unsrer Plage. Ziehet ab und nehmet Eure besten Schätze mit.“ So sprach das Volk und hielt einige Zeit mit dem Angriff auf das Innere der Burg inne; da erschien die Burgfrau und hinter ihr folgte ein Diener, der einen großen Sack auf seiner Schulter trug, er gieng gebeugt, wie unter einer schweren Last. Da merkten die Anführer und auch Mancher aus dem Volk, daß Ritter Jörg in dem Sack versteckt sey, und daß die Burgfrau in der Rettung ihres Gemahls ihre Schätze zu retten glaube. Gerührt trat einer der Anführer zu der bebenden Frau und sprach: „Ihr habt schwer geladen, verzeihe uns Gott, wenn wir um Euretwillen die Last, welche der Diener trägt, nicht weiter untersuchen; doch eilet von dannen, damit nicht unser gerechter Zorn Meister werde über unsre bessern Gefühle!“ Mit diesen Worten führte er sie durch die Haufen des Volks hindurch, und der Ritter verdankte seine Rettung dem Edelmuth seiner Feinde. Die Burg wurde erobert, und als Viele vom Volke den Ritter weder unter den Todten noch Gefangenen fanden, verwunderten sie sich, aber der Anführer sprach: „Er ist entronnen und unsre Hände bleiben frei von Racheblut; Gott ist Richter im Himmel und auf Erden, er wirds vergelten!“

Gegen einen so kriegslustigen Adel hatte der Bischof von Chur, so wie die Aebte von Disentis und Pfeffers einen schweren Stand; auch sie mußten weltliche und geistliche Gewalt anwenden, um ihre Gotteshausleute und Schirmbefohlene zu schützen und zu vertheidigen.

Die Reihe der Bischöfe vom heil. Asimo an, welcher ums Jahr 150 erster Vorsteher des Bisthums war, bis auf Carl Rudolph, der seit 1794 bis auf unsre Tage den Hirtenstab über die Rhätisch-katholische Kirche führte, zählt uns 86 Männer auf, von denen Viele sich um unser Vaterland in weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten sehr verdient gemacht haben. Viele suchten durch ein christlich-frommes Leben vorzuleuchten als Muster treuer Hirten und als wahre Nachfolger Christi; andere erwarben sich Verdienste um Bünden durch Ausbreitung des Evangeliums, durch Verdrängung des Heidenthums und der Barbarei, durch Stiftung von Kirchen, Klöstern und Schulen; wieder andere waren thätig zu besserm Anbau des Landes, zu Anlegung von Straßen, Dörfern und Höfen; noch andere bauten Schlösser und Burgen zum Schutz des Volks gegen die Gewaltthaten der Raubritter, und viele haben sich in anderer Hinsicht um Land und Volk guten Namen und Ruhm erworben. Es gab jedoch auch im Mittelalter manche Bischöfe, welche selbst gewaltthätige Herrn waren, und am Kriegsleben und andern weltlichen Dingen mehr Antheil nahmen, als löblich und gut war; aber deren war doch keine große Anzahl. Wieder andere haben wenig gethan für bessere Bildung des Volks, für Freiheit und Kirchenverbesserung, ja einige haben alle Kraft angewendet, die Kirchenverbesserung zurück zu halten und die reformirte Kirche zu unterdrücken, aber ihre Bemühungen waren meist vergeblich. Wir wollen

sie darum weder richten noch verdammen; denn gewiß haben viele derselben geglaubt, in diesem Widerstreben ihre Pflicht zu erfüllen, und das Urtheil darüber steht nur Gott zu, der die Herzen kennet und vor dem nichts verborgen ist; er wird einen Jeden richten nach seinen Werken und vergelten nach Verdienst. —

Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts verwaltete das Bisthum ein wackerer Mann, Bischof Conrad von Biberach, welcher im Jahr 1139 das Oberengadin von den Grafen von Camertingen kaufte und denen Herrn von Planta die Verwaltung dieses Landes übertrug. Derselbe suchte auch für die Bildung der Geistlichkeit und des Volks zu sorgen; deshalb rief er in das Kloster St. Luci bei Chur Mönche vom Prämonstratenserorden, welche sich die Aufgabe gestellt hatten, unter dem Volke strenge Sitten und durch Unterricht im Worte Gottes ein wahrhaft christliches Leben zu pflanzen. Sein Nachfolger, der heil. Adelgott, gab dem Frauenkloster Kazis Schwestern vom Augustinerorden, und wirkte so thätig und glücklich, daß ein alter Schriftsteller von ihm sagen konnte: „Unter seiner Verwaltung gieng eine neue Sonne über Rhätien auf.“ — Besonders zeichnete er sich aus durch Schenkungen an Kirchen und Klöster, und war ein Vater der Armen; er pflegte zu sagen im Sinne der heil. Schrift: „So wie Wasser das Feuer löscht, so tilgt christliche Wohlthätigkeit unsre Sündenlast.“ —

Die Nachfolger des heiligen Adelgott wußten ihre Freunde und Unterthanen, sich selbst und ihre Güter nicht besser zu schirmen, als daß auch sie feste Burgen erbauten und mit bewaffneten Kriegsmännern besetzten. Diese Kriegsleute begleiteten die Wandrer und verjagten die Raubritter, welche aus allem Gebüsch herausfielen

und die Straße unsicher machten. Um diesen Zweck zu erreichen, haben mehrere der Bischöfe viele Güter und Herrschaften angekauft; so brachten sie an sich die Veste Steinsberg im Unterengadin, die Schlösser Flums, Aspermont, Reams und andere; sie bauten zum Schutz der Umgegend die Burgen Friedau bei Zizers, und Guardaval im Oberengadin, Fürstenau im Domleschg, und Fürstenberg im Tyrol. Wenn sie auch nicht völlige Sicherheit im Lande herstellen konnten, so wurde es doch hin und wieder sichrer, denn die Staudenreuter und Heckenfischer, so nannte man die Raubritter, konnten doch nicht ohne Gefahr ihr Wesen so ungestört treiben wie zuvor. —

Zur Zeit als Bischof Adelgott über die rhätische Kirche den Hirtenstab führte, wurde das Kloster in Churwalden gestiftet und diese ganze Gegend der Wildniß entrissen, dafür mit Dörfern, Aeckern und Wiesen geziert. Diese Umwandlung haben wir einem Manne zu verdanken, welcher lange Zeit ein wildes kriegerisches Sündenleben geführt hatte und zuletzt durch Aenderung des Sinnes und der Lebensart ein Wohlthäter der Menschen wurde. Im Domleschg lebte damals ein Raubritter Rudolf von Rothenbrunn, wahrscheinlich einer aus dem Geschlechte der Freiherrn von Vaz; derselbe war ein Mann wie Jörg von Jörgenberg, in der Schlacht unwiderstehlich, zerschmetternd wie ein Blitz, wenn er sein flammendes Schwert einhieb, immer an der Spitze der Tapfersten, ein Ritter ohne Furcht und, nach der Meinung jener Zeit — auch ohne Tadel. Auch er war in stetem Krieg mit dem wehrlosen Wandrer, dem reichen Kaufmann, mit dem Säumer wie mit seinen Nachbarn, die nicht seine Freundschaft genossen. War aber die Straße leer, hielt der Winter Thal und Gebirg

verschlossen, bot sich keine Gelegenheit zu Beute und Kampf: so führte er bei Zechgelagen und Spiel ein wüstes Leben, spottete den Lehren seines Burggeistlichen, verachtete die Kirche und die drohende Stimme des Gewissens. So brachte er seine Jugend und den schönsten Theil seines Mannesalters zu; — da gelang es einem frommen Geistlichen Florinus, der zu Remüs im Unterengadin lebte und mancherlei Wunderthaten verrichtete, auch diesen gottvergessenen Ritter Rudolf zu bekehren. Und das war wirklich das größte Wunderwerk, denn Rudolf hatte bisher sein Herz für Reue und Buße verschlossen, und suchte nicht Belehrung und Kenntniß des Wortes Gottes.

Um so bitterer weinte er jetzt über sein wildes, räuberisches Leben und suchte nun emsig den Weg der Buße. Deshalb entsagte er seinen Gütern, schenkte sein Vermögen den Armen, wurde ein Einsiedler und lebte sieben Jahre lang in einem einsamen Walde von Kräutern und Wurzeln, geißelte seinen Körper, fastete und flehte täglich zu Gott in heißem Gebet um Vergebung und Gnade.

So forderte es die Sitte jener Zeit, entweder als Einsiedler in einer Wildniß zu leben, und seinen Leib zu martern, seinen Geist im Gebet zu stärken, oder aber in ein Kloster zu gehen, und sich vor dem Herrn zu demüthigen in Einsamkeit, unter Wachen, Fasten, Arbeiten und unaufhörlichem Gebet. Während nun Rudolf in seiner Waldhütte lebte, rief ihn eine Stimme aus der Einsamkeit in die weite Welt hinaus, über Gebirg und Meer, nach dem gelobten Lande.

Diese Stimme erscholl von Asien her, sie rief die Christenheit auf zur Befreiung des heiligen Grabes. Nemlich etwa 50 Jahre früher hatten viele Hundert-

tausend Christen aus allen Ländern Europas einen großen Heerzug gen Asien unternommen, um Jerusalem, Nazareth, Bethlehem und alle heiligen Oerter im gelobten Lande aus den Händen der ungläubigen Türken zu reißen. Diese Türken wütheten gegen die Christen und Kirchen, plünderten und erschlugen die frommen Pilger, welche aus allen Ländern der Christenheit nach der heil. Stadt wallfahrteten, besudelten die Tempel, spotteten des heil. Grabes, und marterten Geistliche und Weltliche, welche an dem Heiland und seiner Lehre festhielten. Das that allen Christen sehr wehe, daß sie sollten entweihen lassen die heil. Oerter, wo der Erlöser der Welt gelebt und gelehrt, am Kreuze geblutet und durch seine siegreiche Auferstehung den Tod überwunden, und die Sünden von der Menschheit genommen hatte. —

Also zogen sie in großen Kriegsheeren zu Land und Wasser nach dem Morgenlande — und diese Heerzüge nennt man die Kreuzzüge, weil alle Kriegsleute in diesem Heer sich mit einem rothen Kreuze als Streiter Christi bezeichnet hatten. Solcher Kreuzzüge sind sieben im Laufe von zweihundert Jahren unternommen worden; viele Millionen Christen stritten mit eben so vielen Türken, Arabern, Aegyptern und andern Muhamedanern; bei jedem Zuge giengen Hunderttausende auf der Reise, auf dem Meer, in den Schlachten, durch Hunger oder Krankheit zu Grunde. In dem ersten Kreuzzug wurde im Jahr 1099 die Stadt Jerusalem erobert und ein christliches Königreich daselbst gegründet; der edelste Fürst der Kreuzfahrer, Herzog Gottfried v. Bouillon war der erste König dieses Reichs, und wußte mit Kraft und Weisheit die Ungläubigen im Zaum zu halten; aber nach seinem Tode wurden die Muhamedaner wieder kühn und brachten große Noth über die Christen.

Da ließ der Papst einen zweiten Kreuzzug verkünden, und der heil. Bernhard, ein Mann Gottes, Abt und Vorsteher mehrerer Klöster in Frankreich, durchzog viele Länder und mahnte Alt und Jung zum Zug nach dem Morgenland. Wie sein Wort erscholl: „Zum Kreuz, zum Kreuz!“ — da riefen Hunderttausende ihm freudig entgegen: „Gott will es, Gott will es! auf zum Kreuz, auf gen Jerusalem!“ — und die Christenheit erhob sich zum zweiten Kreuzzuge und zog über Land und Wasser gen Jerusalem.

Auch Rudolf von Rothenbrunn verließ seine Einsiedlerhütte und gürtete, nach sieben Jahren seines Bußlebens, zum erstenmal wieder das Schwert um seine Hüfte, kam nach der heil. Stadt, verrichtete Wunder der Tapferkeit und kehrte glücklich wieder nach Rhätien zurück. Aber fortan wollte er nicht mehr nur für sich in der Wildniß leben, wie bisher, sondern faßte den Entschluß, auch seinen Mitmenschen nützlich zu werden; er wollte da büßen, wo er früher gesündigt hatte, nemlich den Wandrer auf der Straße schützen und wider die Räuber zu Felde ziehen.

Wo jetzt die Dörfer Malix, Churwalden und Parpan liegen, umgeben von Aeckern, Obstbäumen und Wiesen, war damals ein dichter Wald und in demselben der Aufenthalt vieler wilden Thiere und räuberischer Menschen. Durch diesen Wald führte zu jener Zeit der gangbarste Weg nach Italien, aber Jedermann zog diese Straße mit Zittern und Besorgniß um Leben und Gut, wenn er nicht von bewaffneten Männern begleitet und gegen die Räuber und Faustritter beschützt wurde. Rudolf suchte sich einige Genossen und diese bauten sich mitten in dieser Waldgegend eine Hütte und Kapelle, lebten von Almosen, rotteten die Wildniß aus, dienten

als Wegweiser und Beschützer der Reisenden, nahmen den Landmann und die Hirten der Umgegend in ihren Schirm, und dienten dabei Gott und den Menschen treu und eifrig.

Wegen dieser Wohlthaten schenkten viele Wandrer und Reisende, oder auch andere fromme Christen, diesen Waldbrüdern so viel Gaben, daß sie bald ein Kloster erbauen und rings umher für Hirten und Landleute viele Häuser und Hütten errichten konnten. So entstand das Kloster Churwalden oder St. Aschera, und an dessen Seite das Dorf Churwalden, und weiter abwärts Malix, weiter aufwärts Parpan, und die ganze Gegend wurde freundlich und eine Wohnstätte vieler fleißigen Leute. In diesem Klosterbau unterstützten die Freiherrn von Vaz ihren Anverwandten, und besonders der als Tyrann übelberufene Freiherr Donat v. Vaz. Daher wurde bald auch ein Frauenkloster daselbst errichtet, und die Freiherrn von Vaz verlegten dahin ihre Todtengruft; da liegen sie begraben, die edlen Vazer, und Donats Grabmal wird noch daselbst gesehen. Aber vom Kloster ist nichts mehr übrig, denn die Kirche, ein hohes Haus, und etliche Trümmer. Doch hat Rhätien auch diesem Kloster die Entwilderung jener Gegend und den Anbau der Dörfer zu verdanken. So wurde Rudolf aus einem wilden Raubritter ein großer Wohlthäter, nachdem er zur Erkenntniß Gottes und seiner Sünden gekommen war.

7. Die Freiherrn von Vaz.

(1250 — 1333.)

In dunkler Zeit schon wird in alten Briefen das Geschlecht der Freiherrn von Vaz mit Ruhm genannt. Es war verwandt mit den Herrn von Rhäzüns; beide

hatten ausgebreitete Herrschaft über Land und Leute in Rhätien.

In der einsamen Berggegend bei Obervaz stand die Burg der Freiherrn von Vaz, daselbst wohnten diese Ritter seit uralter Zeit und mehrten durch Klugheit und Erbschaft ihre Besitzungen. Wer der Stammvater dieses Hauses gewesen, wer die Burg erbaut habe: das wissen wir nicht; aber alles, was wir von diesen Freiherrn wissen, spricht zu ihrem Ruhm. Sie nahmen nicht Theil am Raubwesen jener Zeit, sondern schützten ihre Unterthanen und fremde Wandrer gegen die Gewaltthätigkeiten der andern Ritter und Burgherrn; sie waren nicht Feinde der Freiheit, sondern nahmen die freien Leute in Schirm und Schutz; sie verheerten keine Thäler, sondern machten aus Wildnissen bevölkerte Landschaften; sie stifteten Kirchen und Klöster oder bereicherten sie. Kurz die Freiherrn von Vaz erwarben sich hohe Verdienste um Rhätiens Anbau und Freiheit.

Einst zog als päpstlicher Gesandter der Kardinal Cintius durch das Land; er kam aus Dänemark mit vielen Dienern und wollte durch das Oberhalbstein über den Septimer nach Italien reisen. Als er so seines Wegs zog, überfiel ihn der Raubritter Andreas v. Marmels, nahm ihn und seine Gefährten in gefängliche Haft, plünderte ihre Habe und wollte noch obendrein ein hohes Lösegeld von ihnen ertrotzen, sonst drohte er ihnen ewige Gefangenschaft in feuchtem Kerker bei Wasser und Brot. Da flehte der Kardinal die Hülfe des Bischofs an; dieser bat und drohte dem Raubritter, aber Andreas von Marmels achtete darauf nicht. Da schleuderte der Bischof den Bann auf Andreas und seine Raubgesellen, das heißt, er stieß sie aus der Kirchengemeinschaft mit andern Christen und sprach den Fluch

über sie; aber diese wilden Herrn kümmerten sich auch darum nicht, und beharrten in ihrem Frevel.

Da vernahm es der Freiherr Rudolf von Vaz und sendete einen Boten zu Andreas von Marmels mit den Worten, wenn nicht alsobald der Kardinal sammt seinen Leuten und all seiner Habe frei gegeben würde, so werde er mit Kriegsleuten kommen, und ihm die Burg zerstören. Das wirkte, und der Kardinal zog befreit nach Italien.

Gleich wohlthätig wirkte Freiherr Walther III von Vaz für Frieden und Ordnung in Rhätien. Viele Jahre hindurch war Krieg zwischen dem Bischof von Chur und der Stadt Como. Nach der Sitte jener Zeit fielen die Kriegsvölker der einen Partei in die Länder der andern, sengten und brennten, nahmen Viehherden und Menschen weg, zerstörten und richteten so viel Schaden an, als ihnen möglich war. So machten es auch die von Como und die Leute des Bischofs. Dabei aber litt der arme Landmann entsetzlich, und gerade in diesem Krieg wurde Cläven, Worms, Poschiavo und Schams geplündert, Soglio und Bergell verheert. Da trat Freiherr Walther ins Mittel und brachte den Frieden zu Stande, und schwur einen Eid, daß er denjenigen züchtigen wolle, wer noch einmal diesen verderblichen Krieg anfangen werde. Das half, und im Jahr 1220 wurde der Friede wieder hergestellt.

Auch Walther IV war ein ausgezeichneter Ritter und wohlthätiger Herrscher. Einst kamen die Jäger dieses Freiherrn nach Hause und erzählten, sie hätten ein neues, bisher unbekanntes Thal entdeckt; daselbst seyen mehrere fischreiche Seen, schöner Wald, viel gutes Weideland. Verwundert fragte der Herr nach der Lage dieses Thals; da zeigten die Jäger mit den Fingern

gegen Osten und sprachen: „Da-vos“ — das heißt: da hinten; seitdem behielt das neugefundene Thal den Namen Davos. Den Jägern schenkte der Freiherr den Genuß dieses Thals, seiner Waldungen und Weiden; und es siedelten sich vier edle Familien und acht Haushaltungen gemeinen Volks daselbst an. Diese waren freie deutsche Leute, und gaben nur für die Güter den Herrn einen kleinen Zins, leisteten ihnen Kriegsdienste, dafür mußten die Freiherrn sie schirmen und über Todtschlag und Raub das Gericht halten. So wurde Davos angebaut und bevölkert, etwa ums Jahr 1250 oder etwas später.

Derselbe Walther gab auch reichliche Geschenke an das Kloster Churwalden, nemlich Güter und Zinse, und ertheilte denjenigen Landleuten, welche beim Kloster sich niederlassen und die Gegend anbauen wollten, allerlei Rechte und Freiheiten. Denn die Waldgegend von Malix bis Parpan gehörte zu seiner Herrschaft.

Die Schwester dieses Freiherrn war die Gräfin Mechtilde von Rapperschwyl. Ihr Gemahl war gestorben und hinterließ seine Wittwe mit einem Knäblein, das erst nach des Vaters Tod geboren wurde. Einige Jahre früher hatte Graf Rudolf von Rapperschwyl dem Abt von St. Gallen versprochen, wenn er kinderlos sterben werde, sollten seine Güter dem Stift St. Gallen zum Erbtheil werden. Kaum hatte nun der Graf die Augen geschlossen, so wollte schon der Abt das Land in Besitz nehmen und die Gräfin vertreiben; die Wittwe weigerte sich, da sandte der Abt ein Kriegsheer und brachte die verlassene Frau in große Noth und Gefahr. Die Gräfin schickte in ihrer Angst einen Eilboten nach Rhätien zu ihrem Bruder; alsobald zog Walther zu Feld, rief die Männer von Glarus und Schwyz zu Hülfe, schlug

die Kriegsvölker des Abts und sprengte ihrer Viele in den See, und bestrafte dergestalt die Habsucht des Abts von St. Gallen, der nicht gegen die Wittwe gehandelt hatte, wie es christlich und für einen geistlichen Herrn doppelt Pflicht gewesen wäre. —

Herr Walther war aber auch ein Freund der Freien, weil er kräftig das Recht schirmte und die Unschuld vertheidigte. Zu der Zeit gab es auf einzelnen Punkten in Rhätien freie deutsche Gemeinden mitten bei den Unterthanen und rings umgeben von romanisch redenden Einwohnern. Diese freien Deutschen sollen von Kaiser Friedrich II aus Schwaben dahin verpflanzt worden seyn, damit sie an den Bergpässen nach Italien für ihn und seine Kriegsheere die Straße offen hielten.

Von der Mitte des 12 bis 13 Jahrhunderts herrschten in Deutschland als Könige und Kaiser die wackern Fürsten aus dem Hause der Hohenstaufen, welche man auch die schwäbischen Kaiser zu nennen pflegt. Unter diesen leuchten als ausgezeichnete Kriegshelden und kräftige Regenten hervor Kaiser Friedrich I oder der Rothbart, und Friedrich II. Beide hatten viele und schwere Kriege zu führen mit dem Bund der Städte in Oberitalien, als deren Haupt Mailand galt, mit denen auch gewöhnlich die Päpste verbunden waren. Wegen dieser Kriege zogen die deutschen Heere öfters durch Rhätien, daher war es ihnen wichtig, die Bergpässe von solchen Leuten hüten zu lassen, auf deren Treue sie sich verlassen konnten. Zu dem Zweck sollen diese Kaiser freie deutsche Leute in Rhätien angesiedelt haben, wie namentlich die Leute im Rheinwald, in Avers, Obersaxen, Safien, Vals, denn damals giengen die Heerstraßen zum Theil ganz anders als jetzt. Am meisten war gebraucht der Weg über den Septimer; die Viamala

war damals noch verschlossen und der Weg nach Schams führte über den Heinzenberg und vielleicht auch über Safien und Vals nach dem Rheinwald.

Die freien deutschen Leute im Rheinwald suchten sich nach dem Aussterben der hohenstaufischen Könige einen mächtigen Schirmherrn, der sie wider die Gewaltthaten andrer Herrn schützen sollte, und wandten sich an Freiherrn Walther v. Vaz. Derselbe nahm sie in seinen Schutz und stellte ihnen im Jahr 1277 Brief und Siegel aus, daß er sie schirmen wolle gegen jeden Feind und das Blutgericht halten über Todtschläger und andere Verbrecher, auch in höhern Gerichtssachen Entscheid geben, wenn ihre Gerichte nicht das Recht finden könnten; dafür versprachen sie ihm und seinen Erben jährlich 20 Pfund Schirmgeld zu zahlen und in seinem Sold mit ihm in Krieg zu ziehen, wenn er ihrer Hülfe vonnöthen habe. So gehörte auch Rheinwald in das Gebiet der Herrn von Vaz; das Thal Schams war durch Heirath an ihn gekommen, und eine große Menge andrer Landschaften und ganze Thäler standen unter seiner Herrschaft oder seinem Schirm.

Diese Freiherrn lebten in guter Freundschaft mit dem Bischof zu Chur und gegen Ende seines Lebens schenkte Herr Walther mehrere Güter dem Bisthum, um durch solche Gaben an die Kirche sich bei Gott einen Gnadenlohn zu verdienen.

Nach Walthers Tode ward Johann Donat Herr aller Besitzungen des Hauses Vaz. Dieser Freiherr Donat war damals der mächtigste Herrscher in ganz Rhätien, denn es ist fast keine Landesgegend, welche nicht entweder sein Eigenthum, oder seine Vogtei, oder nicht im Bunde mit ihm war. Die Herrn von Rhäzüns waren seine Verwandten und Freunde, und hielten mit ihm; im

Engadin waren viele Leute des Schutzes wegen ihm verbündet. Er beherrschte mehr als ein Drittheil des heutigen Bündnerlandes, namentlich Rheinwald, Schams, Thusis, Safien, Schlöwis, Lax, Heinzenberg, Tschappina, Herrschaften in Tawetsch und Lugnez, eben so im Domleschg, Vaz mit der Stammburg, Belfort, Davos, Churwalden, Schalfick, das ganze Prättigau, Seewis, Marschlins, Mäienfeld, und besaß überdies allenthalben einzelne Burgen, Güter, Gerechtsame. Vom Kaiser hatte er die Grafenwürde über die Grafschaft Lax, worunter man fast ganz Rhätien diesseits der Berge verstand. Dieser mächtige Herr gerieth mit den damaligen Bischöfen von Chur und mit Kaiser Albrecht von Habsburg in Feindschaft und Krieg.

Kaiser Albrecht I aus dem Hause Habsburg war ein gar länderfüchtiger Herr, welcher darauf ausgieng, durch Kauf, List, Drohung und Gewalt nach und nach die ganze Schweiz unter seine Herrschaft zu bringen und zum Eigenthum seines Hauses zu machen. Er war es, welcher auch die freien Leute zu Schwyz, Uri und Unterwalden sich unterthan machen wollte. Als diese nicht freiwillig sich dazu verstehen wollten, schickte er die harten Landvögte Geßler und Landenberg in jene Gegenden, damit sie das Volk drückten und in solche Noth brächten, daß sie zuletzt froh wären, des Königs Unterthanen zu werden. Aber die in den Waldstätten duldeten den Druck nur einige Zeit; dann erhob sich zuerst Wilhelm Tell aus Bürglen bei Altorf und schoß den Zwingherrn Geßler todt; drei andere Männer aus den Waldstätten: Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher aus dem Lande Schwyz, und Arnold Melchthal aus Unterwalden, schlossen im Herbst 1307

einen Bund auf dem Grütli, am Vierwaldstätter-See, zur Befreiung des Landes, und nachdem sie viele wackre freiheitsliebende Männer in ihren Bund vereinigt hatten, verjagten sie am Neujahrstag 1308 die Landvögte und ihre Knechte, zerstörten die Zwingherrn-Burgen, und befreiten das Land von der ungerechten Gewalt.

Derselbe Albrecht wollte auch in Rhätien seine Herrschaft feststellen, deshalb nahm er dem Freiherrn Donat die Grafschaft Lax ab und gab sie seinen Söhnen, suchte die Schirmherrschaft über das Bisthum Chur und die Abtei Disentis zu erwerben, und wollte mit Hülfe des Bischofs, der sein Anhänger war, nach und nach die Edlen des rhätischen Landes von sich abhängig machen.

Das merkten die Barone und Edlen des Landes, vor allem aber Donat von Vaz, und sie insgesammt widersetzten sich den Planen des Königs und bewachten die Schritte des Bischofs. Von dem an entstund Zwietracht und Krieg zwischen dem Freiherrn und Bischof Rudolf von Constanz, der auch Bischof in Chur war.

Zu der Zeit war im deutschen Reich große Verwirrung. Kaiser Albrecht war von seinem eigenen Neffen, Herzog Johann von Schwaben, bei Brugg im Aargau ermordet worden, die Deutschen wählten einen andern König, der aber nach wenigen Jahren in Italien starb.

Bei der neuen Wahl spalteten sich die deutschen Fürsten; die einen wählten Herzog Ludwig von Baiern, die andern Herzog Friedrich von Oestreich, Sohn des ermordeten Albrechts, zum König. Jeder dieser Könige hatte seinen Anhang, und beide führten blutige Kriege um die Königskrone, und jede Partei bekämpfte die andere, daher die Länder und Völker ob diesem Kronenstreit entsetzlich verheert und geplagt wurden. Auch die Schweiz und Rhätien nahmen Antheil an diesem Kriege,

denn beide Könige fanden auch hier ihren Anhang. Die Waldstätte und Donat von Vaz hielten es mit König Ludwig; der Bischof Rudolf von Chur und viele Städte und Edle in der Schweiz waren auf der Seite des östreichischen Herzogs.

Um die Waldstätte zu züchtigen für die Vertreibung der Landvögte und weil sie nun mit König Ludwig hielten, zog Herzog Leopold von Oestreich, Friedrichs Bruder, mit **15,000** Rittern gegen die Schwyzer zu Felde. Die Waldstätter waren nur mit **1300** Mann muthig gegen den Feind ins Feld gerückt. Am Aegeri-See ist eine abhängige Berghalde, Morgarten genannt, wo damals viel Sumpf und Wald war; dorthin legten sich die freien Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden, und als am **15** November **1315** das stolze Heer des Herzogs zwischen dem See und der Berghalde einherzog, um ins Land Schwyz einzufallen, beteten die frommen Eidgenossen um Rettung und Sieg, stürzten auf den Feind, brachten Verwirrung unter das Ritterheer, und schlugen mit ihren Hellebarten, Morgensternen und langen Schlachtschwertern so wacker drauf los, daß das stolze Ritterheer in die Flucht getrieben, ein großer Theil erschlagen, andere in den See gesprengt, der Sieg für die Freiheit gewonnen wurde.

Nach dieser ersten Freiheitsschlacht traten die sieghaften Männer aus den drei Waldstätten zusammen und beschlossen, für ewige Zeiten einen Bund zu machen gegen jeden Feind, der ihre Freiheit antasten wolle. Also thaten sie zu Brunnen am Vierwaldstätter-See am 9 Dezember **1315**, und sie schwuren sich gegenseitig Freundschaft und Beistand, um Recht und Frieden im Innern, Freiheit gegen Außen zu behaupten. Das ist der Grundstein der schweizerischen Eidgenossenschaft, der

Anfang des ewigen Bundes, an den sich im Laufe der Zeiten die andern Schweizer angeschlossen, an dem sie bis auf unsre Tage festgehalten haben in manch traurigen und freudigen Tagen.

Zu diesem Kriege hatten auch die dem Herzog Leopold ergebenen Anhänger in Rhätien ihre Kriegsleute gesendet, und des Bischofs Bruder hatte selbst am Morgarten mitgekämpft. Darüber zürnte Donat von Vaz, der Freund der Waldstätte, und sowohl dieser Umstand als andere Streitigkeiten zwischen dem Freiherrn und dem Bischof, brachten auch in Rhätien den Krieg zum Ausbruch. Die bischöflichen Kriegsvölker fielen von Zeit zu Zeit über die Unterthanen und Freunde des Freiherrn, raubten, plünderten, trieben das Vieh weg und erschlugen so viele Einwohner, als sie in Eile überraschen konnten. Gleiches that nun auch der Freiherr, und hiedurch wurde Rhätien fürchterlich verheert.

So waren im Jahr **1321** die bischöflichen Unterthanen aus dem Ober-Engadin über den Scaletta-Berg in die Landschaft Davos eingefallen, hatten dort großen Schaden angerichtet und zogen dann mit Raub beladen wieder zurück. Aber Lukas Guler, der Hauptmann des Freiherrn, eilte mit den Davosern ihnen nach, und im Dischma-Thal trafen sie aufeinander, schlugen sich in blutigem Streit, bis die Engadiner überwunden und zerstreut, mit Wunden und blutigen Köpfen über den Berg zurückgetrieben wurden. Seitdem wurde jene Stelle, wo die Davoser gesiegt hatten, die Kriegsmatte genannt, und noch lange Zeit nachher hat man daselbst Schwerter, Streitkolben, Pickelhauben oder Helme, und andere Kriegswaffen ausgegraben.

Dieser Ausgang vermehrte den Zorn des Bischofs über seinen Gegner, er beschloß nun sich aus allen

Kräften zu rüsten, und eine blutige Rache zu nehmen. Also sammelte er ein zahlreiches Kriegsheer aus allen seinen Gotteshauslanden, rief den Adel aus dem Thurgau, von Constanz, aus dem Zürichgau, seine Brüder und Vettern vom Hause Montfort mit allen deren Freunden zu Hülfe, und trozte nun auf sein Heer von vielen Tausend streitbaren Männern.

Aber auch der Freiherr rüstete sich und sammelte seine Völker; ihm zog zu Hülfe der Freiherr von Rhäzüns, und die Waldstätte schickten ihm 1500 wackre Männer. Im Frühling des Jahres 1323 rückten beide Kriegsheere zu Feld, sie stießen auf einander zwischen Filisur und Alveneu. Da stürzt sich der Freiherr Donat wie ein grimmiger Löwe auf den Feind, die Waldstätter stürmen wie ein Bergstrom ihm nach, Lukas Guler und die Freiherrn von Rhäzüns führen ihre Schaaren in die heiße Schlacht — überall war Kampf und Tod, und tausendfach wiederhallte das Schlachtgeschrei und das Getöse der Schwerter, Helme, Schilde, Morgensterne in den Bergen. Endlich unterliegen die bischöflichen Kriegsleute und fliehen auseinander; viele waren in der Schlacht gefallen, aber weit mehr sollen ihren Tod auf der Flucht gefunden haben, denn die Noth trieb sie in das wilde Gebirg, in Schnee und Eis, wo sie durch Sturz, Kälte und Hunger jämmerlich zu Grunde giengen. Ein Theil wurde gefangen und in die Kerker des Freiherrn geworfen, wo sie durch Hunger und Elend schwere Stunden und Tage verlebten. Hierauf fielen die Kriegsvölker Donats über die bischöflichen Dörfer und Thäler her, nahmen Rache mit Feuer und Schwert, zerstörten Bergün; allenthalben floh der arme Landmann, und auf den rauchenden Brandstätten der Dörfer und Höfe jubelte der Sieger. Das Feld

lag verödet, Weltliche und Geistliche sanken in Armuth, und der Bischof wurde so arm, daß seine Domherrn ihre Nahrung bei mildthätigen Freunden der Nachbarschaft suchen mußten, und das Kloster Pfeffers litt dergestalt mit, daß es lange Zeit keine Almosen mehr an die Armen austheilen konnte.

Von nun an galt Donat als ein Tyrann, von dem seine Gegner und Feinde mehrere schreckliche Schandthaten erzählten. Gewiß war auch der Freiherr ein harter Mann, aber die Menschen seiner Zeit hatten überhaupt viel rauhere Sitten, waren schrecklich in der Rache, und oft unmenschlich, wenn sie straften. Doch ist nicht alles glaublich, was gerade von diesem Donat erzählt wird. So wird ihm nachgesagt, er habe die Gefangenen nach der Schlacht bei Filisur in Kerker geworfen und ihnen anfangs gute Speise gegeben, dann nur Brot; wenn dann diese Elenden vor Hunger und Noth so aufgeschrieen hätten, daß ihr Wehklagen bis zu seinen Ohren drang, so habe er gefrohlockt und lachend ausgerufen: „Das sind meine Lustvögel, die lieblich zu meinen Ohren singen.“ — Ferner wird erzählt, er habe wollen ausforschen, bei welcher Lebensart der Mensch am besten verdaue; deshalb habe er drei seiner Knechte wohl bewirthen lassen, dem einen sodann befohlen zu schlafen, dem andern zu spazieren, dem dritten angestrengt zu laufen. Hierauf habe er allen dreien den Leib aufschneiden lassen, um zu sehen, wer von ihnen am besten verdaut habe. Das sind nur Mährchen, welche seine Feinde erfunden haben, weil sie ihm auf andere Weise nichts anhaben konnten.

Eben so wurde ihm vorgeworfen, er habe auf seinem Sterbelager dem Priester nicht beichten wollen und gesagt: „Eine Beichte ohne Zerknirschung des Herzens

ist eitler Betrug." — Und er sey deshalb ohne Kinder gestorben, weil er das Frauenkloster St. Aschera bei Churwalden zerstört habe. Das alles sind unverdiente Vorwürfe. Das Frauenkloster zerstörte er, weil die Nonnen gegen Zucht und Ordnung ein liederliches Leben führten; er selbst hatte dieses Kloster erbaut, aber er hielt auf Zucht und gute Klostersitten. Auch ist der Freiherr nicht kinderlos verstorben, er hinterließ zwei Töchter; Ursula war dem Grafen von Werdenberg, Kunigunde dem Grafen von Toggenburg vermählt. Doch hatte er keine Söhne, deshalb starb mit ihm der männliche Stamm der Freiherrn von Vaz gänzlich aus; als er 1333 oder 1335 aus diesem Leben gieng, wurden ihm Schild und Helm ins Grab gelegt, denn so war es Sitte jener Zeit, wenn der letzte Edle eines Hauses starb.

Donat kann kein solcher Tyrann und Menschenquäler gewesen seyn, als seine Feinde ihn geschildert haben. Die freien Leute in den Waldstätten, welche aller Tyrannei feind waren, würden mit einem solchen Tyrannen nicht in Freundschaft gestanden seyn. Auch wissen wir, daß er, wie seine Vorfahren, ein Freund der Freiheit war. Den Leuten auf Davos hatte Walther IV mancherlei Freiheiten verliehen; Donat hat ihnen dieselben gelassen und noch vermehrt; er erließ ihnen alle Schulden, räumte ihnen das Schloß Belfort bei Alveneu zum Zufluchtsort in Kriegszeiten ein, gab ihnen Zollfreiheit innerhalb ihrer Landschaft, und schenkte ihnen das Vorrecht, daß sie außer ihrem Landbezirk nicht in Krieg für ihn zu ziehen verpflichtet waren; ja er setzte fest, daß wenn sie mit ihm oder seinen Nachfolgern Streit oder Prozesse hätten, der Rechtsstreit von freien

Männern andrer Gerichte beurtheilt werden sollte. So handelt kein Tyrann!

Aber er hat noch weit mehr für die Freiheit des rhätischen Volkes gethan. Die Leute in Belfort waren seine Leibeigenen, er hätte sie also wie Knechte und Sklaven behandeln können. Das that er nicht, er gab ihnen Brief und Siegel mit den Worten: „Ich erkläre, daß meine Leute in Belfort mir guten Dienst, viele Treue und Beistand geleistet haben; deshalb erkläre ich sie als freie Leute, die nicht mehr leibeigen seyn sollen, und will ihnen im Streit und gegen jeden Feind getreuen Beistand leisten, sie aber versprechen mir ein Gleiches zu thun, wenn ich mit Feinden zu schaffen habe." —

Donat von Vaz also ist der erste Freiheitsstifter in Rhätien gewesen und hat zu Stand gebracht, daß damals Rhätien nicht unter die Herrschaft des Hauses Oestreich kam; dadurch hat er die Erwerbung größerer Freiheit vorbereitet. Es ist daher Unrecht, seinen Namen zu verunehren durch Erzählung erdichteter Grausamkeiten, die seine Feinde ihm aufgebürdet haben, um sein Andenken verhaßt zu machen. Seine Länder wurden unter seine Schwiegersöhne getheilt; der Graf von Toggenburg erhielt alle die Herrschaften, welche jetzt den Zehngerichtenbund ausmachen, die andern fielen an den Grafen von Werdenberg. Beide Grafen gehören von nun an zu dem herrschenden Adel des Landes.

8. Die Entstehung der drei ewigen Bünde in Rhätien und der Bund zu Vazerol.

(Von 1330 — 1471).

Nachdem die Freiherrn von Vaz ausgestorben waren, wurden die Burgherrn und Raubritter wieder kühner

und gewaltthätiger gegen das Volk, und die Grafen von Sargans führten ihre Unterthanen in die Kriege und Schlachten, welche die Herzoge von Oestreich gegen die Städte und Länder der schweizerischen Eidgenossenschaft unternahmen. Das hätte Donat von Vaz nicht zugegeben, aber er schlummerte längst unter seinem großen, schweren Grabstein beim Kloster Churwalden.

In diesem Kriege haben die Eidgenossen überall gesiegt. Die Berner schlugen den Adel bei Laupen 1339, die Zürcher bei Tätwyl 1351, die Waldstätte den Herzog Leopold bei Sempach 1386, die Glarner ein zahlreiches Heer bei Näfels 1388. Während dieser Kriege waren die drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden durch ihre Eintracht und Tapferkeit überall die Ersten und am meisten geachtet, denn sie halfen allen übrigen die Freiheit erringen und behaupten. Das brachte die andern Städte und Länder zu dem Entschluß, sich mit den drei Waldstätten zu verbinden, weil sie sahen, daß Eintracht stark mache; also traten in den ewigen Bund: Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern, und diese Vereinigung bildete den Bund der acht alten Orte.

Die Leute von Appenzell waren zu der Zeit unter der Herrschaft des Abts von St. Gallen; einer dieser Aebte war ein harter Herr, der diese Bergvölker drückte, dessen Vögte noch ungebührlicher und grausamer mit dem Volk umgehen wollten. Da dachten die Appenzeller: „Wozu sollen wir uns knechten lassen; durch Eintracht sind auch wir stark“ — also machten alle Männer im Appenzellerlande einen heimlichen Bund, jagten die Landvögte aus ihren Schlössern und rissen die Zwingherrn-Burgen nieder. Deshalb wollte der Abt mit Hülfe des Herzogs von Oestreich die Appenzeller

bekriegen und sie wieder unter das Joch der strengen Herrschaft beugen; aber die Männer des Landes Appenzell schlugen die Kriegsheere des Abts und des Herzogs im Jahr 1403 und 1405 in den Schlachten am Speicher, am Stoß und bei Wolfshalden, und blieben frei.

Bei mehrern dieser Kriege gegen die Eidgenossen, stritten unter den Bannern ihrer Herrn auch die rhätischen Unterthanen der Grafen von Werdenberg und des Bischofs, welche es gewöhnlich mit Oestreich hielten, außerdem viele andere Rhätier unter Anführung stolzer Ritter. Sie mußten ihr Blut hergeben oder ihr Leben in Gefahr setzen, ihre Herden und den Pflug verlassen für eine fremde Sache; das dünkte ihnen hart und ungerecht. Aber in diesen Kriegen lernten sie viel Nützliches; sie sahen, wie die stolzen Ritterheere vor dem Schwert der freien Eidgenossen, gleich dem Gras vor der Sense, hinsanken, und wie Eintracht und männlicher Muth so stark machen und frei. Da dachten auch sie in ihrem Herzen: Wohlan, auch wir sind Männer und haben Muth und starke Arme; wenn auch wir uns gegen die Willkühr der Herrn verbinden, so dürfen sie und ihre Burgvögte uns nicht mehr knechten.

Von dem an bekamen die Rhätier große Lust zu Bündnissen unter einander, und mehrere der wohlgesinnten Herrn schlossen sich an das Volk an. Das erste Bündniß errichteten die Oberländer mit Freiherrn Ulrich von Rhäzüns im Jahr 1395 zu Ilanz, worin sie sich gelobten, sich gegenseitig mit Leib und Gut zu schützen, und unter sich durch Schiedsrichter allen Streit auszumachen. Als der Bischof von Chur und der Graf von Werdenberg-Sargans solche Bündnisse entstehen sahen und auch bei ihren Leuten Neigung dazu merkten, da sprachen sie zu einander: es ist Zeit, daß wir uns

mit den Unterthanen verbinden, sonst verbinden sie sich gegen uns; darum sey Bund gegen Bund! — und alsobald schlossen diese beiden Herrn mit ihren Leuten in Oberhalbstein, Schams, Domleschg, Obervaz, Avers und Bergün im Jahr 1396 einen Bundesvertrag, wodurch sie das Volk von andern Bündnissen abhielten.

Einige Jahre nachher, schon im Mai 1400, traten die Oberländer Herrn, nemlich Abt Johann von Disentis, Freiherr Ulrich Brun von Rhäzüns, die Herrn von Sax mit ihren Leuten, ferner die freien Gemeinden des Oberlandes, in einen Bund mit den freien Männern in Glarus. Sie gelobten sich gegenseitig: „Land und Leute wollen sie innerhalb ihrer Landmarken einander schützen und schirmen, und treue Bundsgenossen seyn, so lange Grund und Grat stehen.“ —

Diese Bündnisse waren die Vorläufer andrer Bünde zum Schirm der Freiheit und des Rechts gegen Willkühr und Tyrannei; aber sie kränkten kein Recht, denn sie setzten fest, es solle jedem, seyen es Herren oder Unterthanen, das gegeben werden und bleiben, was ihm von Rechtswegen gebühre.

Es gab aber damals noch grausame Vögte, welche es ungern sahen, daß das Volk frei wurde, deshalb wollten sie es niederbeugen und mit Hohn und Spott behandeln. Auf dem Schlosse Bärenburg in Schams war ein Vogt des Grafen von Werdenberg-Sargans, welcher das Volk gezwungen haben soll, mit den Schweinen aus einem Trog zu essen. Von dem Schloßvogt auf Fardün bei Donat in Schams wird folgende Geschichte erzählt. Dieser Vogt war der Schrecken des Thales Schams, denn er mißhandelte das Volk und achtete nicht Gut und Recht. Wenn die Saat auf dem

Acker oder das Gras in der Wiese des Landmanns am schönsten stand, so ließ er sein Vieh und seine Rosse hintreiben und schonungslos abweiden. Wehe dem, welcher so kühn war, das Vieh des Vogts wegzujagen. Doch that es ein Mann dieser Gegend, Johann Chaldar, er erstach zwei Pferde des Vogts in seinem Acker, denn der Zorn über solche Tyrannei war bei ihm Meister geworden. Dafür ließ ihn der Burgvogt greifen und lange Zeit in den Kerker werfen, bis er durch Bitten und Geldgeschenke seine Freiheit erkaufte. Der Burgvogt wußte, daß der Mann unversöhnlichen Groll gegen ihn im Herzen trug, darum wollte er ihn versuchen und gedachte ihn dann zu demüthigen. Als er eines Tags den Johann Chaldar an seiner Hausthüre stehen sah, lud er sich zum Mittagsmahl bei ihm ein, und wie sie sich zu Tische setzten, spie er mit Spott und Hohn auf das Essen, und wollte den Mann und die Seinigen zwingen, das besudelte Mahl zu genießen. Aber Chaldar sprang auf, packte den Vogt an der Kehle, und zwang nun ihn, die verunreinigte Speise zu verschlingen, indem er dabei ausrief: „So friß jetzt den Brei, den du gewürzt hast.“ — Hierauf erstach er den Zwingherrn, rief das Volk schnell zusammen, und in wenigen Stunden waren die Burgen Fardün und Bärenburg erobert und zerstört, die Knechte verjagt, die Gewaltthaten gerochen.

Eine andere Geschichte erzählt ähnliche Greuel von dem Vogte auf der Burg Guardavall bei Madulein im Oberengadin. Der Vogt jener Burg sah einst zu Camogask die blühende Tochter eines Landmannes, und wollte den Vater zwingen, ihm diese Tochter auf sein Schloß zu führen. Der Vater mußte der Gewalt nachgeben, und versprach das Mädchen zu bringen,

sobald sie sich besser angekleidet hätte. Unterdessen sammelte er die wackersten Männer der nächsten Dörfer, welche schon längst der Tyrannei dieses Vogtes müde waren; diese legten sich in den Wald nächst dem Schlosse und der Vater führte die Tochter den Wiesengrund hinab. Als der Vogt sie kommen sah, eilte er dem Mädchen entgegen und wollte es umarmen; da riß der Vater sein Schwert aus der Scheide und durchbohrte den Bösewicht. Die versteckten Männer brachen aus dem Walde hervor, drangen in das geöffnete Burgthor, verjagten die Knechte und zerstörten das Schloß.

Das sind Sagen, welche sich aus alter Zeit im Munde des Volks erhalten haben, aber es ist nicht ausgemacht, wie weit sie wahr oder erdichtet sind; es giebt Gründe an ihrer vollen Richtigkeit zu zweifeln. —

Wir wenden uns von solchen Anekdoten ab, um nun zu erzählen von der Entstehung der drei ewigen Bünde.

Die Entstehung des Obern oder Grauen Bundes.

1424.

Im Oberland sieht man nicht weit vom Dorfe Truns eine kleine Kapelle, zu St. Anna genannt. Bei derselben steht ein uralter Ahornbaum, an dem nur noch einige Aeste mit Laub geschmückt sind; sein Stamm ist über die Hälfte verfault, und bald wird dieser ehrwürdige Ahorn gänzlich in Staub zerfallen. Unter diesem Baume wurde vor mehr als vierhundert Jahren der graue Bund beschworen.

Die Gewaltthaten mehrerer Herrn veranlaßten diesen Bund. Sie und ihre Vögte drückten das Volk und gestatteten, daß die Bösen thun konnten nach den Lüsten ihres Herzens. Deshalb war oft niemand in seinem Hause

oder auf der Straße sicher, vor dem Gericht fand der Unschuldige kein Recht, der Uebelthäter keine Strafe. Da traten die Vorsteher der Dorfschaften, altersgraue Männer mit langen Bärten, heimlich und öfters des Nachts, in einem Walde bei Truns zusammen und berathschlagten, wie man sich vor Unrecht, Muthwillen und Gewaltthat schirmen wolle. Nach reifer Ueberlegung zogen sie immer mehr redliche und treue Männer in ihre Versammlung, und faßten den weisen Entschluß, auch den ehrwürdigen Abt in Disentis, Peter von Pontaningen, den alle ehrten und liebten, über ihr Vorhaben zu berathen.

Der Abt billigte ihren Entschluß und auf seinen Rath sandten sie ihre vornehmsten und ältesten Männer an die Freiherrn und Grafen des Landes, und ließen ihnen erklären: wenn sie nicht sorgten, daß Ungerechtigkeit und Gewaltthat aus dem Lande verbannt würden, so werde das gemeine Volk die offenbare Zügellosigkeit nicht länger ertragen; das Volk wolle in allen ehrbaren und billigen Dingen den Herrn gehorchen und die schuldige Pflicht leisten, aber Gewalt mit Gewalt abtreiben. Auch der ehrwürdige Abt von Disentis sey hierin gleicher Meinung.

Damals hatte im Oberland der Abt von Disentis viele Rechte und Herrschaften, doch war die Gemeinde von Disentis fast unabhängig von ihm und hatte schon ihren eigenen Ammann.

Die Brüder Hans, Heinrich und Ulrich Brun, Freiherrn von Rhäzüns, waren Herrn über die Gemeinden Safien, Tenna und Obersaxen.

Graf Hans von Sax besaß über die Stadt Ilanz einige Rechte, und war Herr über die Grub, die Leute in Vals, Flims und Lugnez.

Graf Hugo von Werdenberg-Heiligenberg herrschte über die Gemeinden Trins und Tamins.

Graf Heinrich von Werdenberg-Sargans war Herr über Schams und Rheinwald, über Leuenberg und Schleuis, über Thusis, Heinzenberg und Tschappina.

Frei von jeher waren die Leute ob dem Flimserwald, das ist in Lax; und die im Rheinwald hatten sich ihre alte Freiheiten und Rechte vorbehalten, da sie 1277 unter den Schirm Herrn Walthers von Vaz traten.

Als nun obgenannte Herrn die Einigkeit und feste Entschlossenheit des Volkes vernahmen und hörten, daß der Abt von Disentis die Forderungen der Leute billige, erklärten auch sie sich zu allem bereit, was billig und recht wäre. Nur Graf Heinrich von Werdenberg-Sargans wollte von diesem Vorhaben des Volks nichts wissen und verbot seinen Leuten Antheil zu nehmen; die von Thusis, Tschappina und Heinzenberg gehorchten, aber die in Rheinwald und Schams traten dem Bunde bei.

In der Mitte des Monats März standen frühe bei Sonnenaufgang neben der St. Annenkapelle versammelt, die Freiherrn und Grafen mit ihren Rittern und Edlen, die Vorsteher und Aeltesten der freien Leute und Unterthanen, und um sie im Kreis die besten und muthigsten Männer aus dem Volk. Mit entblöstem Haupte beteten sie zu Gott, redeten mit einander über den Inhalt ihres Bundes, wurden einig, hoben ihre Hände auf und schwuren den Eid, wie der Abt von Disentis ihnen vorsagte. Darin gelobten sie:

> Gute getreue Freunde und liebe Eidgenossen zu seyn und zu bleiben, so lange Grund und Grat stehen; mit Gut, Land und Leuten sich einander

beizustehen zum Schirm des Rechts, des Friedens, der Straße und des freien Kaufs.

Einen jeden Herrn, geistlich und weltlich, unedel und edel, arm und reich — und alle Bundesglieder bei ihren Rechten und Besitzungen zu schirmen.

In Krieg und Frieden einander beizustehen, das Recht bei dem Gericht zu suchen, nicht auf eigene Faust; alle Gewalt abzuwehren und jeden Ungehorsamen, welcher den Spruch des Gerichts nicht ehren wolle, zu strafen.

Dieses und anderes setzten sie fest, bekräftigten alles durch einen feierlichen Eid und setzten ihre Unterschriften und ihre Siegel an den Bundesbrief.

Durch dieses Bündniß wurde das Volk gegen die Gewaltthaten der unbilligen Herrn und gegen die Willkühr der Vögte gesichert, aber auch den Grafen und Freiherrn ihre Rechte über das Volk anerkannt und geehrt, so weit diese Rechte von Alters her ihnen gehörten. Die völlige Freiheit hat aber das Volk durch diesen Bund nicht erlangt, sondern erst in spätern Zeiten sich auf redliche Weise erkauft.

Anders dachten die Leute in Schams. Weil die Burgvögte dort so viele Schandthaten verübt, der stolze Herr von Sargans öfters auf ihre gerechte Klagen nicht Gehör gegeben hatte, so wollten sie keck allen Gehorsam versagen und frei seyn.

Da drohte der Bischof von Chur den Schamsern mit Strafe, doch folgten sie nicht. Da warf er 1431 den Bann über sie, dreimal und iedesmal stärker, so daß er allen Nachbarn verbot, mit denen in Schams Handel und Wandel zu haben, ihnen Speise und Trank zu geben, ja er gebot den Weibern, von ihren Männern zu weichen, bis diese gehorsam wären.

Aber die Schamser kümmerten sich wenig um den Herrn von Sargans, den Bischof und seinen Bann. Das duldeten aber ihre Miteidgenossen im Obern Bunde nicht; sie forderten, daß die Schamser dem Herrn gehorchen sollten nach Pflicht und Recht. Das wirkte, und die Schamser versprachen zu thun, was sie schuldig waren. So schützten die Männer des Bundes auch den Herrn bei seinen Rechten; sie gaben einem jeden das Seine, wie der Bundesbrief es gebot.

Der Gotteshausbund.

Wann und wie der Gotteshausbund entstanden sey, davon sind wir nicht genau unterrichtet. Dieser Bund scheint nach und nach entstanden zu seyn; aber ein Bundesbrief ist nicht vorhanden. Von Alters her gehörten viele Dörfer und Höfe zum Bisthum. Einige derselben hatten die Bischöfe erkauft, sammt den Rechten, welche die frühern Herrn darüber hatten; andere hatten sich freiwillig unter die Herrschaft der Bischöfe gestellt; in andern hatte der Bischof die Kirche erbaut und sich sonst um den Anbau des Dorfes oder des Landes Verdienst und damit auch Gerechtsame erworben; manche Gemeinden waren durch Schenkungen und Testamente an ihn gekommen. Alle diese Leute, welche Angehörige des Bisthums waren, nannte man Gotteshausleute.

In den stürmischen Zeiten des Raub- und Faustwesens fehlte es dem Bischof öfters an Geld, um Schlösser und Dörfer zu erkaufen, — oder an Kraft, um Land und Leute zu schützen. Dann kamen ihm die Gemeinden, wo er Herrschaftsrechte hatte, mit Geld und Mannschaft zu Hülfe. Dafür gab der Bischof aus Erkenntlichkeit seinen Angehörigen allerlei

Freiheiten und Rechte, und wenn er einen Friedensvertrag schloß oder einen Kauf that, so setzten auch die vornehmsten Gemeinden ihre Unterschriften und ihre Siegel unter solche Schriften. Wir kennen mehrere Beispiele in der Geschichte, wo die Gemeinden solchen Antheil an bischöflichen Angelegenheiten nahmen. Als z. B. der Bischof Hartmann einen Krieg mit Oestreich führte und im Jahre 1392 einen Frieden schloß, werden auch die bischöflichen Gemeinden als Theilnehmer am Friedensvertrag genannt, und die Gemeinden Chur, Oberengadin und Bergell hängen ihre Siegel an. Als der Bischof die Schlösser Remüß im Unterengadin und Greifenstein bei Filisur an sich brachte, übernahm jede Gotteshaus-Gemeinde einen gleichen Theil an der Geldsumme, und sie alle gaben auch Geld, um das verpfändete Schloß Aspermont einzulösen. Dadurch wurde es Gebrauch, daß die Gemeinden auch das Recht erhielten, bei wichtigen Schritten der Bischöfe ein Wort mitzusprechen, und öfters fragte sie in schwierigen Angelegenheiten der Bischof um Rath. Sie nahmen auch Theil an der Wahl eines Bischofs und der Gewählte galt erst, wenn die Gotteshausgemeinden ihn anerkannt hatten. Daher nannte man in alten Briefen und Urkunden den Bischof, das Domkapitel und die Gemeinden zusammen; „gemeines Gotteshaus." —

Einzelne Gemeinden hatten schon damals ihre Ammänner und Podestate und sonst allerlei Rechtsame z. B. das Bergell, Oberengadin, Avers und Stalla. Fürstenau galt als ein Städtchen und hatte gewisse Rechte, wie nur Städte solche zu haben pflegten, z. B. Ringmauern und das Gericht über Leben und Tod.

Vor allen andern Gemeinden hatte aber die Stadt Chur große Vorrechte; ihre Bürger durften nicht vor ein fremdes Gericht geladen, sondern mußten innerhalb ihrer Mauern gerichtet werden; sie durfte nicht mit dem Bann belegt werden, wenn sie Leute aufnahm, die vom Kaiser in die Acht erklärt waren; sie durfte ein eigenes Kaufhaus haben und alle Waaren mußten daselbst ausgeladen werden und anderes dergleichen. Aber doch hatte auch der Bischof viele Rechte über die Stadt. Im Jahr 1349 beschenkte Kaiser Karl IV. den Bischof mit dem Recht, alle königliche Zölle in der Stadt einzuziehen, das weltliche Gericht daselbst zu halten, über Blut zu richten, Münze zu schlagen und der Stadt einen Reichsvogt, einen Ammann, Kanzler und Werkmeister zu setzen. Aber es war vorbehalten, daß der Bischof dazu Männer ernenne, welche der Stadt angenehm waren. Und als in Kriegszeiten der Bischof und die Stadt fremde Hülfe vonnöthen hatten, schlossen sie beide im Jahr 1419 mit der Stadt Zürich einen Bund auf 51 Jahre. Lange Zeit lebten die Bischöfe mit der Bürgerschaft von Chur in guter Freundschaft, aber zuweilen entstanden auch Mißhelligkeiten, wo dann gewöhnlich die Stadt Zürich und andere Gotteshausgemeinden als Schiedsrichter angerufen wurden, um den Streit zu schlichten.

So geschah im Jahr 1422, als Bischof Johann Habundi Naso mit der Stadt Chur in Streit gerieth. Da ließ der Bischof die Kirchen schließen und wollte durch Einstellung des Gottesdienstes die Bürgerschaft zu seinem Willen zwingen. Aber die Bürger von Chur griffen zu den Waffen, belagerten den Hof, erstürmten den bischöflichen Pallast, und mauerten die hintere Pforte zu, damit niemand ohne ihr Wissen dem Bischof

zu Hülfe eilen könnte. Johann Habundi aber war entflohen und rief die Zürcher und Gotteshausgemeinden um Hülfe an. Diese schickten ihre Boten nach Chur und legten den Streit bei. Auf dieses gaben die Bürger von Chur alles zurück, was sie im bischöflichen Schloß geplündert hatten, und zwischen dem Bischof und der Stadt wurden eines jeden Rechte und Pflichten genauer bestimmt.

Man glaubt nun, daß bei diesem Anlaß der Bischof auch mit allen andern Gemeinden des Gotteshauses einen Vertrag oder einen Bund geschlossen habe, wodurch den Gemeinden große Freiheiten und Rechte zu Theil geworden. Und seit jener Zeit sollen die Angehörigen des Bisthums zu freien Gotteshausleuten geworden seyn.

Der Zehngerichten-Bund.

1436.

Diejenigen Thalschaften und Gemeinden, welche den heutigen Zehngerichten-Bund ausmachen, standen früher unter der Herrschaft deren von Vaz. Durch Kunigunde, Donats Tochter, kamen diese Länder an den Grafen von Toggenburg. Damals waren es eilf Gerichte, nemlich das Kapitelgericht zu Schiers wurde auch dazu gerechnet. Die Leute dieser Gerichte waren in Rechten und Freiheiten, so wie in andern Dingen nicht unter einander gleich. Oefters ist die Rede von freien Walsern, welche auch eigene Rechte gehabt haben; man glaubt, das seyen die Davoser gewesen, weil die ersten Bewohner dieser Landschaft aus Oberwallis stammen sollen. Nicht alle Bewohner im Prättigau und Schalfik gehörten zu diesen Walsern, aber es ist wahrscheinlich, daß die Walser deutsch redeten, und daß die Romanischen in diesen Gegenden weniger frei waren.

Damals wurde aber auch im Prättigau nicht allgemein deutsch geredet, den die meisten Namen der Dörfer, Thäler, Alpen, Güter ꝛc. stammen aus der romanischen Sprache; auch weiß man, daß in Klosters bis gegen die Reformation eine wälsche und deutsche Gemeinde gewesen ist. Zu den freien Leuten gehörten von Alters her, die auf Davos, die an der Langwies und die in Belfort. Aber über alle waren die Grafen von Toggenburg Oberherrn geworden.

Als im Jahr 1436 Graf Friedrich, der auf der Burg Solavers bei Grüsch geboren worden, ohne Kinder starb, und auch durch kein Testament verordnet hatte, wer der oder die Erben seiner gräflichen Besitzungen und Rechte seyn sollten: so erhob sich ein langer und heftiger Streit unter seinen Anverwandten, und als auch die Stadt Zürich, die Länder Schwyz und Glarus in diesen Erbstreit sich mischten, brach der sogenannte alte Zürichkrieg deswegen aus.

Während dieser Streitigkeiten wurden die Gegenden und Dörfer der streitigen Erbländer allerlei Gefahren und Kriegsnoth ausgesetzt; jeder der Erben suchte sich die Gunst des Volks zu erwerben, seine Gegner aber bedrohten dafür das Volk mit Krieg. Da beschlossen die Leute in den zehn Gerichten einen Bund zu machen, der keineswegs den Zweck hatte, sich der Herrschaft zu entziehen oder die Rechte der Herrn zu verkleinern; sie wollten sich nur sichern gegen Gewaltthaten und im Innern ihres Landes Gesetz und Ordnung aufrecht halten. Also versammelten sich aus allen Gerichten die Vorsteher der Gemeinden und viel Volks zu Davos am 8 Juli 1436, und beschwuren einen Bund, den der damalige Ammann Ulrich Beeli mit andern Vorstehern des Volkes unterschrieb.

Der Schwarze Bund.
1450.

Diese Bünde mißfielen einem Theil der Ritter und Herrn, besonders dem Grafen Heinrich von Werdenberg-Sargans. Er hatte es ungern gesehen, daß die Männer des Oberlandes den grauen Bund machten, darum hatte er seinen Leuten in Rhätien verboten, daran Antheil zu nehmen. Aber die in Schams und Rheinwald hatten nicht geachtet auf das Verbot ihres Oberherrn, und die Schamser hatten überdieß lange Zeit sich ungehorsam und trotzig gegen den Grafen benommen, und trachteten stets nach gänzlicher Freiheit.

Deshalb war Graf Heinrich am meisten über die Schamser erzürnt, und beschloß im Stillen einen Bund zu machen, die Leute in Schams zu überfallen und deren Freiheit zu vernichten. Also suchte er Theilnehmer zu einem solchen Bunde; zu ihm traten Bischof Conrad von Chur, viele Ritter und Herrn, und auch Graf Heinrich von Rhäzüns ließ sich durch viele Vorstellungen zum Antheil bewegen, obgleich er als Mitglied des grauen Bundes verpflichtet gewesen wäre, denen in Schams zu helfen. Dieser Bund des Adels wurde der schwarze Bund genannt.

In einer Nacht des Jahres 1450 führte der kriegserfahrene Ritter Hans von Rechberg ein kleines Heer von Rittern und gemeinen Kriegsleuten über den Heinzenberg nach Schams. Freiherr Heinrich von Rhäzüns hatte sich diesem Zug angeschlossen, als er bei seiner Veste vorüber zog. Noch ehe die Schamser erwachten, hatten die Ritter die Eingänge des Thals besetzt und glaubten nun, das Volk in der Schlinge gefangen zu haben. Als die Schamser früh Morgens sich überfallen

und jeden Ausweg versperrt sahen, da riefen die Glocken alle Männer zu den Waffen, und Eilboten giengen schnell zu ihren guten Nachbarn nach Safien und Rheinwald, und begehrten Hülfe in der Noth. Von allen Orten stürmten die Männer zusammen, und muthig griffen sie das Ritterheer an; der Kampf war blutig, die Ritter konnten nicht widerstehen, sie flohen, doch wurde ein Theil derselben erschlagen, mancher Herr in den Abgrund des Rheins gestürzt.

Die Landleute eilten den Fliehenden nach, brachen im Domleschg viele Ritterburgen, verjagten die Vögte, setzten den Rittern nach und verwüsteten die Besitzungen des Grafen von Werdenberg bis zu seiner Herrenburg bei Sargans.

Man glaubt, damals sey auch die Burg Hohenrhätien bei Thusis, die auch die Johannisburg genannt wird, eingenommen und zerstört worden. Eine Volkssage erzählt folgende Geschichte. Auf dieser Burg saß ein rauher Vogt, der rings umher das Volk plagte und mißhandelte. Das that er lange Zeit ungestraft, denn wenn das Volk sich wider ihn waffnete, so zog er sich auf seine hohe Felsenburg zurück und spottete des Landmanns hinter den hohen und dicken Mauern seines Schlosses. Aber eines Tages griff das entrüstete Volk diese Burg an; vergeblich wehrte sich der Vogt. Der Landsturm bezwang die hohen und dicken Mauern, die Leute des Vogts waren fast alle gefallen oder lagen an tiefen Wunden unfähig zu längerm Widerstand. Nur der Zwingherr war noch unverletzt, sah sich aber in der Nothwendigkeit, entweder sich zu ergeben oder seinem Leben ein Ende zu machen. Also setzte er sich auf sein Roß, gab ihm die Sporn und stürzte sich über den hohen senkrechten Felsen herab, an dessen Fuß der wilde Rhein

vorbei schäumt. Hier fand er seinen Tod, den er der Gefangenschaft vorzog.

Bei der Verfolgung der Ritter hatten die Landleute den Freiherrn Heinrich von Rhäzüns auf der Flucht gefangen. Sie führten ihn nach Valendas und saßen über ihn und seine meineidige That zu Gericht. Da er den Bund gebrochen und Theil an dem Anschlag genommen hatte, wurde er zum Tode verurtheilt und sollte durch die Hand des Scharfrichters enthauptet werden.

Freiherr Heinrich war ein wohlbeleibter Herr und starb nicht gerne, deshalb zitterte er und ihm graußte vor dem Schwert des Scharfrichters. Dieser trat zu ihm, wollte ihn trösten und sprach: „Herr, zaget nicht, mein Schwert ist scharf, mit Einem Schlage ist alles abgethan!“ Um dieses dem Herrn zu beweisen, blies er ein Haar wider die Schärfe des Schwerts, daß es durchschnitten wurde. Das gab jedoch dem erschrockenen Freiherrn wenig Trost, und seine Angst wurde nicht gehoben.

Während der Herr über sein Schicksal trauerte, daß er wie ein gemeiner Verbrecher durch die Hand des Scharfrichters fallen sollte, rettete ihn sein treuer Diener. Dieser trat vor das versammelte Volk und sprach:

„Mein unglücklicher Herr erkennt seinen Fehltritt, ehrt euern Richterspruch und will gern sterben. Nur Eine Bitte richtet er an Euch, die müßt ihr euerm vorigen Bundsgenossen vor seinem Ende gewähren. Seine Großväter, sein Vater und er selbst, haben mit euch und euern Vorfahren ländlich und ehrlich in Freundschaft gelebt, haben oft zu Rhäzüns, oft im Felde und anderswo manchen Krug Wein zusammen geleert. Noch eine solche Stunde traulich mit euch zu verleben, das ist der letzte Wunsch des Herrn. Hier — fuhr er sodann fort — hier ist Brot, Fleisch und Wein; ruhet, esset und seyd

froh, alsobald wird mein Herr kommen und mit euch nach alter Weise froh und freundlich zusammen seyn, dann wird er getröstet sterben."

Der Vorschlag gefiel, denn die Freiherrn von Rhäzüns waren immer gute, freundliche Herrn mit dem Volke gewesen, und hatten mit ihm gehalten, wie Väter mit ihren Söhnen. Also setzten sie sich zur Speise und tranken; unterdessen gieng der Diener umher, füllte die Becher, trank munter zu, und sprach mit den Einzelnen: „Es sey doch ein großes Unglück, das seinen Herrn getroffen. Daran sey er unschuldig, der Bischof und die Ritter hätten ihn verführt und überredet. Wider seinen Willen sey er fortgerissen worden und bereue seine That von ganzem Herzen."

Diese und ähnliche Worte sprach er zu den Landleuten, und manches Herz wurde weich. In dem Augenblick trat Heinrich in rührender Traurigkeit unter sie. Da beugte sich der Sinn der Landleute, sie gedachten der alten Freundschaft und Liebe der Rhäzünser; also stunden sie auf, schwangen die Becher und riefen dem Verurtheilten entgegen: „Hoch lebe der Freiherr, seine That sey vergessen!"

Heinrich gerührt, verfluchte die That des Adels wider Schams, erneuerte seinen alten Bundesschwur und gelobte ewige Treue. Also haben die alten Rhätier edelmüthig dem Freiherrn seine schwere Schuld verziehen, da es in ihrer Macht stand, ihm das Leben zu nehmen. Sie wollten nicht Rache, darum ist ihr Gnadenwort so schön gewesen!

Der Hennenkrieg.

1476.

Im Unterengadin hatten von Alters her die Grafen von Tyrol, später die Herzoge von Oestreich, große Besitzungen, aber auch der Bischof von Chur hatte viele Burgen und Rechte daselbst. So kam es, daß von Finstermünz bis hinauf gen Pontalta, die Herrschaftsrechte des Bischofs und des Herzogs so vermischt waren, daß öfters nicht entschieden werden konnte, wie weit und wo der Eine oder der Andere zu befehlen habe. Das gab dann öfters Anlaß zu Mißhelligkeiten und Streit, und auf diese Weise ist auch der Krieg entstanden, den man den Hennenkrieg nennt.

Die meisten Schlösser im Unterengadin gehörten dem Bischof; auf das Schloß Tarasp machte aber auch der Herzog Sigmund von Oestreich Ansprüche, und diese Ansprüche erregten den Streit. Aber es war noch ein anderer Streitpunkt. Die dem Bischof zinspflichtigen Leute gehörten zum Gotteshausbund und hatten deshalb manche Freiheiten, welche den Unterthanen des Herzogs abgiengen. Die östreichischen Leute wären um der Freiheit willen lieber bischöfliche Angehörige geworden und schlossen sich an die Gotteshausleute näher an, ja sie sammt den bischöflichen Leuten machten ein Bündniß mit denen im Oberengadin. Da fürchtete der Herzog, die Unterengadiner wollten sich seiner Herrschaft gänzlich entziehen, und da er sonst wegen Wälder, Bergwerke, Zölle und des Schlosses Tarasp in Zerwürfniß war, so brach der Krieg aus. Die aus dem Tyrol verübten im Unterengadin Todtschlag und Brand, die Unterengadiner trotzten den Tyrolern. Im Jahr 1476 fiel plötzlich und unerwartet der tyrolische Hauptmann von Schlanders-

berg in der Nacht über das Unterengadin her, und zündete das Schloß Tschanuff bei Remüß in Brand. Ueberrascht griffen die Bewohner von Remüß und Schleins zu den Waffen. Zwischen ihnen und den Tyrolern war ein tiefes Tobel; die Tyroler hatten gedroht „sie wollten in diesem Lande auch nicht eine Henne verschonen“ — daher war die Erbitterung beiderseits sehr groß. Nun trat aus den Reihen der Tyroler ein Führer hervor, der wegen seiner Leibesstärke weit umher berühmt war, Martihans von Nauders; der prahlte laut, er allein wolle es mit zehn Engadinern aufnehmen. Das reizte, und Gebhard Wilhelm von Remüß, der ebenfalls seiner Stärke halben gefürchtet war, sprach: „Fallen kann ich, doch mit Ehren.“ Mit diesen Worten rannte er auf den Gegner, übermannte ihn und tödtete den Prahler. Hierauf stürzte er allein auf die Tyroler, schlug und stach alles um sich nieder, drang bis in die eilfte Reihe und eroberte das Banner der Stadt Hall. Da fiel er, unterdessen hatten sich die Engadiner zum Angriff geordnet, und ein blutiger Kampf brach los. Wie sie beiderseits aufs heftigste stritten, kamen von den Höhen und allen Seiten her neue Schaaren Engadiner hinzu; da flohen die Tyroler mit großem Verlust und wurden bis an die Landesgrenze verfolgt.

Herzog Sigmund aber sammelte neue Kriegsvölker und wollte mit aller Macht das Unterengadin angreifen; aber die Bischöfe von Trident und Brixen legten sich ins Mittel und schlichteten den Streit. Beide Theile gaben die Gefangenen los und den Raub zurück. So endete der Hennenkrieg, der deswegen also genannt wird, weil die Tyroler gedroht hatten, so fürchterlich im Engadin zu hausen und zu morden, daß auch keine Henne mehr übrig bleiben sollte.

Der Bund zu Vazerol.
1471.

Bei solchen Gelegenheiten fühlten die Landleute, wie nützlich es sey, wenn alle Bündner sich freundnachbarlich Hülfe leisten, und wie jeder Bund einzeln zu schwach wäre, wenn ein starker Feind ihn mit Krieg überziehen wollte. Zwar bestanden zwischen einzelnen Theilen der Bünde schon seit langem Bündnisse, aber die drei Bünde selbst waren nicht zu einem Ganzen vereinigt, sondern jeder stand unabhängig vom andern da, und hatte sich um die beiden andern wenig oder nichts zu kümmern.

Damit sie durch Eintracht stark würden, dachte man darauf, sich fest und auf ewige Zeiten mit einander zu verbünden; dafür war besonders thätig Johann von Schönegg, Abt zu Disentis.

Nicht weit von Lenz, wo man über Wiesen hinab gegen Tiefenkasten geht, liegt noch heut zu Tage der Hof Vazerol. Dieser Hof hieß damals Scolare, denn daselbst war eine Schule von etwa 25 Schülern, welche im lateinischen Kirchengesang unterrichtet wurden. Später (1528) wurde diese Schule nach dem bischöflichen Hof bei Chur verlegt. Auf den Hof Vazerol kamen im März 1471 zusammen: Bischof Ortlieb von Brandis, Abt Johann von Schönegg, Graf Nikolaus von Zollern, Herr von Rhäzüns seit dem Aussterben der Freiherrn Brun, und Graf Johann Peter von Sax, mit ihnen die Boten und Vorsteher der Gerichte und Gemeinden aus allen Theilen Rhätiens.

Dort schwuren sie, die Herrn und Landleute, Weltliche und Geistliche, gegenseitig Freundschaft, Frieden und Recht. Jeder Herr, jedes Land, jedes Gericht, jeder Edle und Unedle bleibt bei dem, was er ist und

hat. Für Handel und Wandel sollen die Wege offen seyn. Was zwei Bünde annehmen, dem soll der dritte folgen. Wenn zwischen zweien Bünden Streit entsteht, ist der dritte zwischen ihnen Schiedsrichter; Recht soll Jedermann finden, habe er Streit mit einem Privatmann oder mit einer Gemeinde oder mit dem Bund. Ein Jahr wird zu Chur, dann zu Ilanz, wieder zu Chur und zu Ilanz, dann im fünften Jahr zu Davos Bundstag gehalten.

Kein Bund darf ohne die übrigen Krieg anfangen, keiner nur für sich Frieden machen; was im Krieg erobert wird, gehört Allen. Zu den Kriegskosten wird von Allen gesteuert, auch von den Geistlichen. Niemand wird in den Bund aufgenommen, den nicht Alle wollen. Verbesserlich ist der Bund, aber dauern soll er, so lange Grund und Grat stehen!

So schwuren alle Rhätier zu Einem Staat zusammen, nur die Herrschaft Haldenstein war nicht in diesem Bunde. Seitdem erst besteht zwischen allen Gerichten ein gemeinsames Band, das alle Bündner in Thal und Gebirg zu einer einzigen großen Familie zusammen bindet.

9. Kleine Chronik aus den Zeiten vor und nach Entstehung der ewigen Bünde.

1. Die Stadt Chur.

In der Stadt Chur hatte von jeher der Bischof allerlei Herrscherrechte, doch war sie niemals ganz ihm unterthan, denn sie war eine Reichsstadt, d. h. der Kaiser übte die höchste Gewalt daselbst aus. Nun aber konnten die deutschen Kaiser nicht selbst über alle die kleinen und großen Städte im ganzen Reiche wachen und über Münz, Maß, Gewicht, Zölle, Kauf und Verkauf, Blutgericht und ähnliche Angelegenheiten das Regiment

führen; deshalb ernannten sie Reichsvögte, die in Kaisers Namen über die Reichsstädte genannte Rechte ausübten und Städte schirmten, wenn deren Freiheit oder Gerechtsame angetastet wurden. Die Reichsvogtei über Chur hatte Kaiser Albrecht I schon im Jahr 1299 dem Bischof übergeben, aber die Bürgerschaft dieser Stadt war damit nicht sehr zufrieden und wünschte davon frei zu werden. Ein Unglück befreite sie.

Im Jahr 1464 am 27 April verzehrte eine große Feuersbrunst die ganze Stadt, so daß nur das Kloster St. Nicolai, der bischöfliche Hof und 7 Häuser stehen blieben. Da wollte Kaiser Friedrich III der Stadt wieder aufhelfen, und gab ihr am 28 Juli 1464 einen Freiheitsbrief, darin ihr folgende Hauptrechte entweder bestätigt oder zum erstenmal ertheilt wurden: Der Kaiser erlaubte ihr die Reichsvogtei vom Bischof an sich zu lösen; das that die Stadt 1469 und durfte so nun selbst den Reichsvogt wählen.

Die Stadt hatte gewünscht, nach dem Beispiel von Zürich und andrer Reichsstädte, Zünfte zu haben und statt eines Werkmeisters einen Bürgermeister und Rath wählen zu dürfen; der Kaiser ertheilte ihr dieses Recht, und als der erste Bürgermeister wird Michael Clausner (oder Dusner) genannt, der im folgenden Jahr den Streit zwischen Herzog Sigmund und dem Unterengadin, weshalb der Hennenkrieg entstanden ist, schlichten half.

Ferner durfte die Stadt hohes und niederes Gericht halten, auch geistliche Güter in ihrem Gebiet besteuern, Münzen schlagen, vom Wein eine Abgabe beziehen, Geächtete aufnehmen, ein Kaufhaus haben und anderes der Art.

Die Freiheit wirkt wohlthätig, wenn sie Gesetz und Recht in Ehren hält; deshalb wurde die Stadt bald

wieder hergestellt und blühte fröhlich auf; aber schon 1479 brannte sie von neuem ab. Doch wurde nun Chur der Hauptort im Gotteshausbunde und viele altadeliche Geschlechter kauften oder erwarben sich das Bürgerrecht daselbst, z. B. die Herrn von Hohenbalken, von Schauenstein, v. Marmels, v. Mont und andere.

Die beiden andern Städte in Bünden, Maienfeld und Ilanz, haben ebenfalls durch Brandunglück viel gelitten. Erstere wurde am 21 Oktober 1458 fast ganz durch Brand eingeäschert; Ilanz brannte 1484 bis auf wenige Häuser ab.

2. Die tapfern Weiber in Lugnez.

Aus früherer Zeit wollen wir hier eine Geschichte erzählen, worin Weiber sich als Helden bewiesen haben.

Im Jahr 1352 wollte Graf Rudolf von Montfort das Thal Lugnez überfallen, weil er mit Freiherrn Ulrich Walther von Belmont, der über die Grub, Lugnez, Vals und Flims herrschte, in Streit gerathen war. Die Kriegsvölker des Grafen von Montfort wollten von zwei Seiten her das Thal überfallen; da zogen die Männer gegen den Feind und schlugen ihn auf dem Berggrat ob Murissen bei dem Kirchlein St. Carl. Unterdessen wollte der andere Haufe von Ilanz her ins Thal fallen und mit Brand, Raub und Todtschlag alles verheeren. In dieser Noth, wo die Männer abwesend waren, sammelten sich die Weiber aus den Dörfern, giengen bewaffnet dem Feind entgegen und leisteten demselben außerhalb Cumbels bei dem Engpaß, Porclas genannt, so lange heldenmüthig Widerstand, bis die Männer herbeikamen und auch diese Feindesschaar gänzlich besiegten.

Dafür wollten die Männer zum Andenken dieser That die Weiber ehren, und gestatteten ihnen, in der Kirche

zur rechten Hand sitzen zu dürfen, und bei der heiligen Abendmahlsfeier vor den Männern zum Altar zu gehen.

3. Die Herrn von Sax.

Mit genanntem Freiherrn Ulrich Walther starb 1393 das Haus Belmont aus, und seine Besitzungen fielen durch Erbschaft an die Grafen von Sax-Misox. Der lezte Graf dieses Hauses, Peter von Sax, verschwendete all sein Erbgut und verkaufte eine Herrschaft nach der andern. Nun wollte er auch die Besitzungen in der Grub, Lugnez und Flims, so wie seine Rechte in der Stadt Ilanz, an die schweizerischen Eidgenossen verkaufen; da überredete ihn der Bischof Heinrich von Chur 1483, daß er um 4000 Gulden seine Rechte an das Bisthum abtrat. Das waren diese Gemeinden nicht zufrieden und auch der graue Bund sah es nicht gern, daß fortan der Bischof im Oberlande Herr werden sollte. Sie lehnten sich dagegen auf, denn die Herrschaftsrechte giengen so weit, daß sie sich über die Fische im Wasser und die Vögel in der Luft erstreckten. Eine Gesandtschaft des Volks, an deren Spitze Martin Cabalzar stand, fieng an mit dem Bischof zu unterhandeln, der Obere Bund drohte, — da wurde zu Truns 1538 ein Vertrag geschlossen, in welchem Bischof Paul Ziegler den genannten Gemeinden erlaubte, sich um 1800 Gulden los zu kaufen. So wurden die Leute in der Grub, Flims und Lugnez vom Bisthum ledig und los. Als sie nun frei waren, erhielten sie im Obern Bunde die gleichen Rechte, wie sie die Grafen von Sax ausgeübt hatten. Sie erwählten aus ihrer Mitte einen Mann, der den Grafen von Sax vorstellte und deshalb Cau de Sax genannt wurde; derselbe schlug alle drei Jahre in Verbindung mit dem Abt von Disentis und dem Herrn von

Rhäzüns drei Personen vor, unter denen die Bundesversammlung einen als Landrichter für den grauen Bund auswählte. Solche Cau de Sax gab es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts.

4. Die Freiherrn von Rhäzüns.

Die Freiherrn von Rhäzüns waren seit alter Zeit angesehene Herrn in Rhätien; sie hatten Herrscherrechte über Rhäzüns, Waltenspurg, Obersaxen, Tenna, Safien und im Domleschg.

Im Jahr 1387 geriethen die Freiherrn mit dem Bischof von Chur in langwierigen Streit und 1393 entstand daraus ein verderblicher Krieg. Der Freiherr rief die Leute aus Glarus und den Abt von Disentis; der Bischof sammelte seine Gotteshausleute. Sie fielen sich gegenseitig in die Länder und verheerten mit Brand und Raub die Dorfschaften, Alpen und Felder. Da kamen dem Freiherrn zu Hülfe der Abt von Disentis und viele Leute aus Glarus; mit diesen zog er unter offenem Banner verheerend bis vor die Stadt Chur. Darauf zogen die bischöflichen Kriegsvölker gegen Rhäzüns ins Feld, verbrennen das Dorf Feldsberg und zerstören dessen Weinberge, plündern Kazis, richten Schaden im Domleschg an, verüben Raub und Todtschlag, so viel sie vermochten. Im folgenden Jahre wurde der Friede durch Schiedsrichter hergestellt, aber aus diesen Verheerungen gieng, wie aus keimendem Samen, eine Frucht auf, welche unserm Vaterlande zum Nutzen gereichte.

Diese Raubzüge und Streitigkeiten der Herrn schlugen dem Landvolk tiefe Wunden. Seine Felder, seine Wohnungen, sein Leben geriethen dadurch in Gefahr und öfters ins Verderben. Der Freiherr von Rhäzüns hatte erfahren, wie viel ihm die Hülfe der Oberländer und

Glarner genützt habe. Deshalb schloß Freiherr Ulrich 1395 den Bund zu Ilanz, wovon wir früher erzählt haben.

Eine andere Frucht dieser Herrenkriege reifte erst im Jahre 1423. — Während dieses Kriegs und späterer Ueberfälle hatte das Domleschg durch Raub, Brand und Todtschlag gelitten. Dessen müde traten die Leute des Bischofs und die des Herrn von Rhäzüns, welche im Domleschg, am Heinzenberg und der Umgegend vermischt wohnten, zu einem Schutzbündniß zusammen und setzten fest, sie wollten gemeinschaftlich sich gegen solche Raubkriege schirmen und selbst gegen ihre eigene Herrn, wenn diese zum Schaden des Volks in das Thal ziehen wollten. Hierauf zwangen sie den niedern Adel auf Ehrenfels, Niederjuvalta, Baldenstein und andere, ihrem Bündnisse beizutreten. Das geschah, und die Herrn, selbst der Bischof und die Herrn von Rhäzüns — mußten diesem Schirmbündniß, das doch gegen sie selbst gerichtet war, ihre Zustimmung geben.

Im Jahr 1549 starb der letzte Freiherr von Rhäzüns, Ulrich Brun, welcher mit dem Volke in Frieden gelebt und den Bund zu Truns beschworen hatte. Nachdem er mit Schild und Helm als der letzte vom Mannsstamm der Rhäzünser in die väterliche Gruft versenkt worden, da fiel die Stammburg, der Boden, alle Gerichte und Herrschaftsrechte, auch die Gemeinschaft am obern Bunde, an den Grafen Nikolaus von Zollern, der zu Vazerol die Vereinigung der drei Bünde mitbeschwor. Dessen Nachkommen verkauften ihre Herrschaftsrechte im Jahr 1490 an Joh. Conradin von Marmels, und von diesem kamen sie an Kaiser Maximilian von Oestreich. Die Kaiser von Oestreich überließen die Herrschaft mehrmals andern Herrn; zuerst war sie einige

Zeit als Pfandschaft in Händen des Dr. Joh. Planta von Zernez und seiner Erben, später hatten sie die Travers von Ortenstein, darauf wurde sie von östreichischen Statthaltern verwaltet. Im Jahr 1809 trat Oestreich diese Herrschaft an Frankreich ab, nahm sie 1814 wieder zurück, und überließ sie 1818 dem Kanton Bünden. Jetzt sind Güter und Burg im Besitz von Privatleuten.

5. Die Grafen von Werdenberg-Sargans.

Wir sahen das Geschlecht der mächtigen Grafen von Sax und der Freiherrn von Rhäzüns erlöschen, ihre Herrschaftsrechte und Besitzungen an das Volk übergehen. Auf ähnliche Weise sank auch die Herrschaft der Grafen von Werdenberg-Sargans.

Nach dem Ueberfall der Landschaft Schams durch die Herrn des schwarzen Bundes, dachten viele ihrer Unterthanen auf völlige Freiheit und zwangen die Grafen auf dem Felde bei Mels im Jahr 1451 zu einem Vertrag, worin ausgemacht wurde: „den Herren soll nichts bleiben, als ihr Erbe.“ — Die Herren sahen ihrer Seits nun ein, daß sie nicht länger auf den Gehorsam ihrer Unterthanen bauen könnten. Da verkauften die Grafen von Werdenberg alle ihre Herrschaftsrechte über Schams und Obervaz an den Bischof, — nemlich „Güter, Leute, Alprechte, Frevel, Wildbahn, Fischerei, Gerichtsbarkeit“ — und vom Bisthum kauften sich die Leute mit Geldsummen los und wurden frei.

Graf Georg von Werdenberg war ohne Kinder, hatte lustig und verschwenderisch gelebt, seine Güter verkauft, seine meisten Herrschaften verloren. So war er nach und nach arm geworden und obendrein wegen einer verwegenen That in des Kaisers Acht gefallen. Da

verkaufte er 1483 seine Herrschaft Sargans an die Eidgenossen, verließ die Burg seiner Väter und zog sich mit seinem treuen Bedienten Victor Buchlin nach dem Schlosse Ortenstein im Domleschg, wo er vom Erlös seiner verkauften Besitzungen lebte. Hier wohnte er 18 Jahre lang und bezog seinen Unterhalt von seinen Verwandten und Erben, durfte aber weiters seine Güter und Herrschaften nicht mehr verkaufen. Er starb 1501, und sein treuer Diener Victor verwaltete die Landvogtei auf Ortenstein im Namen der Erben. Diese verkauften sodann die Herrschaft an Ludwig Tschudi von Glarus, und derselbe überließ 1527 dem Volke des Gerichts Ortenstein alle Herrschaftsrechte über sie um 1500 Gulden; das Schloß aber mit den nächsten Gütern kaufte Victor Buchlin, ein wackrer und sparsamer Mann, dessen Tochter Apollonia ein Jakob Travers heirathete. Die Nachkommen desselben haben bis auf den heutigen Tag diese Burg mit den Gütern in Besitz. Also wurden auch die Leute im Domleschg, welche den Werdenbergern unterthan waren, freie Bündner und Gotteshausleute.

6. Das Schloß Hohentrins.

Hoch auf einem Felsen beim Dorfe Trins stehen die Trümmer der uralten Burg Hohentrins und überschauen weit und breit die Umgegend; sie erblickt man aus dem ganzen Domleschg und von weither aus dem Oberlande. Einst als noch die Heerstraße aus Deutschland nach Italien durch das Bündnerische Oberland, entweder über Vals nach dem Rheinwald, oder über den Lukmanier und Gotthard führte, — soll daselbst Pipin, der Franken Herzog, oder dessen Enkel Pipin, der erste König aus dem Hause der Carolinger, sie erbaut haben zum Schutz der Kriegsvölker, welche dieses Wegs zogen.

Daselbst wohnten in spätern Zeiten die Herrn von Hohentrins und hatten in der umliegenden Gegend einige Gewalt und Besitzungen. Als diese ausstarben, hatten die Herrn von Vaz, das Bisthum, die Herrn von Haldenstein, die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg diese Herrschaft in Besitz, später gehörte sie denen von Heuen.

Diese Herrn waren zwar reich und sehr angesehen in Bünden, lebten aber prachtvoller und lustiger, als ihre Einkünfte zugaben. Deshalb liehen sie viel Geld und setzten ihre Güter und Herrschaften zum Pfande. Die Pfandbriefe versorgten sie in diesem Schlosse, weil sie gedachten, bei bessern Zeiten die verpfändeten Güter wieder einzulösen. Auf dem Schlosse war Otto Capol Hauptmann des Herrn von Heuen. Dieser begab sich am Pfingstfeste des Jahres 1470 sammt seiner Frau nach Tamins, um dort die Kirchweihe zu feiern und einer Hochzeit beizuwohnen. Er nahm die Schlüssel der Burg mit sich und ließ nur eine Magd mit zwei oder drei Knaben darin zurück. Während seiner Abwesenheit brach Feuer im Schlosse aus, niemand war zur Rettung anwesend, die Urkunden, die Magd und die Knaben verbrannten. Man glaubte, böse Menschen hätten das Schloß in Brand gesteckt, um die Pfandbriefe zu vernichten, und die Herrn um ihre Ansprüche auf die verpfändeten Güter zu bringen. Seitdem wurde das Schloß Hohentrins nicht wieder aufgebaut, aber die Trümmer stehen noch zum Andenken an jene Zeiten, wo sie der Sitz eines rhätischen Rittergeschlechtes waren.

7. Die Herrschaft Mayenfeld.

Als nach dem Tode Friedrichs von Toggenburg der große Krieg wegen seiner Erbschaft entstand und

Kaiser Albrecht zuletzt die Länder vertheilte, kamen Mayenfeld und Fläsch als Erbtheil an den Freiherrn Wolfhard von Brandis. Dieser hielt für gut, seine Leute durch Wohlthaten zu gewinnen und ertheilte ihnen verschiedene Freiheiten. Sie waren auch gute Herrn, aber im Schwabenkrieg, von dem wir später erzählen werden, geriethen sie in Geldmangel und fiengen an mehrere ihrer Herrschaften zu verkaufen. Also traten sie um 20,000 Gulden auch ihre Rechte über Mayenfeld und Fläsch an gemeine drei Bünde ab. Dies geschah im Jahre 1509. Seitdem setzten die drei Bünde einen Landvogt dahin, welcher die herrschaftlichen Rechte ausübte; wenn dann die Reihe, einen Landvogt zu setzen, an das Hochgericht Mayenfeld kam, so gaben sie selbst den Landvogt, und waren zugleich Mitherrscher und Beherrschte. Etwa zehn Jahre später kam auch die Herrschaft Aspermont, nemlich Malans und Jenins, durch Kauf an die drei Bünde. Daher kommt der Name Herrschaft für jene Gerichte.

8. Bund zwischen Rhätien und den Eidgenossen.

Die schweizerische Eidgenossenschaft hob an mit dem Bund zu Brunnen 1315, wo die drei Waldstätte für ewige Zeiten sich verbanden. Sie wuchs durch Zutritt von fünf Städten und Ländern, und so entstand der Bund der acht alten Orte. Dieser Bund führte von 1315 bis 1415, also hundert Jahre lang, von Zeit zu Zeit blutige Kriege mit den Herzogen von Oestreich und war in allen Schlachten siegreich, eroberte Städte und Landschaften, und wurde so mächtig und angesehen, daß die übrigen Nachbarländer der heutigen

Schweiz die Freundschaft der Eidgenossen suchten und zum Theil auch erworben. Mehrmals haben auch die Eidgenossen diesen Nachbarn große Dienste geleistet; daher schloßen sich Solothurn, Freiburg, Schaffhausen, Basel und Appenzell an sie an, wurden aber erst später, besonders nach dem großen Burgunderkrieg, in den ewigen Bund der schweizerischen Eidgenossenschaft aufgenommen. So entstand dann der Bund der dreizehn Orte.

Auch Rhätien hatte seit alter Zeit Freundschaft mit mehrern Orten der Eidgenossenschaft, und zwischen einzelnen Theilen Rhätiens und einzelnen Orten der Schweizer waren auch Bündnisse geschlossen worden. Aber ein eigentlicher Bund zwischen Rhätien und der Eidgenossenschaft bestand nicht. Erst als die Herzoge von Oestreich und besonders Herzog Sigmund und Kaiser Maximilian auch Bünden bedrohten, und die schwäbischen Ritter und Städte einen Bund machten, den man den St. Georgenschild nannte: da wurden die Schweizer und Bündner um ihre Freiheit besorgt und hielten für gut, ein Schutz- und Trutzbündniß mit einander zu errichten, um wider den Schwabenbund und Kaiser stark zu werden.

Diese Verbindung kam zu Stande kurz vor Ausbruch des Schwabenkriegs, und es war für beide Theile ein Glück, daß sie fest und muthig zusammen hielten. Also schickten 7 Orte der Eidgenossen und der Grauebund ihre Boten und Vorsteher im Jahr 1497 auf St. Johannistag nach Wallenstadt, und daselbst schlossen sie einen Bund. Im folgenden Jahre trat auch der Gotteshausbund mit den Eidgenossen in gleiche Verbindung. Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus einerseits, — der Grauebund und Gotteshausbund andrerseits, gelobten sich gegenseitig Frieden,

Freundschaft und Hülfe, freien Kauf, Handel und Wandel, und daß in Krieg und Frieden jeder Theil zum Vortheil des andern handle.

Der Zehngerichtenbund war damals mit Oestreich in solchen Verhältnissen, daß er diesem Bündnisse nicht beitreten konnte.

So wurde Bünden stark durch die Freundschaft der Eidgenossen; die Eidgenossen hatten an Bünden treue Freunde in Krieg und Frieden, und so haben beide Theile aus dieser Verbindung große Vortheile gezogen, denn Eintracht macht stark.

9. Anfang der ausländischen Kriegsdienste.

Die ausländischen Kriegsdienste der Schweizer haben über dreihundert Jahre lang der Eidgenossenschaft und Bünden so viel Vortheile und Nachtheile gebracht, daß wir hier auch erzählen müßen, wie sie ihren Anfang genommen haben.

In den langen Kriegen der Eidgenossen gegen Oestreich hatten die Schweizer so oft und so heldenmüthig die stolzen Ritterheere in allen Schlachten überwunden, daß sie für die besten Kriegsleute in ganz Europa gehalten wurden. Besonders berühmt wurden sie durch die Schlacht bei St. Jakob an der Birs 1444, wo etwa 1500 Eidgenossen mit 40,000 Mann, welche der Kronprinz von Frankreich wider sie heranführte, dergestalt gestritten haben, daß das französische Heer beinahe gänzlich geschlagen wurde. Jene Schweizer sind in dieser Schlacht zwar alle gefallen, aber der Kronpinz Ludwig von Frankreich schwur, „eine solche Tapferkeit noch nie gesehen zu haben, und er wünsche, daß sie alle noch lebten und in seines Vaters Dienst treten möchten, denen wolle er großen

Sold geben. Mit den Eidgenossen wolle er nicht weiter streiten.“ So that er; anstatt die übrigen Schweizer anzugreifen, machte er Frieden mit ihnen und suchte solche Männer in seinen Dienst zu ziehen.

Von dem an zogen viele Herrn vom Adel und gemeinen Volke nach Frankreich und Burgund, und dienten um Sold. Besonders suchte König Ludwig XI von Frankreich, der als Kronprinz bei St. Jakob die schweizerische Tapferkeit kennen gelernt hatte, solche Schweizer zu bekommen. Er gab angesehenen Männern, den Städten und Ländern jährliche Pensionen und besoldete die Kriegsleute in seinem Dienst gar wohl. Andere Regenten ahmten ihm nach; sie schickten Gesandtschaften in die Schweiz, jeder bot höhern Sold oder machte schönere Versprechungen als der andere. Da gab es Gesandte von Frankreich, Oestreich, vom Papst, von Mailand, Venedig, Savoyen, später auch von Spanien — die baten um der Eidgenossen Gunst und Hülfe.

Wenn dann der französische Gesandte sprach: „Mein Herr giebt euch so viel;“ so sprach der kaiserliche: „Mein Herr giebt euch mehr.“ Wer am meisten bot und am besten zahlte, bekam Kriegsleute so viel, oft mehr als er wollte. Denn ein großer Theil des schweizerischen Adels und die Jünglinge und Männer mancher Städte und Länder der Schweiz hatten nichts Besseres zu thun, oder wollten nichts Anderes thun, als im fremden Sold sich Ehre und Reichthum erwerben. Am leichtesten hatte es der Papst, der bot den Schweizern Ablaß oder bezahlte mit Titeln und geweihten Fahnen, — und auch das brachte ihm Kriegsleute und erwarb ihm die Hülfe der Schweizer.

Im Jahr 1474 schloß König Ludwig XI von Frankreich das erste Bündniß mit Rhätien, und schon im

folgenden Jahre kämpften viele Bündner gegen des Königs Feind, gegen Herzog Carl den Kühnen von Burgund. Von dem an waren viele Bündner in Frankreichs Diensten und halfen dem König gegen seine Feinde. Und diese auswärtigen Kriegsdienste dauerten bis auf unsre Zeit, und viele Bündner haben dabei Verdienst und Auszeichnung, Reichthum und Pensionen, Ehre und Ruhm erworben, andere waren weniger glücklich oder weniger klug; aber alle galten bei ausländischen Fürsten als treue tapfere Männer, auf die man sich in Noth und Tod verlassen könnte.

10. Wie aus einem Bauernsohn ein großer Herr wurde.

Wir werden jetzt bald hören, wie die Bündner in Krieg gerathen mit den Herzogen von Mailand, die sich Sforza nannten. Darum wollen wir hier erzählen, woher diese Herzoge stammen und warum sie diesen Namen führten.

Bis zum Jahr 1477 herrschten in Mailand die Herzoge aus dem Hause Visconti, aber sie starben aus, und eine Anzahl fremder Fürsten suchte die Herrschaft in Mailand zu erwerben. Vergeblich bemühte sich darum der König von Neapel, vergeblich der Herzog von Orleans und der Herzog von Savoyen, — ein lombardischer Landmann brachte es durch Muth und Verstand dahin, daß seine Söhne und Enkel auf den herzoglichen Stuhl von Mailand gesetzt wurden.

Bei dem Dorfe Cotignuola in der Lombardie arbeitete eines Tages ein schön gewachsener Bauernsohn auf dem Felde. Zwar braun von der Sonne, aber mit breiter Brust, feurigen Augen, Ernst in Mienen, Güte

im Herzen — war er der schönste Jüngling der Gegend. Giacomezzo, so hieß der Bursche, arbeitete mit der Hacke, die Sonne brannte, und öfters blickte er von seiner sauern Arbeit auf, — sein Tagewerk gefiel ihm nicht. Als er so arbeitete und wieder ausruhete, zog ein glänzender Reitertrupp daher, es war die Georgenschaar des Grafen Alberich von Barbiano. „O daß ich solch ein Reiter seyn könnte!“ dachte Giacomezzo, und warf unwillig seine Hacke nach den Aesten eines nahen Baumes. Der Zufall wollte, daß die Hacke hängen blieb. Das sah er als einen Wink der Vorsehung an und sprach: „Ich bin zu etwas höherem bestimmt, hacke wer will, ich werde ein Kriegsmann!“ So sprach er und folgte dem Reitertrupp. Er und drei seiner Brüder wurden aufgenommen bei der Georgenschaar.

Durch Tapferkeit und Muth ausgezeichnet, gewann er bald die Gunst des Anführers. Eines Tages gerieth Giacomezzo mit seinen Kriegsgesellen in Streit um ein Stück aus der Beute. Der Graf wollte zu Gunsten der Gegner entscheiden, aber Giacomezzo behauptete sein Recht so hartnäckig und kühn, daß der Graf endlich für ihn entscheiden mußte. Da sprach Alberich: „Hier ist deine Beute, aber das heißt mir Gewalt anthun; du bist Sforza, und Sforza soll dein Name seyn — du Gewaltiger!“ —

Diesen Namen führte fortan der Jüngling, und er war die leibhaftige Sforza oder Gewalt, denn er stieg durch kühne Kriegsthaten zur Stelle eines Anführers der Georgenschaar, und der Papst, Könige, Staaten und Völker mußten ihn fürchten. Als er jedoch im Jahr 1424 einen gemeinen Krieger aus Wassersnoth retten wollte, ertrank er in einem Flusse. Sein ältester Sohn, Franzesko Sforza, trat an die Spitze des

Heeres, er war seinem Vater ähnlich an Muth und Verstand. Kein Feind war ihm zu stark, keine Stadt unbezwinglich, kein Werk zu schwer — er siegte überall und war von allen, mit denen er feindlich zu schaffen hatte, gefürchtet. Da suchten alle Städte und Fürsten den Sforza in ihren Dienst zu ziehen, er aber suchte den herzoglichen Stuhl von Mailand. Er wurde Feldherr der Mailänder und heirathete eine Tochter des letzten Herzogs, Maria Anglo Visconti, und war der Liebling des Heeres und der Bürgerschaft; desto mehr haßten ihn die Großen Mailands und machten Anschläge, ihm das Leben zu nehmen. Als das die Bürger von Mailand merkten, machten sie eine Verschwörung, nahmen die Burg der Stadt ein, vertrieben den Adel, und setzten Franzesko Sforza im Jahr 1450 auf den herzoglichen Stuhl von Mailand. So stieg der Sohn eines einfachen Landmanns zu der höchsten Würde im Herzogthum Mailand. Das war wohl eine Folge jenes entscheidenden Wurfes der Hacke; aber nicht die Hacke, sondern Muth und Verstand haben die Sforza zu dieser Höhe emporgehoben.

10. Wie das Prättigau an Oestreich kam.

Bei der Aufrichtung des Bundes zu Davos 1436 hatten die Männer der eilf Gerichte gelobt: „dem Erbherrn sein Recht zu lassen.“ — Während des großen Erbkriegs theilte Kaiser Albrecht II im Jahr 1439 die toggenburgischen Länder an folgende Herrn. Die Gerichte Belfort, Davos, Parpan, Schalfik, Castels und Schiers an den Grafen Ulrich von Mätsch. Das übrige Prättigau fiel an die Grafen

von Montfort und Sax. Mayenfeld und Fläsch kamen an den Freiherrn von Brandis.

Diese Herrn bestätigten die alten Rechte und Bünde der Landleute; es heißt in einem alten Briefe dieser Herrn: „wenn die ehrbaren Leute auf Davos und ihre Erben thun, als ihr Lehenbrief und dieser weiset, so sind sie freie Leute, von Jedermann unverkümmert.“ —

Die von Montfort und Sax verkauften im Jahr 1471 in Geldnoth ihre Gerichte im innern Prättigau an Erzherzog Sigmund von Oestreich. Der Herzog aber hatte selbst kein Geld in Ueberfluß, deshalb verpfändete er diese Gerichte an den Grafen Ulrich von Mätsch, jedoch behielt er sich das Recht vor, zu gelegener Zeit diese Pfandschaft wieder einzulösen. Ulrich von Mätsch gab die Gerichte seinem Sohne Gaudenz; dieser bestätigte die alten Herkommen und versprach bei den Landleuten zu wohnen, ihnen keinen Vogt zu setzen, der ihnen nicht gefiele, und nicht ohne ihre Einwilligung sie an einen andern Herrn zu verkaufen.

Das wünschten die Landleute, und der Herr hoffte, es werde wohl dem Erzherzog niemals einfallen oder Geldvorrath genug seyn, die Pfandschaft wieder einzulösen. Aber es gieng wider beider Erwarten. Schon im Jahr 1477 bot der Erzherzog das Pfandgeld und verlangte die Gerichte. Da fragte Gaudenz von Mätsch die Landleute um ihre Einwilligung, sie verweigerten sie. Sie wollten nicht östreichisch werden, deshalb wendeten sie sich an den Obern- und Grauenbund und begehrten deren Rath und Beistand. Auch diese sahen Oestreichs Herrschaft nicht gerne, darum schickten alle drei Bünde eine Gesandtschaft an den Erzherzog nach Innsbruck, ihn durch gütliche Vorstellungen dahin zu bewegen, daß er vom Wiederkauf abstehe. Der Erzherzog beharrte

auf seiner Forderung, die Bündner gaben auch nicht nach, und die Prättigauer verweigerten mit Festigkeit die Zustimmung und Unterwerfung.

Auf dieses wendete sich der Erzherzog an die schweizerischen Eidgenossen, mit denen er kurz zuvor ein Bündniß geschlossen hatte, und diese schickten ihre Boten nach Bünden, um die Prättigauer zu bewegen, dem Herrn zu huldigen in allen billigen Stücken. Da versprach der Herzog Bestätigung der alten Freiheiten und daß er niemals einen Ausländer oder einen dem Volke unangenehmen Mann als Landvogt setzen wollte. Darüber gab er Brief und Siegel, und die Gerichte fügten sich nun in sein Begehren. Später verkauften die von Mätsch auch die andern Gerichte an Oestreich, und so wurde der ganze jetzige Zehngerichtenbund, mit Ausnahme der Herrschaften Mayenfeld, Malans und Jenins, an Oestreich unterthan.

Seitdem waren die 8 Gerichte unter der Herrschaft Oestreichs über 170 Jahre lang, und wurden durch einen Landvogt regiert, der auf der Burg Castels seinen Sitz nahm. Später wurden diese Gemeinden hart behandelt und sollten dem Herrn als gehorsame Unterthanen thun, was ihnen befohlen wurde. Besonders fühlten sich die Prättigauer gekränkt in ihrer Religionsfreiheit, und es kamen schwere Zeiten des Drucks und Kriegs über sie vom Jahr 1619 bis 1641; aber die Bündner wehrten sich tapfer gegen östreichische und spanische Kriegsvölker, und behielten den Sieg. — Da kauften sich 1649 die Gerichte Davos, Closters, Castels, Schiers, Seewis und Churwalden um 75,000 Gulden los. Im Jahr 1652 gaben auch Belfort, St. Peter und Langwies 20,000 Gulden und wurden frei von Oestreichs Herrschaft.

Die Bündner mit Mailand in Krieg.

Von alten Zeiten her gehörten Worms oder Bormio und Puschlav zu Rhätien und standen unter der Herrschaft des Bischofs. Deshalb war öfters Feindschaft zwischen dem Bischof und den Herzogen von Mailand, weil letztere diese Länder gern an sich gerissen hätten. Im Jahr 1350 brach ein Krieg zwischen diesen Herrn aus und der Herzog Visconti nahm beide Länder weg. Aber auch in Veltlin Cläfen und Plurs hatten die Bischöfe zu Chur von Alters her viele Gerechtsame, welche ebenfalls von den Mailändern weggenommen worden. Des Bisthums Ansprüche darauf wurden durch folgenden Vorfall noch bekräftigt: Zur Zeit des Bischofs Hartmanns kam nach Chur als Flüchtling Mastino Visconti, ein Sohn des im Jahr 1385 seiner Besitzungen und seines Lebens beraubten Herzogs Barnabas Visconti. Mastino war vor seinem Oheim Galeazo Visconti geflohen und fand freundschaftliche Aufnahme bei Bischof Hartmann. Bei diesem Anlaß stellte ihm der Bischof vor, welchen Verlust das Bisthum in Veltlin, Worms, Puschlav und jenen Gegenden erlitten habe von den Mailändern, und wie bisher die Herzoge gegen alle Vorstellungen taub gewesen. — Auf diese Klage machte Mastino einen Schenkungsbrief am 29 Juni 1404, und gab alle Länder, die seines Vaters Erbtheil gewesen, als ewiges Eigenthum an das Bisthum zurück, nemlich das ganze Veltlin, Bormio, Puschlav, Cläfen und Plurs. Diese Schenkung erkannte aber der Herzog Philippo Maria Visconti nicht an, so sehr auch die Leute in Puschlav wünschten, von Mailand los zu werden und dem Bisthum anzugehören.

Nachdem der letzte Herzog aus dem Geschlechte Visconti im Jahr 1447 gestorben war, gelangte Franzesko

Sforza, von dem wir erzählt haben, im Jahr 1450 auf den herzoglichen Stuhl von Mailand und seine Nachkommen herrschten über Mailand, die Lombardie und die obgenannten Länder, welche dem Bischof von Chur geschenkt worden waren. Einer dieser Nachkommen war Ludovico Sforza mit dem Beinamen Moro, ein gar herrschsüchtiger und gewaltthätiger Fürst, der durch Mord und andere schlechte Mittel zur Herrschaft gelangt war. Dieser Ludovico Moro schätzte die Bündner gering und nahm ihnen die alten Zollfreiheiten im Mailändischen, welche seine Vorgänger einigen Thalschaften aus besonderer Gunst bewilligt hatten. Es hatten nemlich die Herzoge schon im Jahr 1467 gestattet, daß die Bergeller jährlich im Mailändischen aufkaufen und zollfrei heimführen durften 300 Scheffel Getraide und 80 Fuder Wein. Eben so durften die Engadiner 100 Fuder Wein, die Schamser 55; die Oberhalbsteiner 50 Fuder Wein zollfrei ausführen. —

Das alles wollte Ludovico nicht länger zugeben und spottete der Bündner, wenn sie sich auf ihre alte Rechte beriefen. Da klagten die Bündner bei dem damaligen Bischof Ortlieb von Brandis. Bischof Ortlieb wurde noch von einer andern Seite her aufgereizt. Damals regierte in Rom Papst Innocens VIII, der mit Ludovico Moro in Feindschaft lebte und seine Macht fürchtete. Damit nun der Herzog nicht die päpstlichen Länder mit Krieg anfalle, reizte er den Bischof Ortlieb von Chur auf, daß er Puschlav und Bormio zurückfordere oder den Herzog bekriege. Der Bischof wandte sich an die Bundsversammlung und fand Gehör, weil Jedermann über des Herzogs Willkühr sich zu beklagen hatte.

Im Jahr 1486 schickte der Bischof seinen Vogt zu Ardez, Ulrich Massol, nach Bormio und begehrte vom herzoglichen Statthalter die Rückgabe dieser Landschaft und die Freistellung von Puschlav, sonst würden die Bündner mit den Waffen sich Recht verschaffen. Da sprach hochmüthig Cisermundo, des Herzogs Statthalter, zu Massol: „Ob ihr Krieg oder Frieden wollt, ist mir gleichgültiger als der Wein, der hier in diesem Glase steht.“ — Massol hob drohend den Finger und erwiederte: „Bald gäbet ihr viele Fässer solchen Weins, wenn ihr diese Worte nicht geredet hättet!“ — Da wollte der Statthalter dem Massol zeigen, wie gut und schnell die Leute von Bormio unter den Waffen versammelt werden könnten, und stieß zum Fenster hinaus in ein Horn, und siehe, plötzlich stand alles Volk bewaffnet auf dem Platz. „Meinst du, sprach er spöttisch, mit einem solchen Kriegshaufen, der auf meinen ersten Ruf bereit steht, sollte ich nicht euch Bündnern Widerstand leisten oder doch so lange mich vertheidigen können, bis der Herzog mir zu Hülfe kommt?“ — Da entgegnete Massol: „Fürwahr, so viele Wormser, als du vonnöthen hast, sehe ich nicht. Du wirst es erfahren?“ Mit diesen Worten kehrte Massol nach Bünden zurück.

Schon am dritten Tag zog alles Volk aus dem Engadin über das Luwinenthal so unaufhaltsam und muthig, daß ein gewaltiger Schrecken auf die Wormser fiel. Sie flohen mit Weib, Kind, Vieh und Habe ins Gebirg, und im ganzen Thal blieben nur sieben alte Weiber zurück, die nicht fliehen konnten. Da floh auch Cisermundo und bereuete, daß er so übermüthig zu Massol gesprochen hatte.

Die Bündner nahmen Bormio, andere Schaaren zogen über den Bernina und besetzten Puschlav; viel wurde

hier und dort zerstört und geplündert, an den Weinfässern der Boden eingeschlagen und vollauf gelebt. Unterdessen gieng der Sturm durch alle Bündnerische Thäler; das Oberhalbstein erhob sich, die Bergeller schlossen sich an, und zogen vor Cläfen; über den Splügen zog der graue Bund. Da sammelten die Hauptleute des Herzogs ihre Kriegsleute, Graf Balbiani führte die Reiterei, Landolino das Fußvolk, sie wollten den Bündnern widerstehen. Aber mit rauhem wildem Kriegsgeschrei stürzten die Bergvölker auf die Mailänder; da entfiel ihnen der Muth und sie flohen so schnell nach allen Seiten, daß etliche vor Schrecken noch auf der Flucht starben, viele aber lagen todt oder wund auf dem Schlachtfeld.

Die Sieger zogen vor Cläfen und zündeten es an; Plurs sollte das gleiche Schicksal treffen, da rettete es Berthold Fontana, ein Oberhalbsteiner, weil er und sein Bruder früher daselbst Wohlthaten genossen hatten. Die Sieger blieben in den eroberten Dörfern und Flecken.

Der Sommer kam, der Winter vergieng, noch lagen die Bündner in Worms, Puschlav, Plurs und Cläfen. Die in Worms zogen mit dem Frühling aus, durchs Veltlin herab über Tiran auf Sondrio. Da kam Ludovico Moro mit großer Kriegsmacht das Thal herauf, er wollte lieber Frieden als Krieg; deshalb fieng er an zu unterhandeln. Also zahlte er 14,000 Gulden für den Frieden und für Rückgabe seiner Länder, aber Puschlav trat er an das Bisthum ab. Hierauf zogen die Bündner nach Hause. Der Herzog aber umgab Tirano und Cläfen mit Mauern, und bauete oberhalb Tirano, gegen Puschlav zu, bei Piatta-mala eine Grenzmauer.

Also wurden Trotz und Uebermuth bestraft, die Männer in Puschlav wieder Gotteshausleute; aber schon 1536 kauften sie sich von der bischöflichen Obergewalt los und wurden um 1200 Goldgulden freie Gotteshausbündner.

Der Schwabenkrieg.
1499.

Von Alters her gehörte die Schweiz und auch Rhätien zum heiligen Römischen Reiche deutscher Nation. So nannte man die Länder und Völker, über welche der deutsche Kaiser die Oberherrschaft hatte.

Die Schweiz hatte bisher treu und gern am deutschen Reiche gehalten, als aber seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts die Herzoge von Oestreich zur Kaiserwürde gelangten, nahm man nicht mehr gern Befehle vom Kaiser an, weil zwischen Oestreich und den Eidgenossen alte Feindschaft und großes Mißtrauen war. Diese Feindschaft wurde noch ärger, als die Schweizer sich weigerten in den schwäbischen Bund zu treten.

Dieser Bund war entstanden 1488, als die vornehmsten Fürsten, Herrn und Städte in Schwaben zusammentraten und auf Kaisers Befehl sich gelobten, sie wollten zusammenstehen, um die Räubereien des Adels abzuschaffen, das Recht, den Handel und Wandel zu schützen. Der Zweck dieses Bundes war löblich, aber er ward denen aufgezwungen, welche nicht freiwillig daran Theil nehmen wollten. Die Schweizer hatten kein rechtes Vertrauen zu demselben, weil er vornehmlich aus ihren Feinden bestand; deswegen besorgten sie, man wolle damit nicht blos die Gewaltthätigkeiten der Raubherrn beschränken, sondern es sey auch auf ihre Freiheiten abgesehen, welche dem schwäbischen Adel ein Dorn in den Augen

waren. Also weigerten sie sich des Kaisers Einladung zu folgen, und traten nicht in den Schwabenbund, den man auch den Bund vom St. Georgen-Schilde oder den stählernen Bund nannte.

Das ärgerte den Kaiser und beleidigte die schwäbischen Ritter; sie drohten den Schweizern und sprachen: „Jetzt ist der Fund gefunden, daß die Bauern nicht mehr Herren seyn werden.“ — Sie sangen Spottlieder auf die Eidgenossen und gaben ihnen allerlei Schimpfnamen, und wo Schweizer mit schwäbischen Herrn zusammen kamen, nannte man sie nicht anders denn „Kühmäuler“ und dergleichen. Das gebar Haß und reizte auf beiden Seiten, doch kam es noch zu keinem Krieg.

Als aber im Jahr 1495 die Eidgenossen sich weigerten, mit Geld und Mannschaft an einem Reichskrieg wider die Türken und Franzosen Theil zu nehmen, da sah man böse Zeiten voraus. Dennoch verloren die Schweizer den guten Muth nicht, sie hatten so oft mit Gottes Beistand durch ihre Tapferkeit gesiegt, — sie verzweifelten auch fürder am Siege nicht. Es schreckte sie nicht, daß der Reichskanzler zu Lindau dem eidgenössischen Gesandten drohte: „Schicket euch in die Sachen, denn der Weg ist gefunden, euch einen Herrn zu geben.“ — Auf die Frage, wie das geschehen sollte — antwortete der Kanzler: „Das werde ich mit der Feder in meiner Hand zuwege bringen.“ Aber der Eidgenosse erwiederte: „Was Ihr drohet, gnädiger Herr, ist vormals schon Andern mißlungen, die es mit Hellebarden versuchten, welche mehr zu fürchten sind, als Euer Gänsekiel!“ —

Auch Kaiser Maximilian, sonst ein braver Herr, aber über die Schweizer sehr erbittert, sprach zu eidgenössischen Gesandten in einem drohenden Tone: „Man wird euch schon zum Gehorsam zwingen, und ich selbst

werde unter den Vordersten seyn, euer Land einzunehmen." — Da lächelte der Bürgermeister Schwend von Zürich und sprach: „Ich warne Eure kaiserliche Majestät ja nicht unter den Vordersten zu seyn, denn unser Volk ist so grob und unwissend, daß zu besorgen sey, es werde nicht einmal der kaiserlichen Krone schonen." — So deuteten alle Anzeichen auf nahen Krieg; die Eidgenossen sahen sich vor, deshalb schlossen sie wenige Jahre später mit dem Grauen und Gotteshausbunde in Rhätien den Vertrag zu gegenseitigem Schirm und Beistand.

Auch die Bündner hatten von des Kaisers Zorn manches zu fürchten. Im Unterengadin gab es noch immer allerlei Neckereien wegen Zölle, Grenzen und Rechtsamen. Mehrmals versuchte man auf gütlichem Wege den Streit zu schlichten, aber des Kaisers Räthe verachteten die Bündner und ließen es zu wahrem Frieden nicht kommen. Darüber waren die Engadiner sehr erzürnt und klagten beim Grauenbunde, weil der damalige Bischof Heinrich ihr Oberherr gegen Oestreich nicht muthig genug seine und ihre Rechte vertheidigte.

Einer dieser kaiserlichen Räthe, welcher auf die Bündner und alle Eidgenossen heftig zürnte, war der Graf Goffenbrot, den Graf Georg von Sargans im Bad Pfeffers gefangen nehmen wollte. Derselbe reitzte auch den Kaiser zu Gewaltschritten an, und Maximilian ließ sich dazu verleiten. Der Krieg brach aus, Tyrol und der schwäbische Bund rüsteten sich gewaltig, sie hofften mit leichter Mühe die Schweizer zu bezwingen und ihnen einen Herrn zu geben, aber sie machten eine falsche Rechnung.

Mit Anbruch des Jahres 1499 fielen im Jenner die Tyroler über das Münsterthal her und eroberten es;

da erhoben sich die Leute jenes Thals, die Engadiner eilten zu Hülfe, die Tyroler mußten das Land verlassen und verloren achtzehn Mann. Bald kehrten sie mit größerer Macht zurück. Da riefen die Münsterthaler um Hülfe; der Grauebund, viele von den Gotteshausleuten, auch die Eidgenossen rückten ins Feld, besetzten das Münsterthal, das Unterengadin und den Luzienſteig. Man versuchte noch einmal Frieden zu stiften, aber Zorn und Rache ließen es dazu nicht kommen — so begann der blutige Schwabenkrieg.

In diesem Schwabenkrieg wurde die Schweiz auf der ganzen östlichen und nördlichen Grenze, vom Münsterthal bis nach Basel, bald hier bald dort angefallen. Groß war die Macht des Kaisers, groß der Haß des schwäbischen Bundes; Feuer und Schwert, Mord, Raub und Ueberfall sollten die Schweizer und ihre Freiheit vernichten; Gotteslästerungen, Untreue, Fluchen und Schwören war in diesem Krieg so an der Tagesordnung, daß kein früherer Krieg so deutlich als dieser den Beweis gab, nicht blos die Zeiten seyen schlimm, sondern die Menschen schlimmer und verderbter, als je zuvor. Aber in diesem Krieg haben der Kaiser und die schwäbischen Ritter nichts gewonnen; in allen Schlachten: bei Feldkirch, bei Frastenz, auf der Malserheide, bei Basel, beim Schwaderloch in der Nähe von Konstanz, bei Dornach und in vielen kleinern Gefechten behielten die Schweizer und Bündner den Sieg.

Wer erzählen aus dieser weitläufigen Kriegsgeschichte nur das Merkwürdigste, soweit es Bünden näher angieng.

Im Februar fielen achttausend Mann über das Münsterthal her, wo nur ein schwacher Haufe Bündner die Grenze hütete. Der Anführer der Bündner, ein groß gewachsener Mann in blankem Harnisch, forderte den

feindlichen Hauptmann zum Zweikampf. Sie kämpften, da sank der Bündner durchbohrt von einem Speer. Als man dem Sterbenden den Helm abnahm, war es ein Priester, der das Volk in den Streit geführt hatte. Die Bündner, zu schwach zum Widerstande, verließen das Thal; dasselbe fiel in die Hände des Feindes, wurde geplündert und das Kloster Münster verbrannt. Als die Feinde auch das Scharlthal besetzen wollten, wurden zweihundert Tyroler von sechzig Engadinern so geschlagen, daß nur Wenige auf eiliger Flucht entrannen.

Die Eidgenossen waren den Bündnern zugeeilt, aber ihre Hülfe schien unnöthig, deshalb begaben sie sich wieder auf den Rückweg. Wie sie des Weges nach Hause zogen, wurden sie von der schwäbischen Besatzung auf dem Schlosse Gutenberg, welches jenseits des Luziensteigs am Rhein liegt, geneckt, geschimpft und herausgefordert. Da blieben sie stehen und erwarteten neuen Zuzug; der Rhein trennte die beiden Kriegshaufen, die Schwäbischen schossen auf die Eidgenossen und tödteten einen Mann. Da brach der Krieg aufs Neue aus.

In Mayenfeld lag eine bündnersche Besatzung. Am 10 Hornung kam Ludwig von Brandis, Herr auf Vaduz, besetzte den Luziensteig mit kaiserlichen Truppen und nahm durch Verrath von vier Mayenfelder Bürgern das Städtchen, tödtete die Besatzung und die Freunde der Eidgenossen daselbst.

Da griffen die Bündner am 11ten den Luziensteig an, erstürmten den Paß spät am Abend, fochten tapfer und jagten den Feind in die Flucht, erschlugen bei 800 Schwaben und verfolgten sie über Balzers hinaus, die andern ins Schloß Gutenberg. Dieses Schloß wollten sie nun auch erobern, sandten über den Rhein zu den Eidgenossen und begehrten Hülfe. Noch spät am Abend

führte der kriegskundige Heinrich Wolleb von Uri 1000 Mann über den Rhein, wurde aber von der Dunkelheit überrascht und gezwungen, jenseits Gutenberg die Nacht über stehen zu bleiben. Tags darauf giengen auch die Eidgenossen durch den Fluß, die Zürcher und Zuger voran, vergeblich schossen die Schwaben mit allen ihren Kanonen und Feuergewehren auf die Schweizer. Die Bündner, von den Eidgenossen unterstützt, stürtzten sich muthig auf den Feind und trieben ihn in die Flucht. Und als die Schwäbischen durch Stauden und Hecken dem Berg zu flohen, begegneten sie den 1000 Schweizern unter Wolleb; nun von allen Seiten angegriffen, fielen gegen 400 der Schwäbischen. Die Bündner eroberten zwei Banner und eine Kanone. Jetzt wurde das Dorf Treisen geplündert und verbrannt, Vaduz zur Uebergabe gezwungen, und Ludwig von Brandis, der an den Eidgenossen und Bündnern Untreue und zu Mayenfeld den Mord vieler Bürger verübt hatte, gefangen nach Rapperschwyl abgeführt.

Unterdessen hatten sich die Eidgenossen zu Vaduz versammelt, etwa 8000 Mann. Hier wurden sie des Raths einig, vorerst Mayenfeld zu erobern und Rache an der dortigen Besatzung zu nehmen, die aus 400 Landsknechten bestund. Hierzu verordneten sie die Bündner; die zogen vor das Städtlein und bedrängten es so hart, daß die Landsknechte Gnade begehrten. Hierauf zogen die Sieger in Mayenfeld ein, ließen die vier Verräther aus der Bürgerschaft mit dem Schwert hinrichten, und führten die 400 Landsknechte mit ihren Führern Sigmund und Thüring von Brandis gefangen nach Chur.

Sodann zogen die Eidgenossen und Bündner gegen Feldkirch und Rankwyl ins Wallgau. Da sandten alle Ortschaften jener Gegend ihre Boten und flehten um

Gnade, wollten sich unterwerfen. Die Schweizer waren milde und begnadeten sie. Unterdessen zog wider sie von Bregenz herauf ein starkes schwäbisches Heer; das schlugen die Eidgenossen in wilde Flucht, so daß viele Tausend auf dem Felde, im Sumpfe, und selbst im Bodensee ihren Tod fanden, andere bis Augsburg ohne Rast vor dem siegreichen Schwert der Schweizer davon flohen.

Das alles demüthigte nicht den stolzen Georgenbund der schwäbischen Ritterschaft; von Basel den ganzen Rhein herauf bis an die Bündnergrenze griffen sie bald hie bald dort mit großer Heeresmacht an, aber in drei Schlachten wurden sie besiegt, in vielen kleinern Gefechten mit Verlust zurückgetrieben. Sie wurden für ihren Trotz und gottlosen Hochmuth gestraft; Burkhard von Randek, einer der schwäbischen Anführer, erstach einen 70jährigen Greisen vor dem Altare einer Kirche, und drohte: Er wolle sengen und brennen im Lande der Eidgenossen, daß Gott im Himmel vor Hitze und Rauch es nicht mehr aushalten könne; — ihn traf das Schwert der Eidgenossen bei Ermatingen, wo er mit vielen Tausenden seiner Rotte erschlagen wurde.

Die Schlacht auf der Malserheide.

Bisher hatte Kaiser Maximilian an dem Kriege nicht persönlich Theil genommen, sondern fortwährend in den Niederlanden sich aufgehalten. Als er aber vernahm, wie seine Kriegsheere am Luzienſteig, im Hard, bei Hallau im Hegau, in den blutigen Schlachten beim Schwaderloch in der Nähe von Constanz und zu Frastenz oberhalb Feldkirch mit Verlust vieler Tausenden überall geschlagen, Dörfer und Felder verwüstet, allenthalben Furcht, Angst und Schrecken von

den Eidgenossen verbreitet worden: da eilte er selbst nach seinen Erblanden und rief das ganze deutsche Reich wider die Schweizer und Bündner um Hülfe an und schilderte besonders grimmig den grauen Bund und die Engadiner, welche die Urheber dieses verderblichen Krieges seyen. Von den Schweizern und Bündnern sagte er in seinem ungerechten Zorn: „sie wären ein Volk mit allen Verbrechen befleckt, ärger als Türken und Heiden, grobe gottlose Bauern, in denen keine Tugend, kein adelich Geblüt, keine Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Untreue und Haß gegen die deutsche Nation sey“ — und anders dergleichen.

Auf dieses sammelte der schwäbische Bund neue Kriegsschaaren, der Kaiser kam selbst mit einem großen Heer ins Tyrol und wollte besonders an den Bündnern blutige Rache nehmen, weil sie auch seine Leute im Prättigau verführt und zum Ungehorsam verlockt hätten. Wider die Engadiner hatte er doppelt Grimm, weil sie immer den Herzogen von Oestreich zuwider, und des Krieges Urheber gewesen.

Er sandte deshalb 8000 seiner Fußvölker ins Engadin; das Land war entblößt, deshalb wurden fast alle Hütten und Dörfer auf ihrem Wege zerstört. Erst bei Remüß standen etliche Hundert Engadiner, die stürzten auf die Tyroler, drangen mitten in ihre Reihen, rissen das feindliche Banner zu Boden, wurden aber von der Uebermacht bezwungen und meistentheils erschlagen. Sofort wälzten sich die Tyroler über das Unterengadin und legten zehn Dörfer in Asche, nahmen drei und dreißig angesehene Männer mit sich als Geisel für die Brandsteuer, welche sie dem Engadin auferlegt hatten. Die Gefangenen führten sie nach dem Städtchen Meran in Haft.

Auf die Nachricht von diesem Ueberfall erhoben sich die Bündner diesseits der Berge, die Eidgenossen eilten mit ihrem Banner herbei. Die Tyroler hatten auf der Malser-Heide bei Taufers ein festes Lager errichtet. Vorn war es von Wasser umflossen, mit Schanzen und hölzernen Thürmen wohl versehen, von beiden Seiten durch hohe Berge gedeckt und schien unbezwingbar. Dort lagen etwa 12 — 13000 Feinde und trotzten auf ihre Schanzen; von hier aus fielen sie mehrmals ins Münsterthal und Unterengadin ein, und brachten ihren Raub nach dem Lager in Sicherheit, sobald die Bündner wider sie aufstunden und ihnen nachsetzten.

Die Bündner und Eidgenossen, dieser Plage und dieses Trotzes müde, beschlossen mit aller Macht das Lager zu stürmen. Sie theilten in Taufers ihr Heer, das etwa 9000 Mann stark war, in zwei Haufen; der eine von 4000 Mann Bündner gieng in finstrer Nacht vom 21 auf den 22 Mai über den hohen Schlingenberg und standen mit Tages Anbruch auf den Höhen im Rücken des Lagers. Der andere Haufe blieb bei Taufers und sollte das Lager von vorn stürmen, wenn er vom Schlingenberg herab das Zeichen zum Angriff gewahrte.

Ritter Benedict Fontana aus dem Oberhalbstein, Lombrain von Lombreins aus Lugnez und Wilhelm Rinck waren die wackern Führer dieses kühnen Zuges; sie zündeten nun einen Heustall auf dem Schlingenberg an und ließen ein weißes Tuch flattern, stießen sodann auf die Bergwache des Feindes und erschlugen sie, warfen sich nach Schweizersitte auf die Knie und beteten zu Gott um Beistand, Muth und Sieg. Hierauf stürmten sie den Berg herab und griffen eine Abtheilung des Feindes an, welche den Rücken des

Lagers vertheidigen sollte. Ohne Rast wurde der Feind geworfen, die Verschanzung angegriffen; einige Stunden lang wurde hier hartnäckig gekämpft, fürchterlich wüthete das Geschütz der Tyroler in den Reihen der Bündner, sie ermatteten, bluteten, aber wichen keinen Fuß breit zurück, immer vergeblich wartend auf die Hülfe des Heerhaufens, dem sie das Zeichen zum Anzug gegeben hatten.

Dieser stand müßig bei Taufers; der Anführer desselben Dietrich Freuler von Schwyz hatte entweder das Zeichen nicht wahrgenommen oder wollte die Bündner absichtlich im Stich lassen, denn er galt als ein untreuer Mann, der schon anderswo sich solchen Verdacht zugezogen hatte. Diesmal behauptete er, das Wahrzeichen nicht erblickt zu haben; zu ihm aber sandte man eilig Boten, daß er den Kämpfenden schnell zu Hülfe komme, weil die Bündner länger nicht widerstehen könnten. Wirklich stritten diese einen ungewissen Todeskampf, boten alle ihre Kräfte auf und stürmten über die Schanzen. Da riß eine Kugel dem tapfern Fontana den Unterleib auf; mit der einen Hand das Gedärm zurückhaltend stritt er wacker fort und führte seine Schaar in das Lager glücklich über das Bollwerk und über die Leichen des Feindes. Hier sank er ermattet mit den Worten: „Wacker dran, liebe Bundsgenossen! Erschreckt nicht über meinen Fall, ich bin ja nur Ein Mann! Rettet Ehre, Freiheit, Vaterland. Denkt an Weib und Kinder.“ Neben ihm sanken die tapfersten Männer, unter ihnen auch Konrad von Marmels, Herr von Rhäzüns. Da drangen der Fähndrich Thomas von Planta und sein Bruder Jakob, Peter Guler von Davos, Gubert von Salis, Hans Capol, Hans von

Marmels, Jakob von Castelmur, Konrad Jäklin, Thomas von Castelberg, Bartholome Stampa, Bernhard Beeli an der Spitze ihrer Landsleute immer tiefer in die feindlichen Reihen und wütheten fort und fort unter den Tyrolern; fünf Stunden hatte dieser Kampf bereits gedauert, aber noch immer widerstanden die Feinde mit Uebermacht.

Da erschienen endlich die Helfer; und wie ihre Schlachthörner erklangen und sie das Bollwerk des Lagers mit lautem Kriegsgeschrei und unwiderstehlicher Heftigkeit von vorn angriffen: da flohen die Tyroler wild durch das Etschthal hinab, und drängten sich mit solcher Hast über die Brücke bei Glurns, daß dieselbe unter der Menge der Fliehenden einbrach, und der Strom voller Leichen gieng, während das Feld weit umher mit Todten und Verwundeten bedeckt war. Von den Feinden waren bei viertausend gefallen, über 400 in der Etsch ertrunken. Das Banner von Tyrol, 6 Fahnen, acht Stück Geschütz und 400 kleine Büchsen wurden gewonnen. Bis Schlanders verfolgten die Sieger den fliehenden Feind; da kehrten sie vor Müdigkeit um, aber aus Zorn über den verübten Muthwillen und die im Engadin begangenen Frevel nahmen nun auch sie Rache an den Dörfern im Etschland; das Städtchen Glurns, die Dörfer Mals, Latsch, Taufers, das Bad Spondina und etwa noch acht andere Dörfer wurden geplündert und verbrannt.

So haben die Bündner durch Muth und starke Kraft auf der Malserheide rühmlich gesiegt und für Freiheit und Vaterland nicht Wunden oder Tod gefürchtet; aber sie betrauerten auch 220 gefallene Brüder und hatten bei 700 Verwundete, im Ganzen waren 1000 Eidgenossen und Bündner gefallen. Daran war die Zögerung des

Dietrich Freuler hauptsächlich Schuld, deshalb hätte ihn auch fast der Ammann Philipp von Schiers mit seiner Hellebarde vom Roß herab geschlagen, als er nicht von Taufers weg zur Schlacht eilen wollte, obgleich die Eilboten ihre Wunden und blutige Waffen zum Beweis zeigten, daß der Kampf schon längst begonnen habe. Während sie indessen des Sieges und der großen Beute sich freuten, wurden die 33 Geisel zu Meran von den Tyrolern grausam ermordet.

Einfall des Kaisers in Bünden.

Als der Kaiser die Nachricht von der Niederlage auf der Malserheide vernahm, wurde er sehr ergrimmt, und beschloß zur Züchtigung der Bündner in eigener Person einen Einfall in das Land zu unternehmen. Er wählte aus dem gesammten Heere 15,000 Mann Fußvolk, gab ihnen gute Wegweiser mit und befahl auf verborgenen Pfaden und langen Umwegen nach dem Thal Engadin zu ziehen. Weil aber in den Gebirgsgegenden solch eines zahlreichen Heeres wegen gar bald Mangel einriß, und Viele schon manchen Tag kein Brot hatten, sandte er seinen Hauptmann Wilibald Pirkheimer, einen wackern Ritter aus Nürnberg, über den Buffalora und Umbrail nach Worms, um von dorther Lebensmittel zu holen. Dieser Pirkheimer giebt uns als Augenzeuge eine Schilderung von der Verheerung dieser Gegenden in folgender Erzählung:

„Der Zufall wollte, daß wir auf unserm Marsche durch ein großes, jetzt aber abgebranntes Dorf kamen. Am Ende desselben sahen wir zwei alte Weiber. Die trieben einen Haufen von fast 400 kleiner Knaben und Mädchen nicht anders als eine Herde Vieh vor sich her. Sie waren alle vor Hunger völlig abgemagert und

erschreckten durch ihr Aussehen die Vorüberziehenden. Ich fragte die alten Weiber, wohin sie die elende Schaar treiben wollten. Da antworteten sie zusammenfahrend und vor Schmerz und Hunger kaum noch vermögend den Mund aufzuthun: „ich werde alsobald sehen, wohin der unglückselige Haufen gehe.“ — Kaum hatten sie dies ausgesprochen, als sie auf eine Wiese herabstiegen, auf die Knie stürzten und wilden Thieren gleich die Kräuter abzuweiden begannen, mit dem einzigen Unterschied, daß diese es mit dem Munde fressen, sie aber zuvor ihre Speise mit den Händen abrupften. Durch die Gewohnheit hatten sie die Kräuter unterscheiden gelernt, und wußten, welche bitter oder unschmackhaft, und welche lieblich und genießbar waren. Namentlich suchten sie den Sauerampfer, welchen sie allen übrigen Grasarten vorzogen. Bei diesem entsetzlichen Schauspiel stand ich sprachlos und lange Zeit wie vom Donner gerührt. Eine der Alten sprach aber weiter: „Siehst du nun, warum wir diese unglückliche Schaar hieher getrieben haben. Besser wäre ihr geschehen, wenn sie nie geboren worden, als daß sie unter einem Heere von Leiden ein solches Jammerleben nun durchschleppen muß; Ihre Väter sind durchs Schwert gefallen, ihre Mütter den Hungertod gestorben, ihre Habe ward als Beute weggeschleppt; ihre Wohnungen hat die Flamme verzehrt; wir Elende sind blos wegen unsers hohen Alters verschont worden, um diese höchst unglückselige Jugend Thieren gleich auf die Weide zu treiben, und so lang wir's noch vermögen durch Gras essen am Leben zu erhalten. Aber wir hoffen, daß baldigst sowohl sie als wir aus diesem namenlosen Jammer erlöst werden. Denn schon sind wir, obgleich unsere Zahl noch einmal so groß war, bis auf diese herabgeschmolzen, weil täglich

einige vor Hunger und Muthlosigkeit dahin fallen; und glücklich fürwahr diese, welche ein schneller Tod dahin rafft, während uns sich ein trauriges Leben fristet." — „Als ich das sah und hörte, konnt' ich der Thränen mich nicht wehren, ich beklagte das jammervolle Menschenloos und verwünschte mit Recht die Unmenschlichkeit des Krieges."

Durch diese Einfälle der Kaiserlichen wurde das Engadin hart mitgenommen, denn die Bündner ließen sich nicht unterjochen, sondern stritten mit unverzagtem Muthe und widersezten sich an jedem Tobel oder Engpaß. Da aber die Uebermacht zu groß war, so faßten die Engadiner wie Helden einen kühnen Entschluß, sie entfernten alle Mittel des Unterhalts für Menschen und Vieh und verbrannten selbst ihre Dörfer bis hinauf nach Samaden und Pontresina. Daher entstand bald im kaiserlichen Heere eine solche Hungersnoth, daß die Soldaten wie das Vieh Gras rupften und davon sich nährten, mehrere kamen von Sinnen und zerfleischten sich selbst mit den eigenen Waffen.

Da zog der Kaiser aus dem verwüsteten Thale und hatte nichts erreicht, als daß er durch Hunger und Elend viele Tausende seines Heeres aufgeopfert, das Engadin verheert, für sich nur Verdruß und Schande geerntet hatte.

Im Juli wurden die Schwäbischen bei Dornach an der Birs in einer blutigen Schlacht überwunden; da entsank ihnen die Kriegslust. Der Kaiser, die Schwäbischen, die Eidgenossen und Bündner sehnten sich nach dem Frieden; er wurde am 22 September 1499 geschlossen. Zwei Tausend Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser lagen in Schutt und Trümmern, auf dreißig Meilen in die Runde war alles Land verheert, zwanzig Tausend Menschen waren gefallen, in acht Treffen waren die Schwäbischen geschlagen worden, — aber die Schweizer und Bündner hatten Ehre, Freiheit und Vaterland gerettet.

Fabeln.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Gieng einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in den Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop! giengs über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
Kind! rief die Mutter, Kind! halt ein!
Es möchte dir mißlingen!

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt es überspringen;
Seht da, es springt, und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!

O liebe muntre Kinder! schreibt
Dieß tief in eure Herzen:
„Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen."

Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde,
Es war ein Pudel und sein Sohn
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubkarr'n ziehn, ins Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hunds gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter seyn,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudirten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand,
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Man rufet den Professor Fritz,
Auch der erschöpfet seinen Witz
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, sprach Fritze hilft der Stock;
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.

Was wollt ihr, sprach der arme Tropf,
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doktor schlagen;
Geht, werdet durch mein Beispiel klug,
Ihr Kinder, lernet jetzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.

Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:
Geliebte Biene, sprich,
Was machst du, daß man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt, wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
Mein kleines Leben hüten.
Du schwingst dich frei empor,
Holst ungestraft aus Blüthen
Den Honigseim hervor.
Mir — streck' ich meinen Rüssel
Nach eines Armen Brot,
Nach eines Reichen Schüssel —
Mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt ich stechen,
Und mich so scharf, wie du,
An meinen Feinden rächen:
Man ließe mich in Ruh.
Du irrst, versetzt die Biene;
Was noch weit sichrer mich
In Schutz nimmt, ist, daß ich
Durch Fleiß den Menschen diene.

Der Knabe und die Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind in einen Strauß,
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.
„So herrisch? rief das Bienchen zürnend aus,
Vermuthlich warst du nie gestochen?
Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog,
Und ruhig meinen Honig sog?
Denkst du vielleicht, ich sey zu klein,
Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein,
So klein ich bin, so soll dich's reun!"
So sprach sie, und den Augenblick
Wars auch geschehn, doch ach! der Stachel blieb zurück.
Drum starb sie, und erfuhr zu spät, daß wer gern Rache
An andern übt, sich selber elend mache.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs. Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!
Eichhorn. Was willst du denn von mir?
Der Dachs. Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
Und wie du keine Ruh und Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt vertragen,
Und doch so munter seyn und so geschwind,
Als keine andern Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen.

Eichhorn. Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen.
Wenn ihr so stets in euern Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,
Und nur von euerm Fette zehrt,
Da ist es wohl nicht fragenswerth,
Warum sogar das Gehen euch beschwert;
Denn bei der übertriebnen Ruh'
Nimmt unsre Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird immermehr darin geübt.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Dem Vater schon von weitem nach,
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
„Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im Guten bleiben;
Den Spaß will ich euch schon vertreiben."
Und muthig nahm er seinen Stab,
Und schlug in ihren Schwarm, doch ließen sie nicht ab;
Und stachen sie zuvor, aus bloßer Lust, zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.

„O sieh mal, Vater! das heißt stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht!
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht."
Fritz! hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht; —
Geh' künftig ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger dich stechen.
Denn wer mit kleinen Feinden ficht,
Der hat vor ihnen nimmer Friede,
Am klügsten ist, man achtet ihrer nicht,
So werden sie zuletzt des Streitens selber müde.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach.
Dies sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube
Und warf's ihr zu. Das Bienchen schwamm darnach.
Und half sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
In Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn auf sie gespannt.
Mein Bienchen kam. Pick! stach's ihn in die Hand:
Puff, gieng der Schuß darneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

Erbarmt euch Andrer Noth!
Du giebst dem Armen heut dein Brot:
Der Arme kann dir's morgen geben.

Der Ochs und der Esel.

Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte:
Keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte;
Und was konnte klüger seyn?

Beide traten tief gebückt
Vor des Thierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar herunter blickt.

Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
Ihr seyd alle beide Narren! —
Jeder gafft ihn an und geht.

Die Geschichte des alten Wolfs.

In sieben Fabeln.

1.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und fasste den gleissenden Entschluss, mit den Schäfern auf einem glücklichen Fusse zu leben.

Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Herden seiner Höhle am nächsten waren.

„Schäfer," sprach er, du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muss ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn der Hunger thut weh. Schütze

mich vor dem Hunger, mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

„Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn," versetzte der Schäfer. „Aber wann bist du denn satt? Du und der Geier werden es nie. Geh deines Weges!"

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem andern Schäfer. „Du weist, Schäfer," war seine Anrede, „dass ich dir das Jahr durch manch Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und deine Hunde ohne Bedenken abschaffen."

„Sechs Schafe?" sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Herde!"

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen!" sagte der Wolf.

„Du scherzest!" erwiederte der Schäfer.

„Auch nicht viere?" sprach der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?" —

„Nicht ein einziges!" fiel der Bescheid. „Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann."

3.

„Aller guten Dinge sind drei!" dachte der Wolf, und kam zum dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe," sprach er, dass ich unter euch als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein

Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den Niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! Könnte ich grossmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? — Worüber lachst du denn?"

„O, über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer. — „Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen."

„Erzürne dich nicht, alter Isegrimm! Es thut mir leid, dass du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloss um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können."

4.

Der Wolf ward ärgerlich, fasste sich aber doch und gieng zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich diesen Umstand zu Nutze.

„Schäfer," sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde veruneinigt, und so, dass ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weisst, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, dass sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen."

„Du willst sie also," versetzte der Schäfer, „gegen deine Brüder im Walde beschützen?"

„Was meine ich denn sonst? Freilich!"

„Das wäre nicht übel," versetzte der Schäfer. „Aber wenn ich dich nun in meine Herde aufnehme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen

dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor Dieben sicher zu seyn, das sollen wir Menschen?" — — „Ich höre schon," sagte der Wolf, „du fängst an zu predigen. Lebe wohl!"

5.

„Wäre ich nicht so alt!" knirschte der Wolf. „Aber ich muss mich leider in die Zeit schicken." Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

„Kennst du mich, Schäfer?" fragte der Wolf.

„Deinesgleichen wenigstens kenne ich!" versetzte der Schäfer.

„Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, dass ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin."

„Und wie sonderbar bist du denn?"

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich blos von todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, dass ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht — —"

„Spare deine Worte!" sagte der Schäfer. „Du müsstest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frisst, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft keine Rechnung, und geh!"

6.

„Ich muss nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen," dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?" fragte der Wolf.

„Dein Pelz?" sagte der Schäfer: „Lass sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich noch nicht oft unter den Zähnen gehabt haben."

„Nun, so höre, Schäfer! Ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich bis an mein Ende, und ich vermache dir meinen Pelz."

„Ei, sieh doch," sagte der Schäfer. „Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse! Nein, nein! dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich jetzt."

Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf entfloh.

7.

„O, die Unbarmherzigen!" schrie der Wolf und gerieth in die äusserste Wuth. „So will ich denn als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet."

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, würgte ihre Kinder, und ward nicht ohne grosse Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl Unrecht, dass wir den alten Räuber auf das Aeusserste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!"

Kleine Gedichte.

Geschwisterliebe.

Bruder. Sieh', Schwesterchen! den schönen Apfel hier.
O komm, und iß ihn doch mit mir!

Schwester. Ja, Brüderchen, allein was geb' ich dir dafür?

Bruder. Mir? Nichts! denn, äß ich ihn allein,
So würd' er mich nicht sehr erfreun,
Und wär' er auch noch zehnmal größer.
Theil' ich ihn aber hübsch mit dir,
Dann, Liebe! o dann schmecket mir
Die Hälfte wohl noch zehnmal besser.

Geschwisterpflichten.

Wenn sich die Geschwister lieben,
Jung sich ächter Freundschaft weihn,
Und mit Wort und That sich üben,
Stets Ein Herz, Ein Geist zu seyn.
Fern von Streit, von Haß und Neide:
Dann sind sie der Eltern Freude.

Kinder, die sich nicht vertragen,
Die sich ohne Unterlaß
Neiden, necken und verklagen,
Und vergelten Haß mit Haß,
Haben keine guten Herzen
Und sind ihrer Eltern Schmerzen.

Seyd der Eltern Lust, ihr Kleinen!
Sanftmuth, Lieb und Freundlichkeit
Müssen sich in euch vereinen!
Haß hingegen, Zank und Neid
Sucht, so viel ihr könnt, zu meiden,
Müßtet ihr auch Unrecht leiden.

Menschenliebe.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle.
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater alle.
Ach, ich könnt ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen;
Fühlt' ich nicht in meiner Brust
Menschenliebe brennen;
Blutete mein Herz mir nicht
Bei des Bruders Leiden,
Blieb ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden.
Glücklich könnt' ich dann nicht seyn;
Einsam und verlassen
Würd' ich erst die Menschen scheu'n;
Dann die Menschen hassen.
Menschen! nein, dieß Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag' es liebevoll
Unter euern Küssen.

Glücklich oder elend, mir
Seyd ihr immer Brüder —
Und noch theurer, sinket ihr
Unter Lasten nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen,
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen.

O ihr werdet dann auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Wiederum erquicken.

Sei arbeitsam und fleißig.

Kinder geht zur Biene hin:
Seht die kleine Künstlerin,
Wie sie weise sich bemüht,
Und aus Allem Nutzen zieht.
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh',
Ist geschäftig spät und früh.

Und ich sollte müßig seyn?
Nein, ich will schon jung und klein,
Noch geschäft'ger seyn als sie,
Der Gott nicht Verstand verlieh.
Meiner Jugend erste Zeit,
Sey in froher Emsigkeit
Gott und meinem Glück geweiht.

Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit.
Ich empfieng aus seiner Hand:
Leben, Kräfte und Verstand,
Nun ich heil'ge sie durch Fleiß
Jetzt als Kind, und einst als Greis.

Liebe Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich,
Muß man als Kind schon seyn;
Das Liederliche schmeichelt sich
Bei keinem Menschen ein.

Wer alles um sich wirft und schmeißt,
Nichts auf sich selber hält,
Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
Der jedermann mißfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald;
O die Erfahrung sprichts,
Wer jung nichts tauget, der ist alt
Gewiß ein Taugenichts.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich,
Will ich als Kind schon seyn;
Wenn ich erst groß bin, wird es mich
Gewißlich nicht gereun.

Die Kindheit.

Wir spielen und hüpfen so munter,
So munter, wie Hirschen im Wald:
Doch lernen wir wacker mitunter,
Denn Kinderchen werden auch alt.

Juchheisa! nur fröhlich gesprungen,
So lange wir Kinder noch sind!
Juchheisa! ein Liedchen gesungen;
Die Jahre vergehn, wie der Wind.

Vergehn sie so schnell, so geschwinde?
O Freunde! was werden wir dann?
Was wird aus dem hüpfenden Kinde?
Es wird aus dem Knaben ein Mann.

Und soll es ein braver Mann werden,
Muß fleißig der Knabe schon seyn,
Muß Gutes schon stiften auf Erden,
Nicht nur des Lebens sich freu'n.

Was Hänschen nicht lernet in Zeiten,
Lernt nicht der erwachsene Hans,
Und läßt sich das Gretchen nicht leiten,
So wird auch das Gänschen zur Gans.

Was Lehrer und Eltern uns lehren,
Was Gutes an ihnen wir sehn,
Das wollen wir willig anhören,
Das soll von uns gerne geschehn.

Juchheisa! noch dürfen wir spielen,
Und dürfen als Kinder uns freu'n!
Und Freude bei guten Gefühlen
Wird nie uns im Alter gereu'n.

Weil ich jung bin soll mein Fleiß
Eifrig sich bestreben,
Daß ich mög' einst, als ein Greis,
Recht zufrieden leben.

Zwar will ich mich jugendlich
Meiner Tage freuen;
Doch nicht also, daß es mich
Darf im Alter reuen.

Lob der Arbeitsamkeit.

Arbeit macht das Leben süß, macht es nie zur Last;
Der nur hat Bekümmerniß, der die Arbeit haßt.
Kräfte gab uns die Natur, leere Müssiggänger nur
Klagen, leben nicht.

Arbeit nur giebt frohen Muth, und zufriednen Sinn,
Schafft im Körper rasches Blut, lohnet mit Gewinn.
O wer wollte nun wohl nicht gern geschäftig seyn?
Nicht sein Leben treu der Pflicht, Gott und Brüdern weihn.

Lehr- und Sittensprüche.

Das goldene A B C.

1.

Alle Tage wirst du grösser,
werd' auch alle Tage besser.

Besser ist es, einsam seyn,
als mit Bösen sich erfreu'n.

Christum lieben, Laster flieh'n,
ist allem Wissen vorzuzieh'n.

Du sollst nicht lügen und nicht stehlen,
Und was du findest, nicht verhehlen.

Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser, als viel Geld und Gut.

Fleiss und Kunst liebt jedermann;
hast du Arbeit, frisch daran!

Gute Sprüche, weise Lehren
muss man üben, nicht blos hören.

Hast du genug und Ueberfluss
denk' an den, der darben muss.

Iss und trink mit Maas und Freuden,
Uebermaas muss Schmerzen leiden.

Krankheit, Armuth, Reu und Schmach
Folgt der Thorheit immer nach.

Lieb' und Dankbarkeit gefällt,
Undank hasst die ganze Welt.

Mache dich beliebt; thu' Allen,
Was erlaubt ist, zu Gefallen.

Nimm vor Fallen dich in Acht;
Lauf und springe mit Bedacht.

Ohne Frömmigkeit und Sitten
ist der Mensch nie wohl gelitten.

Prüfe, was dir vorkommt; siehe
was dir gut ist, Böses fliehe.

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
denn es fühlt wie du den Schmerz.

Rühme was dir rühmlich scheint,
Tadeln bringt dir keinen Freund.

Schone deine Kleider sehr,
Reinlichkeit bringt Gunst und Ehr.

Theil' in Fleiss und Spiel die Tage,
Trägheit wird dir selbst zur Plage.

Unrecht boshaft zu erwiedern,
stört den Frieden, ziemt nicht Brüdern.

Vor Betrübniss und Gefahren
suche jeden zu bewahren.

Wer viel gelernt, den hält man werth;
den ungeschickten niemand ehrt.

Zeige, Kind, im Ernst und Scherz
überall ein gutes Herz.

Oder: *Züchtig, fromm, bescheiden seyn,*
das steht allen Menschen fein.

2.

An dem, was man dir giebt, lass dankbar dir genügen,
wer unbescheiden ist, verdienet nichts zu kriegen.

Befleissige dich stets in allen deinen Mienen
der Wohlanständigkeit; man schliesst aufs Herz von ihnen.

Die Wahrheit rede stets, und wag' es nie zu lügen;
du kannst die Menschen zwar, doch niemals Gott betrügen.

Es sey dir nichts so sehr als Eigensinn verhasst:
durch ihn wirst du der Welt und auch dir selbst zur Last.

Flieh, wenn du Böses siehst, und thu es niemals nach:
du bist so strafbar sonst, als der es selbst verbrach.

Gieb Acht, dass nie dein Herz den weisen Spruch vergesse:
„Man isset, dass man leb', und lebt nicht, dass man esse."

Hab' auf dich Acht und flieh' gemeine Wort' und Sitten:
wer niedrig denkt und spricht, ist nirgends wohl gelitten.

In allem, was du sprichst, lieb Ordnung, denn durch sie
ersparet man sich selbst viel Zeit, Verdruss und Müh.

Kommt auch im Anfang dir die Arbeit sauer an,
so denke nur, wie schön wird's seyn, ist sie gethan!

Lass nie den Müssigang dir deine Zeit verzehren:
der Faule kommt zu nichts, der Fleissige zu Ehren.

Mein Kind, befleissige dich stets der Reinlichkeit:
rein sey Gesicht und Hand, und rein sey Wäsch' und Kleid.

Nie freut ein gutes Kind sich bei des andern Leiden:
es weint bei Andrer Schmerz, ist froh bei Andrer Freuden.

O spotte, liebes Kind, nie Armuth und Gebrechen:
Gott könnt' es einst an dir durch schwere Strafe rächen.

Pracht, Glück und Ueberfluss kann dir entrissen werden;
drum sey ein frommes Herz dein liebster Schatz auf Erden.

Rührt dich ein schöner Spruch, so ruf ihn dir zum Glück
und zur Ermunterung recht oft ins Herz zurück.

Sprich nicht eh' als du denkst, und schweige sittsam still,
sobald ein Aelterer und Klüg'rer reden will.

Thut jemand Böses, — ach! so hasse nur die That;
den Menschen hasse nicht, der sie verbrochen hat.

Unedel ist es, reich, vergnügt und fröhlich seyn,
Und keinen Dürftigen und Traurigen erfreu'n.

Verlangt man deinen Dienst, so öffne schnell dein Ohr;
ja, eile liebreich selbst dem Bittenden zuvor.

Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen,
so folge, ohne sie vorher: „warum?" zu fragen.

Zieh Vortheil aus der Zeit, man kann sie nicht erkaufen;
sie kömmt auch nicht zurück, ist sie einmal verlaufen.

Sprüchwörter.

An Gottes Segen ist alles gelegen.

Borgen macht Sorgen.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Eile mit Weile.

Es ist nicht Alles Gold was glänzt.

Fröhlich in Ehren, soll niemand verwehren.

Gute Worte finden gute Orte.

Geschehene Dinge sind nicht zu ändern.

Heute roth, morgen todt.

Jung gewohnt, alt gethan.

In der Mitte thut man sichre Schritte.

Kunst erwirbt Gunst.

Lust und Liebe zu einem Dinge macht alle Müh' und Arbeit geringe.

Mit vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus.

Nach geschehner Arbeit ist gut ruh'n.

Nach dem Regen scheint die Sonne,
Nach dem Leiden folget Wonne.

Ordnung erhält die Welt.

Pracht, Geld und Ehr' ist oft morgen nicht mehr.

Recht thun läßt sanfte ruh'n.

Schau in dein Haus, hernach heraus.

Treue Hand geht durchs ganze Land.

Unrecht Gut thut niemals gut.

Unschuld ist der beste Schutz.

Versprechen muß man nicht brechen.

Wodurch jemand sündigt, dadurch wird er gestraft.

Zu viel ist ungesund.

2.

Alles zu seiner Zeit.

Böse Geschwätze verderben gute Sitten.

Den Vogel kennt man an seinen Federn.

Der Krug geht so lange zu Wasser bis er zerbricht.

Ehrlich währt am längsten.

Eigen Lob stinkt.

Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.

Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

Gleich und gleich gesellt sich gern.

Hunger ist der beste Koch.

Junges Blut, spar' dein Gut, Mangel im Alter wehe thut.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Nutzbare Kunst giebt Brod und Gunst.

Noth bricht Eisen.

Noth lehrt beten.

Noth macht erfinderisch.

Ochsen muß man schön aus dem Wege gehn.

Reden bringt Ehre, reden bringt Schande;
Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber Manchem den Rücken ein.

Seide und Sammt am Leibe löschen das Feuer in der Küche aus.

Uebermuth thut selten gut.

Viele Köche versalzen den Brei.

Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Wer andern Gruben gräbt, fällt selber drein.

Wer Pech angreift, besudelt sich.

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Wer eher kommt, mahlt eher.

Zu wenig und zu viel verderbet manches Spiel.

Nützliche Lehren.

1.

Es sagt ein altes Sprüchwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazu setzen: Selber Achtung geben macht verständig; und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf Andere verläßt; und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll: der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

2.

Einmal ist Keinmal. Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer Einmal gestohlen hat,

der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse Einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gemeiniglich gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

3.

Nun kommen zwei Sprüchwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hinein regnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete, und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langsam; aber sein Sprüchwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit

gieng es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

4.

Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden. Das will sagen: Wichtige Geschäfte und große Werke lassen sich selten kurz abthun und wollen zu ihrer guten Ausführung besonnene Weile haben. Mit diesem Sprüchworte entschuldigen sich aber auch viele fahrlässige und träge Leute, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so gegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war, und der Hahn auf dem Kirchthurme stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

5.

Mit den Wölfen muß man heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! das muß man nicht! Sondern erstlich: Du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Wege gehen. Zweitens: Wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen. Drittens: Wenn ein Fall kommt, wo du meinst, es sey nicht ohne Gefahr von ihnen los zu kommen, so sprich mit festem Muthe: als Mensch und Christ darf und will ich nicht mit Wölfen bellen, noch auch mit ihnen beißen und

anderer Leute Schafe fressen, sonst kommt zuletzt der Jäger und du wirst mit ihnen geschossen. Eher laß dich von den Wölfen fressen, als daß du mit ihnen nur Ein Lamm frissest.

Lieder.

Morgenlied.

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank;
Erhebe Gott, o Seele!
Er höret deinen Lobgesang,
Lobsing ihm, meine Seele.

Mich selbst zu schützen ohne Macht,
Lag ich und schlief im Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für den Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren;
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es Herr und Gott der Welt!
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's jetzt neu gegeben.

Gelobet seyst du, Gott der Macht!
Gelobt sey deine Treue,
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tages freue!

Laß deinen Segen auf mir ruh'n,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr,
Auf dich hofft meine Seele;
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe;
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thue.

Daß ich, als ein getreuer Knecht,
Nach deinem Reiche strebe;
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich dem Nächsten beizusteh'n,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an And'rer Wohlergeh'n
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wann du gebeutst, beschließe.

Abendlied.

Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe,
Und die du heut an mir gethan.

Mit dankendem Gemüthe
Freu' ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du giebst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke,
Und schaffst ein reines Herz in mir.

Gott! welche Ruh' der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben geh'n;
Auf deine Güte hoffen,
Im Geist den Himmel offen
Und dort den Preis des Glaubens seh'n!

Ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o Gott, mein Heil!
Ich bin der Schuld entladen;
Ich bin bei dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Theil.

Bedeckt mit deinem Segen,
Eil' ich der Ruh' entgegen,
Dein Name sey gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein, in deine Hände
Befehl' ich, Vater! meinen Geist.

Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und, wundersam! was er gesä't,
Das Körnlein wieder auferstehn.

Die Erde nimmt es in den Schooß
Und wickelt es im Stillen los,
Ein zartes Körnlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret nackt und klein,
Und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm,
Das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n
Und muß in Wind und Wetter steh'n.

Doch schadet ihm kein Leid und Weh,
Der Himmel deckt mit weißem Schnee,
Und deckt der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
Die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n
Und schmückt das Fest mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren schlank und schön
Muß nun die Halmensaat entsteh'n,
Und, wie ein grünes stilles Meer,
Im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld,
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erndtekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Gebet.

Ich trete vor dein Angesicht,
Du Schöpfer meiner Jugend!
Verwirf mein kindlich Flehen nicht
Um Weisheit und um Tugend.
O nimm dich meiner Schwachheit an,
Und wenn sich mir Gefahren nah'n,
So stehe mir zur Seite,
Damit mein Fuß nicht gleite.

Mein Herz, von Lastern zwar noch rein,
Doch jung und unerfahren,
Wird leicht geblendet durch den Schein,
Und stürzt sich in Gefahren.
O mache mich mir selbst bekannt,
Und gieb mir Weisheit und Verstand,
Damit ich meine Wege
Unsträflich gehen möge.

Zum Leichtsinn, der das Herz verführt,
Das Böse zu erwählen;
Zum Ehrgeiz, der den Stolz gebiert,
Dieß Merkmal schwacher Seelen;
Zur Trägheit, die den Geist verzehrt,
Und jeden Trieb zum Laster nährt, —
Laß nie zu diesen Sünden,
In mir sich Neigung finden!

Wenn mir auf meiner Jugendbahn,
Mich in ihr Netz zu zieh'n,
Verführer sich voll Arglist nah'n,
So laß mich weislich flieh'n.
Ihr Beispiel, Herr! entferne nicht
Mein Herz von dir und seiner Pflicht!
Ihr Spotten und ihr Lachen
Soll nie mich wankend machen.

Der Tugend heilige mich ganz,
Mein Schöpfer, mein Erhalter!
Sie werde meiner Jugend Glanz,
Und sey mein Trost im Alter!
Erhalte mein Gewissen rein!
Laß keiner meiner Tage seyn,
Der nicht zu deiner Ehre,
Geweiht der Tugend wäre.

Auch lehre mich den Werth der Zeit,
Daß ich sie nie verschwende,
Daß ich mit weiser Thätigkeit
Zum Guten sie verwende.
Gott, meiner Jugend Fleiß und Müh'
Sey nicht umsonst; o segne sie!
Laß auch durch mich auf Erden
Dein Werk gefördert werden.

Erhöre gnädig mein Gebet,
Du Führer meiner Jugend;
Erhör' es! Meine Seele fleht
Um Weisheit und um Tugend.
Mein ganzes Leben dank ich dir,
Nie weiche, Gott, dein Geist von mir,
Damit ich meine Wege
Unsträflich wandeln möge.

Morgengebet.

Ich danke dir, mein himmlischer Vater! daß du mir mein Leben und meine Gesundheit in der vergangenen Nacht behütet, und alles, was mir hätte schaden können, von mir abgewendet hast. Bewahre mich auch an diesem Tage vor aller Gefahr, absonderlich vor Sünde und Unart. Behüte mich, o Gott! meine Eltern, meine Geschwister und alle Menschen. Segne meine Eltern und Lehrer für das Gute, das sie mir täglich erweisen, für die Sorge, die sie für mich tragen, und für die Erziehung zu allem Guten, die sie mir geben. Schenke mir ein gelehriges und folgsames Herz, und laß besonders den Gedanken an deine Allgegenwart immer vor meinen Augen schweben. Herr! lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen; dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn. Amen.

Abendgebet.

Himmlischer Vater! du hast mir heute sehr viel Gutes gethan: du hast mich ernährt, und vor Unfall und Schaden gnädig bewahret. Ich danke dir dafür von ganzem Herzen, und bitte dich, du wollest mir alle meine Sünden und Fehler verzeihen. Verleihe mir, meinen lieben Eltern und Geschwistern einen sanften und ruhigen Schlaf, und laß uns nach deinem Willen morgens gesund wieder erwachen. Amen.

Gebet vor Tische.

Lieber Gott und Vater! Alles Gute kommt von dir, und auch die Speisen, die wir jezt genießen werden,

sind ein Geschenk deiner Güte. Laß sie zu unserer Nahrung, Stärkung und Erquickung gereichen, und gieb, daß wir durch deine väterliche Fürsorge und Liebe uns zu allem Guten ermuntern lassen, und fromme Kinder seyen. Amen.

Nach Tische.

Himmlischer Vater! wir danken dir von ganzem Herzen, daß du uns wieder mit Speise und Trank erquicket hast. Schenke uns ferner Nahrung, Gesundheit, Zufriedenheit und alles, was uns gut und nützlich ist. Dich, o Gott, wollen wir lieben und dich verehren, durch ein frommes Herz und einen tugendhaften Wandel so lange wir leben. Amen.

Gebetlied vor dem Essen.

Du, Gott! wolleſt deinen Segen,
Auf Trank und Speisen legen,
Damit sie uns gedeihen,
Und wir uns deiner freuen.

Segne Speisen und Getränke,
Die du giebst, o Gott! und schenke
Uns ein Herz, das dankbarlich
Durch Gehorsam ehre dich. Amen.

Nach dem Essen.

Gottlob und Dank!
Für Speis' und Trank!
O Gott! bescher
Uns ferner mehr.

Unser Hunger ist gestillet,
Unser Herz mit Freud erfüllet;
Dankbar preist dich Herz und Mund,
Guter Gott! zu dieser Stund!
Gieb uns nun bei neuen Kräften,
Fleiß in nützlichen Geschäften,
Und ein Herz, das sorgenfrei
Wegen Leibes-Nahrung sey. —

Herr! es ist alles dein,
Was Vieh und Menschen essen;
Hilf, daß wir dankbar seyn,
Und deiner nicht vergessen. Amen.

Gebet vor der Schule.

1.

Herr unser Gott, wir bitten dich
Um Weisheit und um Tugend.
Regiere du uns väterlich
In unsrer frühen Jugend!
Laß deinen Segen auf uns ruh'n,
Nur das zu lieben und zu thun,
Was deine Weisheit lehret.

Nach Einsicht und Geschicklichkeit
Laß täglich mehr uns streben.
Mach uns zum Dienst der Welt bereit,
Bereit zum höhern Leben;
Dann werden wir mit Freudigkeit
Zurück auf unsere Jugendzeit
In jeder Zukunft blicken.

2.

Alles Gute kommt von Gott,
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott!
In der Schule hören.

Segne du an uns dein Wort,
Daß wir's thätig ehren.
Dann wird sich auch immerfort
Gutes bei uns mehren.

Nach der Schule.

1.

Mit gerührtem Herzen danken wir dir, himmlischer Vater, für den Unterricht, den du uns, deinen Kindern, hier gegeben hast. Wir wollen alles Gute, was wir gehört und gelernt, fleißig bewahren. Stärke uns durch deinen heiligen Geist, daß wir die empfangenen Lehren befolgen mögen, welche zur Tugend und Seligkeit führen. Segne, o Gott! unsere lieben Eltern und Wohlthäter! Wir wollen uns dankbar gegen sie erzeigen durch Fleiß und Frömmigkeit, durch Folgsamkeit und durch Liebe. Verleihe auch deinen allmächtigen Schutz unserm theuren Vaterlande, und lasse darin das Gute sich immermehr verbreiten.

Das Beispiel des göttlichen Kindes Jesu soll den ganzen Tag hindurch vor unsern Augen schweben, damit auch wir beständig zunehmen mögen an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen. Amen.

2.

Dank sey dir, lieber Vater, für den Unterricht den wir auch jetzt wieder in dieser Schule bekommen haben. Gieb, daß wir auch das, was wir hier hörten behalten und anwenden, so werden wir nicht nur immer verständiger und geschickter, sondern auch frömmer und besser werden.

Ja, lehr' uns, dir zum Wohlgefallen,
O Heiligster! durch's Leben wallen!
Dann ist auch unsre Jugendzeit
Schon Aussaat für die Ewigkeit. Amen.

H 45 881

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2006

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 003 221 434 4